Deutscher
Dichter-Frühling
der
neueren und neuesten Zeit.

Herausgegeben
von
A. Hungari.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1854.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

(Überschrift, von Friedrich Bodenstedt.)

Balladen, Romanzen, Volkssagen und Erzählungen.

(Überschrift, von Ludwig Bechstein.)

*

Bunte Gestalten.

(Überschrift, von Adolph Stöber.)

Soldaten-Bilder.

National-Bilder.

Friedliche und schmerzvolle Bilder.

Bilder des Wahnsinnes.

Bilder aus dem Räuber-Leben

Tod und Grab.

Mährchen-Zauber.

(Überschrift, von Uffo Horn.) Seite

Gleichnisse.

(Überschriften, von Friedrich Hebbel und Ernst Freiherr von Feuchtersleben.)

Still-Leben.

(Überschrift, von Dilia Helena.)

Heiteres Still-Leben.

Wehmüthiges Still-Leben.

Druckfehler.

Seite 47 lese man in der Einschaltung: „Amalungenlied."

„ 58 sollte das Gedicht: „Die Kaisergräber" stehen, und erst Seite 59 das Gedicht: „Der letzte Klang der Staufenglocke" folgen.

„ 71 heißt der Vorname: „Christian Joseph" statt: L.

„ 132 lese man in dem Gedichte „Camoëns": Portugal statt: Portugall.

„ 565 lese man in der ersten Zeile der letzten Strophe: „Und kurz: es wird" statt: „Und kurz: er wird."

„ 570 lese man in „Des Dichters Ernte" in der dritten Zeile der ersten Strophe: „früchtebeladnen" statt: fruchtbeladnen.

„ 622 lese man in dem Gedichte „Abschied" in der neunten Zeile: „Ruht in Frieden Berg und Thal," statt: „Sucht in Frieden Berg und Thal."

Deutscher Dichter-Frühling.

Zweiter Band.

Worin besteht, Mirza Schaffy,
Der Zauber deiner Poesie?

Daß du in Allem wahr bist
Und die Natur zu wahren weißt,
Daß du in Allem klar bist,
Und Wort und Sinn zu paaren weißt;

Daß du nur nach dem Rechten greifst
Und Alles recht betrachtest —
Daß du nur Diamanten schleifst
Und Kiesel nicht beachtest.

Friedrich Bodenstedt.

Balladen, Romanzen, Volkssagen

und

Erzählungen.

Eine graue Burgruine
Steht im Abendsonnenglanz,
Epheu webt, der immergrüne,
Um die Trümmer seinen Kranz.

Und ein Sänger mit der Zither
Wandelt singend durch das Thor,
Die Gestalten kühner Ritter
Ruft er aus der Gruft hervor.

Und der Sage Wunderblüthe
Flicht sich in den Liedesstrauß,
Sonne, Epheu, Sang und Mythe
Zaubern jung das alte Haus.

Ludwig Bechstein.

Marcus Curtius.

Schaut Marcus Curtius! — In Triumphespracht
Heim zog er mit dem Heer aus heißer Schlacht.
Doch ihrem Festmarsch, ihrem Siegsgesang
Antwortet nicht des Jubels Wiederklang.
Was ist's, daß Roma, die doch sonst mit Lust
Drückt jeden tapfern Sohn an ihre Brust,
Heut' nicht zum Willkomm froh entgegeneilt,
Daß sie am Thor verhüllten Hauptes weilt?
Stumm grüßt den Zug sie, dann mit trübem Sinn
Lenkt sie des Feldherrn Roß zum Forum hin —
Zum Forum? nein — o Anblick voller Graun!
Das ew'ge Forum ist nicht mehr zu schaun,
Statt seiner, wo sein hochgeweihter Grund
Gestanden, gähnt ein breiter Schreckensschlund.
Als über den der Held sich staunend neigt,
Zuckt seine Wimper und sein Streithengst steigt,
Denn unermeßlich tief, ein Riesengrab,
Senkt sich die Felswand unter ihm hinab.
Und Roma spricht: „Verkündet hat Apoll,
Daß nie mehr diese Kluft sich schließen soll,
Es wäre denn, daß als ein Opfer drein
Versenket wird das Köstlichste, was mein. —"
Da brachten ihre Schätze Jung und Alt,
Des Goldes Fülle warf man in den Spalt,
Es riß die Braut den Kranz aus ihrem Haar,
Der Kette Schmuck bot die Matrone dar,

Der Jüngling spendet seiner Toga Zier,
Der Mann die Waffen, all das opfern wir —
Umsonst! der Abgrund schloß sich doch nicht zu.
Mein guter Sohn, so sprich, so hilf nun du!"
— Der Jüngling sinnt. Auf einmal hocherglüht
Er auf die bange Roma niedersieht,
Und spricht zu ihr mit leisem, süßem Ton:
„„Dein Bestes, Mutter, ist ein guter Sohn!'"
Dann lenkt er rückwärts, dann noch einmal stumm
Zur Sonne schaut er, dann im Kreis rings um;
Nun sprengt er an, mit freudigem Gewieh'r
Im Sturm trägt ihn daher sein herrlich Thier,
Ein Gott fast scheint er. An des Abgrunds Rand
Wie zum Gebet erhebt er seine Hand;
Nun schweben Roß und Mann in hoher Luft,
Versinken nun — im Nu schließt sich die Kluft.

Hermann Besser.

König Perses.

Rom hat den Sieg davon getragen,
Aemilius Paulus hat gesiegt,
Doch Macedonien ist geschlagen
Und König Perses unterliegt.

Den König bringen sie gefangen
Und des Gefangnen Loos ist schwer;
Er läßt den Blick am Boden hangen:
Er war einst König, jetzt nicht mehr!

Da quillt dem Sieger selbst die Zähre,
In seiner Brust ist tiefer Schmerz,
Er nimmt den König auf mit Ehre,
Er schließt ihn näher an sein Herz.

Verloren hat er Reich und Krone,
Jedoch gewonnen einen Freund:
O, muß ein König erst vom Throne,
Um zu gewinnen einen Freund!

Sie theilten Alles, und sie lagen
Auf Einem Polster bei dem Mahl,
Sie fuhren Beid' in Einem Wagen,
Nur Einmal nicht, ein einzig Mal:

Der Consul zieht mit weißen Rossen,
Im Lorbeerkranz, siegprangend ein:
Der König folgt zu Fuß, geschlossen,
In schweren Ketten, hinterdrein.

O. F. Gruppe.

Scipio.

Schau dort den Mann! Er kommt gegangen
Die Toga lässig umgehangen:
Das ist der große Scipio,
Dem sich Carthago gab verloren,
Vor dem von Roms geborstnen Thoren
Des Barkas grauser Enkel floh.

Es ist der Weg zum Capitole,
Den er mit ruhmbeschwingter Sohle
Als Triumphator einst erstieg.
Er geht nach ernster Römersitte
Auch heut hinauf mit festem Schritte,
Als führt' er eine Schaar zum Sieg.

Und dennoch dürft' er heute zagen!
Mag jedes Haupt er überragen,

Die Mißgunst haßt sein großes Thun.
Er ist verklagt als Landverräther,
Und vor dem Hof der greisen Väter
Erhebt die Klage der Tribun:

„Wir haben Gold dir reich gesendet;
Es ward auf diesen Krieg verschwendet
Des Volkes Schweiß und letzte Kraft!
Dir haben wir uns überlassen,
Du hast verstreut des Silbers Massen:
Wohlan, so gib uns Rechenschaft!

„Stolz gibst du reiche Pracht zu schauen;
Rings an den Bergen, auf den Auen
Wird Öl und Korn und Wein dir reif!
Wer mag dem Zweifel da gebieten?
Und drum im Namen der Quiriten
Verklag' ich dich auf Unterschleif!"

Da hebt sich Scipio vom Sitze,
Es bleiben seines Auges Blitze
Mitleidig auf dem Kläger ruhn.
Aufschlägt er eine Bücherrolle,
Und mild, als wüßt' er Nichts von Grolle,
Beginnt er seine Rede nun:

„„Leicht wär's, ihr Väter, mir zu rechten!
Ich schrieb im Feld in heißen Nächten
Dieß Rechnungsbuch mit eigner Hand
Von meinem Quästor untersiegelt,
Deß Lippe jetzt der Tod verriegelt,
Ist's meiner Ehre giltig Pfand.

„„Und weil mich die Erinnrung freute,
So hielt ich's aufbewahrt bis heute:
Nun aber dünkt mich, ist's genug.
Zu fragen nach Beweis und Pfande,
Es wäre mir und euch zur Schande —
Dieß meine Antwort: kommt zum Spruch!'''

Er schweigt und reißt das Buch in Fetzen
Und wirft es zu des Hofs Entsetzen
Auf's Kohlenbecken Stück für Stück.
Dann schürt bedachtsam er die Flammen,
Bis es zu Asche fiel zusammen,
Und geht zu seinem Sitz zurück.

Still wird's — dann jauchzt es in der Runde:
„Frei, frei von Schuld!'" aus jedem Munde;
Der Kläger bebt in banger Scham.
Doch in dem wilden Beifallrufen
Neigt sich der Held, und geht die Stufen
Hinab so ruhig wie er kam.

Gottfried Kinkel.

---

1. Drusus in Deutschland.

Im Herzen Deutschlands stand der Römer Heer,
Des stolzen Drusus tapfre Legionen.
Im weiten, weiten, grünen Wäldermeer
Senkten die Eichen ihre stolzen Kronen.

Und immer weiter fiel nun Wald an Wald,
Dumpf klirrte nieder jede deutsche Keule;
Stolz flog des Römers mächtige Gestalt
Darüber hin wie eine Feuersäule.

Doch plötzlich — halt! es bäumt sich wild sein Roß
Und vor ihm steht — von Blitzesglut umflossen,
Die aus den Wolken, aus den Augen schoß —
Ein mächt'ges Weib, als wie in Erz gegossen.

Ein graunvoll Schweigen liegt auf weitem Rund,
Der starke Römer schwanket bleich im Bügel,
Da ruft das Weib wie mit Drometen Mund:
„Nicht weiter mehr! — nun lenke deine Zügel!

„Nicht weiter mehr! — hier steck' ich dir ein Ziel;
Ich warne dich, — du! höre meine Stimme.
Treib' mit der Freiheit nicht ein freches Spiel,
Du kennst sie nicht in ihrem wilden Grimme!" —

Sie hob die Rechte wie ein Schwert, — verschwand
Im Waldesrauschen und Gewitterdampfe!
Die deutsche Freiheit hat man sie genannt —
Und Drusus fiel nach neuem, frechen Kampfe.

---

2. Germanicus im Teutoburger Walde.

Großer Feldherr, stolzer Römer! schaust so sinnend thalwärts nieder;
Greifst zum Schwerte, blickst nach Oben; senkst das Heldenauge wieder;
Dort in Deutschlands stolzem Walde lehnst du ernst an einer Eiche:
Jetzt in Blitzen, dann in Thränen strahlt dein Angesicht, das bleiche.

„Dort fiel Varus! — hier mein Bruder!" — ruft ein greiser Römerkrieger,
„Ringsum bleichen die Gebeine tausend kühner Weltbesieger!"
Nur die Adler in den Horsten und die Eichen können zeugen,
Daß sie sahn wie stolze Römer weinend sich zur Erde beugen.

Und der große Römer winket, nicht ein Wort hat er gesprochen,
Doch verstehn ihn seine Krieger, sammeln rasch die weißen Knochen;
Drauf die alten Panzer, Schwerter, die verrostet ringsum liegen:
Ha! wie die sich doch so freudig an die alten Herren schmiegen;

An die Arme, die vor Zeiten sie so kräftig muthig schwangen,
Als in starker Faust des Römers bis in Feindes Herz sie drangen.
Über ihnen steigen Hügel: Römersinnes heil'ge Werke,
Über ihnen steigen Hügel: stolze Zeichen deutscher Stärke!

C. A. Schlönbach.

Nero.

Schwarzgrau im blauen Sternenhimmel ragen
Die Riesenbauten der alten Rom;
Auf leisen Wellen gleitend hingetragen
Zieht eine Gondel auf dem Tiberstrom.

Drin lehnet, weich geschmiegt auf reiche Kissen,
Ein schöner Jüngling, zart und blond gelockt,
In bangender Erwartung hingerissen;
Horch! wie sein Odem wechselnd stürmt und stockt.

'S ist Nero. Statt der zack'gen Weltenkrone,
Die gar zu hart des Weichlings Stirne drückt,
Hält eines Rosenkranzes Purpurzone
Mit weicher Glut die Schläfen ihm umschmückt.

Was sucht sein Aug' so scharf auf Roma's Zinnen?
Er kann's erwarten kaum, wovor ihm graut;
Er bebt, seufzt auf: „Will es noch nicht beginnen?"
Sein Herz, vor banger Lust, pocht wild und laut.

Jetzt — durch des Himmels Dunkelblau ein Streifen —
Schau hin! ein Flämmchen leckt sich hell empor —
Und dort, und dort, ha! wie sie schlängelnd schweifen!
Jetzt bricht's aus tausend Dächern loh hervor.

Rings ist der Himmel brandroth überhauchet,
Und Flamm' und Dünste spiegeln sich im Fluß;
Empor, hinab Glutdoppelwölbung tauchet,
Furchtbarer Schöne, wie aus Einem Guß.

Und in der Glutenrundung Mittelpunkte
Rudert der Kahn in Schaukeltakten leis,
Drin, lichthell, Amphora und Becher prunkte,
Und auf dem Weine schwamm ein Rosenreis.

Und Nero — so ist einem Gott zu Muthe,
Der, wild zerstörend, thront ob seiner Welt;
Graunvolle Lust spielt wild mit seinem Blute,
Die bald es peitscht, bald eisig zügelnd hält.

Von Bestien, nach malerischem Kampfe,
Schönhingestreckte Sclaven sterben sehn —
Das ward alltäglich; kaum mit leisem Krampfe
Durchkitzelt's abgeschwächte Nerv' und Sehn'.

Ein kühnres Schauspiel hat der Herr der Erde
Zu fieberischer Lust sich heut bestellt,
Auf daß die matte Brust durchschüttelt werde
Wenn seiner Weltpracht Stadt vor ihm zerfällt.

Schau! wie die Lohe seine Stirn' umfächelt;
Ein Glutenreif spielt um den Rosenkranz;
Wie, wildbegeistert, schön das Auge lächelt;
Schau seiner zarten Finger leisen Tanz!

Sie gleiten zitternd auf der Laute Saiten,
Bis er zum Kraftaccord sie zuckend strafft,
Homeros Trauerhymne zu begleiten,
Wie Ilion ward flammenweggerafft.

Oft sang, mit tieferschüttertem Gefühle,
Der Kaiser jenes Weltenschicksalslied,
Wie heut erst! da von flammendem Gewühle
Er seine Roma hell umschlungen sieht.

Wie schwellen dräuend griechisch weiche Töne,
Und wachsen, mit der Glut dort, furchtbar an!
Wie fühlt er heut des Liedes Riesenschöne,
Da ferner Angstschrei gellt zum Ohr hinan!

Es spiegelt sich die Glut in wilder Thräne,
Fast hemmt das Weinen seines Sangs Erguß,
Und süß ermattend sinkt er an die Lehne —
Hier eint sich, traun! Natur= und Kunstgenuß! —

Jetzt ist die Hälfte Roms in Schutt gesunken,
Die letzte Glut stirbt hin, der letzte Schrei,
Hin stirbt das Lied, leis brechend, wollusttrunken,
Und manch ein Leben ist mit ihm vorbei. —

Weltreich! so weit ist es mit dir gekommen?
Der Römerkaiser muß Rom brennen sehn,
Daß ihm der Hochgenuß nicht sei benommen,
Ein griechisch Dichterwerk recht zu verstehn.

Seht! wie des Heldenvolkes Imperator,
Weibisch geschmückt bei Sang und Lautenschall,
Luftspringer bald, bald Gaukler, Deklamator,
In Herrscherhänden trägt den Erdenball.

Und fällt's ihm ein, wirft er zu tausend Splittern,
Ein eigensinnig Kind, ihn auf den Grund,
Nur daß ein neues, nie gespürtes Zittern
Den weicherschlafften Gliedern werde kund. —

Den andern Morgen ruft er wie entrüstet:
„Die Nazarener waren's! tödtet sie!"
Weil ihm nach neuen Trauerspielen lüstet,
Nach neu ergreifender Schmerzmelodie.

Für diesmal trafft du's besser, grauser Lüstling!
Wie du im dumpfen Sinne selber meinst:
Dem Römerthum, dem todtessiechen Wüstling,
Wer gibt den letzten Gnadenstoß ihm einst?

Ahnst du's? Es steht dein Thron auf morschen Füßen;
Die Nazarener tragen jetzt das Kreuz —
Einst wird vom Capitole niedergrüßen,
Ein weltbeherrschendes Symbol, — das Kreuz!

Friedrich von Sallet.

Die heilige Eiche zu Romove.

(Wendische Sage.)

Der Sturmwind braust durch des Waldes Grün,
Der Donner rollet, die Blitze sprühn.
Der donnernde Grimm des Perkun ist erwacht,
Und schleudert den Blitz durch der Wolken Nacht.
Entsetzt flieht der Sonne goldener Schein,
Doch die heilige Eiche schaut ruhig darein;
Sie nässet kein Regen, sie splittert kein Strahl,
Sie wird nicht gefällt durch der Ärte Stahl.
Und unter der Eiche heil'gem Gezweig
Da stehen zwei Männer an Jahren reich,

In weißem Gewande, mit weißerem Haar,
Das eines Jahrhunderts Schmuck ihnen war;
Und um sie im weiten Kreise herum
Da knieen die Ihren, laut schluchzend und stumm.
Drauf einer der Greise im weißen Talar,
Mit goldener Kron' in dem silbernen Haar,
Erhebt das mit Narben geschmückte Gesicht,
Zu den Seinen, den Knieenden, also spricht:
„Bei hellem Tag und in dunkeler Nacht
Hab' ich euch geführt in die Heldenschlacht,
In die Heldenschlacht zu gerechtem Krieg,
Und blitzte mein Schwert, so blitzt' es euch Sieg.
Gebeugt ist des Feldherrn Rittergestalt,
Erschlafft ist des eisernen Armes Gewalt,
Es trübt sich der scharfe, kühnfordernde Blick,
Und die Ruh' ist jetzt Widewud's Ehre und Glück!
Mein Schwert ist des Altars Waffe — der Stab,
Ich schleudre ihn von mir und steig' in mein Grab!" —
Der zweite der Greise im Priestergewand
Erhebet zum Segen die zitternde Hand:
„„Sei stark stets mein Volk, in Einheit ruht Kraft,
Aus dem Stamm springt der zweigebelebende Saft!
Den Stamm hält der Wurzeln unsichtbares Band,
Euch binde die Liebe zum Vaterland!
Wie der Baum sich erhebt in die bläuliche Luft
Und sprosset in Blüthen und athmet in Duft,
So hebet eu'r Herz zu den Göttern empor,
Die sich bergen hinter dem wolkigen Thor;
Und fleht zu Potrimpos, dem Spender des Glücks,
Und opfert Perkullon, dem Herrn des Geschicks!
Lebt wohl denn! noch heut' werd' im Grabe ich ruhn,
Mich rufet der Herrscher des Donners, Perkun!"" —

Da blinkt durch die Zweige das flammende Roth,
Die Götter, sie winken zum Opfertod,
Es flüstert hin durch den heiligen Baum,
Wie die leise Ahnung vom Todestraum.
Es wandeln die Greise mit heiligem Sang,
Die Brüder die Pfade zum Holzstoß entlang.
Schon zucken die Flämmchen, die Menge harrt stumm,
Da wenden sie segnend sich nochmals um,
Und gehen mit gläubig vertrauendem Blick.
Sich opfernd, entgegen der Seligkeit Glück.
Hoch steigen hinauf in die düstere Luft
Des Volkes Gebete, des Weihrauchs Duft;
Man hört die heil'gen Gesänge erschallen,
Und weiße Paniere, hoch flatternde, wallen.
Es sprühen die Funken, wild prasseln die Flammen,
Der Holzstoß stürzt krachend in sich zusammen. —
Es säuselt der West durch des Waldes Grün,
Die Sonne sinkt unter im goldigen Glühn,
Der Mond erhebt sich mit silbernem Schein —
Die heilige Eiche schaut ruhig darein.

A. E. Wollheim.

Zwei Brüder.

Kein Vaterherz ward je in Gram versenkt,
Wie Kunibald, der Führer tapfrer Gothen.
Als Zwillingssöhne ihm sein Weib geschenkt,
Hat Priestermund ihm diesen Fluch entboten:
„Zur selben Stunde sahen sie das Licht,
Zur selben Stunde sollen sie verscheiden, —
Von Bruderhand das Bruderauge bricht,
Die Knaben laß, o Fürst, sich ewig meiden!"

Das füllt mit Gift den Becher süßer Lust,
Das muß als wundes Mal im Busen brennen.
Sie scherzen lieb und hold an Einer Brust,
Und sollen sich für's lange Leben trennen?
Daß Athaulf lebt und liebt, sei nie bekannt
Dem Bruder, ach! den seine Züge schmücken,
Und Wulfila soll nie die theure Hand
Des Mitgebornen in die seine drücken.
So wuchs im Gothenland das junge Paar,
Eh' es vernahm, was hart ein Gott beschlossen,
Mild, wie die Taube, trotzig wie der Aar,
Im Laufe flink und rüstig auf den Rossen.
Da ward ihr Herz beschwert in gleicher Stund'
Mit dem Geheimniß ihrer ersten Stunde,
Da ward das bittre Loos den Armen kund,
Und fortzuziehn trieb sie die Todeskunde.
Athaulf erwählt ein Schiff mit hohem Bord;
Das trägt ihn auf den wilden Meereswegen
Durch Eis und Schnee dem unwirthbaren Nord,
Dem Sitze seiner Ahnen, rasch entgegen.
Er sucht im Wald des scheuen Rennthiers Spur,
Und Fuchs und Bären fliehen den Verwegnen.
Er spricht: „Wohl werd' ich auf der öden Flur
Dem Tritt des Bruders nimmer ja begegnen!"
Indeß schweift Wulfila im Palmenhain,
Sein Pfeil erreicht die zitternde Gazelle;
In Schlummer wieget Rosenduft ihn ein,
Er träumet süß am Rand der Felsenquelle.
Was soll nun, Priester! euer Fluch?
Wie mochtet ihr die Zukunft wohl ermessen?
Vergessen ist schon lang' der Unheilspruch,
Im Gothenland das Bruderpaar vergessen.

So schwanden endlich sechzig Jahre hin,
Von Altersmüde starren ihre Glieder;
Da steht in Sehnsucht vor der Greise Sinn
Das neue Bild der alten Heimath wieder.
Ein Jeder denkt: „Die Heimath such' ich auf,
Will sterben in den Gauen freier Gothen,
Längst schloß mein Bruder seines Lebens Lauf
Und schläft, ein Glücklicher, bei unsern Todten!"
Wie bald durchpilgern sie den weiten Raum!
Schon glänzt das Schloß im Abendstrahl den Müden;
Sie grüßen fremd sich unter einem Baum,
Zur Seite ruhen ihre schlanken Rüden.
„Willkomm, o Greis!" spricht Jeder froh gewandt
Mit trauter Heimathrede zu dem andern.
„Gewiß, du zogst aus fremder Männer Land;
O sage mir, wohin dein spätes Wandern?"
Da treibt die Rüden grimme Zorneswuth,
Sie fallen gleich sich an mit scharfen Bissen.
Auf springt das Paar, es brennt der Greise Blut;
Mag doch sein treues Thier kein Jäger missen!
Das Wort der Sühne wird zum Groll und Zank,
Mit gleichem Recht greift Jeder nach dem Schwerte —
Und eh' die Sonne noch in's Meer versank,
Trank Bruderblut von Bruderhand die Erde.
Zur Leichenschau zog aus dem Ahnenschloß
Held Kunibald, der Führer tapfrer Gothen;
Die Thrän' im Barte stieg er von dem Roß,
Und betend fiel er auf den blut'gen Boden:
„„Zur selben Stunde sahen sie das Licht,
Zur selben Stunde sollten sie verscheiden!
Was euer Mund, ihr ew'gen Götter, spricht,
Sind wir zu klein, im Staube hier zu meiden!""

August Nodnagel.

Die Jagd des Moguls.

Von dem persischen Pfühl, in dem Purpurgezelt
Sprang säbelumgürtet der Herr der Welt;
Wie die Schlünde der See bei des Nordsturms Nahn,
So ertosten die Thale von Hindostan,
Denn der Mogul ritt zum Jagen.
Und es tanzte der Hengst über knirschenden Sand,
Doch schwer hin stampfte der Elephant,
Wie ein Wandelgebirg', mit dem Thurme geschmückt,
Und des Thurmes Gebälk war lanzengespickt
Und sein Dach mit Schilden beschlagen.
Und die Zeltwand fiel, und der Kaiser erschien,
In den Staub hin sanken die Völker um ihn,
Tief beugte sein Knie der Elephant,
Und der Fürsten Stirne ward wund im Sand,
Und zitterte Sclave und Rajah.
Doch im schnellenden Satz auf sein perlfarb' Thier
Von des Negers Genick sprang Dschehan-Gir,
Es erglänzte der Fürst wie des Geri Haupt,
Wenn das Donnergewölk tief unten schnaubt
In den Schlünden des Himalajah.
Sein geschmeidiger Leib war goldgeschuppt
Und in Scharlachgeweb' der Schenkel verluppt,
All' Sattel und Zaum mit Perlen gezackt,
Und der Säbelgriff ein einz'ger Smaragd,
Der Goldhelm reiherbefiedert.
Und der Goldstoff rauschte, die Feder stob
Und der silberbeschlagene Schimmel schnob;
Wie die Schlange, die lange sich stumm geballt,
So rasselte durch den Palmenwald
Der Jagdzug farbig gegliedert.

Und der Wald war dicht und schwarz das Grün,
Und prächtig des Palmdachs Baldachin,
Durch das Rankengewirr, da kam es gesetzt,
Und es schnarchten die Pferde und standen zuletzt,
Den Odem zogen die Krieger.
Und der Fürst hielt vorn, in den Bügel gestemmt;
Doch die Zunge heraus und den Schweif geklemmt,
Das gelbliche Fell schwarzroth gestreift,
Und das gelbliche Aug' blutroth gereift,
Ansprang den Kaiser der Tiger.
Hoch bäumte der Hengst von der Schaufel gepreßt,
Doch es saß das Gethier und krallte sich fest,
Schwer stöhnte das Roß in des Raubthiers Druck,
Und es riß sein Fell von der Planken Ruck,
Aus den Höhlen quollen die Lichter.
Doch der Kaiser saß fest, das Haupt nach vorn,
Seinen seidenen Bart aufsträubte der Zorn,
Wild war der Tiger und wilder der Khan,
Und entsetzlich war's, wie sie an sich sahn
In die funkensprühnden Gesichter.
Hinstürzte der Hengst und der Tiger mit ihm,
Doch der Kaiser lag auf dem Ungethüm,
Und sie lagen im gräulichen Ringen gesellt,
Und die heulende Bestie würgte der Held,
Doch lautlos standen die Krieger.
Es erhob sich kein Arm und kein Stahl ward bloß;
Da rief ein Scheich: „Ich wage den Stoß,
Ich wage den Stoß und befreie den Khan!"
Und er zückte den Dolch, da war's gethan,
Er hatte erstochen den Tiger.
Aufkochte der Fürst wie ein Wirbel der Flut,
Seine Rüstern dehnte die schnaubende Wuth:

Ein flirrendes Rad und ein pfeifender Streich
Und über den Tiger hin sank der Scheich;
Sein Kopf entrollte mit Zucken.
Krumm wurden die Rücken und scheu der Blick
Und locker ward ein jedes Genick.
Und er sprach, und sein Säbel war noch nackt:
„„Da wo der Löwe den Tiger packt,
Da soll der Hund sich ducken!““

Moritz Graf von Strachwitz.

Sultan Alb Arslan.

„Sclaven, reichet mir den starken Bogen von des Zeltes Wand!
Den Verräther Ali strafen will ich schwer mit eigner Hand.“
Also spricht der tapfre Führer der Seldschuken zornesroth,
Unter seinem Turban blitzen finstre Augen Mord und Tod.
Wilder schüttelt seine Mähne neben ihm der Lieblingsleu,
Und die feigen Sclaven zittern vor dem Herrscher todesscheu.
Eine Schaar mordlust'ger Neger bricht sich durch die Menge Bahn,
Und nach seinem Opfer blicket rachedürstend Alb Arslan.
Mag des Herrschers Auge drohen, wild entflammt im Rachestrahl;
Ruhig blickt entgegen Ali, festgeschnürt am Henkerpfahl.
Und den schweren, todgeübten Bogen, den kein Andrer spannt,
Faßt und rüstet zorneshastig Sultan Arslan's starke Hand.
Scharf nun zielt er, und die Waffe zischend von der Sehne schwirrt;
Doch zum ersten Mal am Herzen ist der Pfeil vorbeigeirrt.
Von der Feder kaum berühret, schleudert Ali ihm zurück
Stolz, mit lächelnder Verachtung, seinen Pfeil und Todesblick.
Arslan staunt dem Unerhörten; wüthend über solche Schmach,
Schießt er dem verhöhnten Pfeile rasch den zweiten schärfern nach.
Heißer ihm auf Stirn und Wangen glüht herauf der Rache Glut.
Brausend fliegt das rasche Eisen; doch es fließt kein Tropfen Blut.

Schnaubend, ein gereizter Tiger, greifet nun zum dritten Mal
Wild der Sultan in den Köcher, rufend, daß es hallt im Thal:
„Allah selbst vom fernen Himmel trifft mit seinem Donnerkeil
Das erkorne Todesopfer sichrer nicht, als dieser Pfeil!"
Und er spannt bis an die Schulter das gewaltige Geschoß;
Wie ein Blitz durchzückt's die Lüfte; doch kein Tropfen Blutes floß.
Seht! urplötzlich reißt sich Ali los vom ehrnen Kettenjoch;
Seht! er springt vom Todespfahle übermenschlich, riesenhoch!
Die zerknickte Eisenkette höhnend hin zur Erde klirrt,
Auf den Sultan stürmt der Sclave schneller, als der Pfeil geschwirrt.
Sultan Arslan stürzt zu Boden unter Ali's grimmer Faust,
Wie vom Streich der Axt im Walde laut die Eiche niederbraust:
„Allah! Allah! durch den Sclaven trifft mich mein verdienter Tod!
Dein vergaß ich übermüthig, frevelnd brach ich dein Gebot!
Als ich heut' im Morgenstrahle musternd sah mein tapfres Heer,
Dacht' ich, Allah! zu gebieten dir gleich über Land und Meer!
Allah! dir sich gleich zu wähnen wage nie ein Muselmann!"
Spricht es — und es stirbt des Orients Schrecken, Sultan Alb Arslan.

Alexander Graf von Würtemberg.

Gerechtigkeit und Güte.

Bagdad's Beherrscher, Harun al Raschid,
Der hohen Menschen einer, deren Namen
Mit Recht der Welt gepriesen überkamen;
Ein Mann, deß' Auge seinem Machtgebiet
Als schöne Sonne auf- und niederging,
Der mit des Rechts demantnem Siegelring'
Jedwede Urkund' seiner Pflicht geschlossen,
Dem einer Kränkung Thräne nie geflossen;

Der mächt'ge, allbewunderte Kalif
Versank — oft pflegt es Edlen zu geschehen,
Daß sie, obgleich zu Macht und Glück erkoren,
Den Schmerz, durch sie an Anderen beschworen,
Als ein Phantom im eignen Leben sehen, —
Harun versank in Gram; sein Blick verglühte,
Und Alles, was mit hoher Freudigkeit
Ihn sonst durchdrungen, ließ ihn kalt zur Zeit,
Er fühlte tiefe Leere im Gemüthe.
Zwar trug er schweigend seines Grames Wucht,
Doch schwerer stets umzog Melancholie
Den Geist Harun's, das Herz, die Phantasie,
Und also schien er zu sich selbst zu sagen:
„Wie hoch ist dieses Leben anzuschlagen?
Was ist, von Tausenden ersehnt, der Ruhm?
Ein theuer meist erkauftes Eigenthum!
Was ist in aller Glorie die Macht?
Ein Regenbogen auf der Thränen Nacht!
Was ist des Reichthums allerwünschtes Gut?
Ein Strom, der viel zerstört durch seine Flut!
Was ist der Liebe hochbesungnes Glück?
Ein schöner aber flücht'ger Frühlingsblick!
Was ist die angestaunte Wissenschaft?
Das Licht des Mondes ohne Sonnenkraft!
Was Kunst? Der höchste Künstler ist doch nur
Ein Bettler am Palaste der Natur!"
In schwere Fesseln von so strengen Fragen
War des Kalifen edler Geist geschlagen,
Und schmerzbelastet trug er sich dahin.
So fand ihn eines Tages Nuradin,
Der Weise. Hundert Erdenjahre hatten
Den Nacken ihm nur sanft gebeugt. Er kam

Zu al Raschid, von dessen hohen Thaten
Er viel gehört, wie jetzt von seinem Gram.
„Was führt dich, weiser Nuradin, zu mir?"
„„Kalif, es führte Liebe mich zu dir!"" —
„Du nahtest früher niemals einem Throne."
„„Nie war die Hoheit meines Strebens Zone!"" —
„Verträgt mit Hoheit Weisheit sich so schwer?"
„„Sie stimmen selten überein, o Herr!"" —
„Dir schein' ich jetzt demnach beklagenswerth?"
„„Wie Jeder, der des innern Lichts entbehrt!"" —
„Um mich zu heilen also bist du hier?"
„„Gelingt mir's nicht, weis' mich im Zorn von dir!
Kalif"" — fuhr Nuradin mit Würde fort —
„„Krank bist du, so vernimm des Arztes Wort;
Es lastet schwerer Gram in deiner Brust,
Weil du dir dunkel — einer Schuld bewußt!"" —
„Ich einer Schuld?" ruft aus, das Auge senkend,
Gleichwie sein ganzes Leben überdenkend,
Hier al Raschid; „war ich nicht stets gerecht?"
„„Du warst's, — spricht Nuradin — doch mehr verlangt
Vom Menschen, welcher machtumflossen prangt,
Mit gutem Grund das menschliche Geschlecht!""
„Mehr als Gerechtigkeit? Was willst du sagen?"
„„Daß du dich einer Hoheit angemaßt,
Die Gottes Geist alleinig nur umfaßt;
Der Mensch darf nur gerecht zu sein nicht wagen.
Du warst gerecht, doch nur gerecht; darum
Fühlst du dich ungeliebt, wenn gleich gepriesen,
Auf dich allein mit deinem Ruhm verwiesen
Und ohne Heimath, ohne Eigenthum;
Der edle Mensch will nicht geehrt allein,
Er will geliebt auch von den Edlen sein.

Du aber hast, vom Erz des Rechts umschlossen,
Bis jetzt des Herzens Recht von dir gestoßen!"" —
Es schweigt Harun, erwägend tief das Wort
Des Weisen. Dieser fährt zu sprechen fort
Voll edler Einfachheit und hohen Muthes:
„„Ich will dich lenken, Herr, auf rechte Bahn;
Kalif, thu', was bis jetzt du nicht gethan,
Thu' nicht allein das Rechte, thu' auch Gutes!
Gerechtigkeit ist des Verstandes Sache,
Doch irren kann der Menschengeist, der schwache;
Untrüglich ist nur Eins: Wohlthätigkeit,
Sie erntet ewig, was sie sä't zur Zeit.
Gut ist noch mehr als Recht; die wahre Güte
Ist eine wunderreiche Erdenblüthe,
Die hier und dort zu tausendfält'ger Frucht
Geheimnißvoll reift in der Stunden Flucht.
Ich achte dich für gut; so zeig' es auch,
O Herr, und strahle üb'rall reiche Wonne
Hin auf dein Volk als seine Lebenssonne
Mit deines Herzens mildem Himmelshauch;
Such' nicht nur das Verdienst, um ihm zu lohnen,
Such' nicht das Unrecht nur, um es zu strafen;
Es ankern ja in eines Herrschers Hafen
So viele Schiffe und aus allen Zonen.
Ich will dein Lotse sein, ich will dich führen
Hin durch das Leben deiner Unterthanen,
Wovon dich niemals noch beschlich ein Ahnen,
Das wird dich da erschüttern oder rühren,
Entsetzen jetzt und jetzt entzücken, Herr;
Da werden Gram und Zweifel aus dir schwinden,
Im Wohlthun wirst du Himmelsfrieden finden,
Zurück in Schmerz versinken nimmermehr!"" —

So sprach der hundertjährige Nuradin
Zu Harun al Raschid. Und der Kalife
Umarmt mit Thränen tiefster Rührung ihn:
„Gedeutet, — rief er aus — die Hieroglyphe
Des Grames hast du mir in dunkler Brust,
Genesung naht, ich bin es mir bewußt!“ —
Und seht, er hatte wieder sich gefunden,
Kaum daß ein Mond darüber hingeschwunden,
Und als der beste Herrscher seiner Zeit
Schmückt er den Tempel der Unsterblichkeit.

Braun von Braunthal.

Die Worte des Koran.

Emir Hassan, Enkel des Propheten,
Faltet seine Hände um zu beten,
Setzt sich auf den Teppich dann im Saale
Nieder, um zu kosten von dem Mahle. —
Und ein Sclave trägt vor ihn die Speise,
Und er schüttet ungeschickter Weise
Von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
Ward beflecket auf des Emirs Kleide.
Und der Sclave wirft sich auf die Erde
Und beginnt mit ängstlicher Geberde:
„Herr! des Paradieses Freuden theilen,
Die ihr Zürnen zu bemeistern eilen.“
„„Nun, ich zürne nicht!““ antwortet heiter
Hassan; und der Sclav' versetzte weiter:
„Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
Dem Beleidiger läßt angedeihen!“
„„Ich verzeihe!““ So des Emirs Worte.
„Doch geschrieben steht am selben Orte,“
Sprach der Sclave: „daß am höchsten thronen
Soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen!“

„„Deine Freiheit will ich dir gewähren,
Und dieß Gold hier, das Gebot zu ehren;
Mög' es nie geschehn, daß die Gesetze
Des Propheten Gottes ich verletze!''''

J. Ch. Freiherr von Zedlitz.

Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Arus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.
Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!
Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?''
Und Harmosan erwiedert ihm: „„In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.
„„Nur Eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!''''
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.
„Was zagst du?'' ruft der Saracen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!''

Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.
Und Omar's Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort."

August Graf von Platen.

Almansor.

Almansor klagt in der Wüste, verirrt.
Kein Vogel die brennenden Lüfte durchschwirrt;
Im Sande verloren ist jegliche Spur,
Der einzige Quell ist der Thränenbach nur,
Der heiß von den Wangen ihm fluthet.
Da nahet dem Betenden eine Gestalt,
Von weißem, glänzendem Mantel umwallt,
Verheißenden, milden, tröstenden Blicks
Und glückliche Wendung des drohnden Geschicks
Im Auge, dem seligen, tragend.
Dem Hoffenden reicht sie mit gütiger Hand,
Durchwirket mit seltsamen Zeichen, ein Band:
„Ein herrliches Wunder gönnt Allah dir —
Verbürgt ist mit dem Pfande hier
Dir des liebsten Gebetes Erhörung!"
Almansor beugte sich in den Staub;
Doch achtet es seine Seele für Raub,
Jetzt gleich zu verschwenden des Himmels Huld;
Es wuchs ihm die Kraft und die ehrne Geduld:
Er entkam dem Grab in der Wüste.

Nach Jahren wurde das Feld ihm verheert
Und das Haus und die Habe vom Feuer verzehrt;
Doch focht' es den Mann, den verarmten, nicht an:
Ihm blieben die Kräfte ja unterthan,
Die er anzurufen noch zögert.
Dann starb ihm die blühende Gattin dahin;
Er sah auf die Leiche mit heiterem Sinn:
„Ich kann ja noch immer zu neuem Glück
Aus dem Grabe rufen die Todte zurück!
Mein bist du, sobald ich gebiete!"
Die lieblichen Kinder auch pflückte der Tod;
„Es führt sammt der Mutter sie mein Gebot
Dem Leben, dem goldnen, wieder zu!"
Er lächelte sanft und schaute mit Ruh'
Die Särge versenken im Grabe.
Und Monde und Jahre noch zögert der Greis
Und sparet das mächtige Zaubergeheiß;
Er darf nur wünschen, so kehret das Glück,
Das Leben dem einsamen Hause zurück;
Oft labt sich sein Blick an dem Bilde!
Die tödtliche Krankheit nagt ihm das Mark,
Doch ist noch immer der Talisman stark;
Bald wird er beleben nun Kinder und Weib,
Sich selber verjüngen den welkenden Leib:
Die Hoffnung verscheucht ihm die Schmerzen.
An einem Morgen, da müd' er erwacht,
Beschließet er fest: „Heut sei es vollbracht!"
Er schlummerte ein und schlummerte fort:
Der Tod, der eilende, nahm ihm das Wort
Von der bleichen lächelnden Lippe.
Die Nachbarn fanden den Alten todt,
Der immer so froh war in Armuth und Noth;

Sie schmückten den Sarg mit dem seltsamen Band,
Und keiner von allen Weisen im Land
Vermochte die Zeichen zu deuten.

Gustav Pfizer.

Eine Scene auf Java.

Da wo der Jakkatarg die heiße Welle
Hindrängt in's dunkle Thal von Samarang,
Steht eine Hütte an umbuschter Stelle,
Ein leichtes Zelt aus grünem Blätterhang.
Die Palme und der Pisang mußten schmiegen
Mit ihrem Laube sich zur grünen Wand,
Worüber gitterartig Stäbe liegen
Aus Pfefferrohr als festerer Verband.
Von rückwärts legt die Samaka-Citrone
Die goldnen Äpfel auf das niedre Dach,
Und vorne nickt aus seiner hohen Krone
Der Brodbaum dem Geräusch des Flusses nach.
Ein stiller Friede liegt auf dieser Hütte,
So scheint's; kein Thier, kein Vogel störet ihn;
Indessen wälzt in ihrer grünen Mitte
Verzweifelnd sich ein Mann am Boden hin.
Das krause dunkle Haar zeigt den Malayen,
Schwarzgelb die Haut, vom eignen Nagel wund:
Vor Kurzem noch der Schmuck von Java's Freien,
Jetzt liegt er da hinwinselnd wie ein Hund.
Sie haben heimlich ihm sein Weib entrissen
Und an den Sklavenhändler hingefeilt,
Drum ist sein Herz und Angesicht zerrissen
Und seine Lippe bebt und flucht und heult.
Am Tage wälzt er sich in seinen Pfählen,
Doch wenn im heißen Ostmousson die Nacht

Vampyre schickt, der Menschen Schlaf zu quälen,
So schleicht er nach dem tiefen Thale sacht.
Dort steht der Bohon = Upas giftgeschwollen
Und pflanzt in Trauerlauben selbst sich fort,
An seinem Stamme siehst du niederrollen
In reichen Tropfen tausendfachen Mord.
Und aus dem Hemde reißt hier der Malaye
Den hohlen, dreigeschliffnen scharfen Stahl,
Und dreht ihn in dem schwarzen Todesbreie,
Bis er gefüllt, wohl zehn= und zwanzigmal.
Dann geht er still nach Haus die grüne Gasse,
Grimm lachend, wie er nie gelacht zuvor,
Und holt vom Dach die kleine Calabasse,
Ein unberührtes Vatererbe, vor.
Ein Zaubertrank ist's, hohen Muth verleihend,
Thun sich der Schlacht, des Todes Pforten auf:
Er trinkt ihn rasch, dem Tode still sich weihend,
Denn morgen gilt's den wilden Ammoklauf.
Als nun der Tag anbricht im vollen Strahle,
Wie fiebern alle sein Pulse da!
Wie glüht sein Kopf! Fort stürmt er aus dem Thale
Und läuft zur Straße von Batavia.
Blutlechzend rennt er fort: es ist als flöge
Geschwungnen Dolchs durch Straßen er und Feld,
Malaye, Christ, Chinese auf dem Wege,
Wen seine Rache trifft, der fällt.
„Ein Ammokläufer!“ hallt es furchtbar wieder,
Geschaart in Waffen brechen Alle auf,
Vom Tode zu erretten ihre Brüder,
Zu enden der Verzweiflung Mörderlauf.
Jetzt blitzen die Gewehre ihm entgegen;
Er sieht's und wendet sich zur raschen Flucht;

Doch sie verfolgen ihn auf seinen Wegen
Hin an des Jakkatarg entfernte Bucht.
Sein Hüttendach erklimmt er jähen Satzes,
Den Dolch noch immer in gekrampfter Hand,
Die dichtbelaubten Bäume rings des Platzes,
Sie decken ihn wie eine grüne Wand.
Jetzt nahen sie in dichtgedrängten Kreisen,
Sie sehen ihn, schon zielet ihr Geschoß:
Da schwingt er schnell das blutgefärbte Eisen
Und führt in's eigne Herz den Todesstoß.
Und niederkollert wie ein Ball die Leiche,
Es fließt das Blut vom Dache und im Staub;
Die zwanzig Schüsse fuhren in's Gesträuche
Und trafen der Citrone dichtes Laub.
Sie schüttelte wie eine goldne Thräne
Die Frucht auf Java's Schmerzensohn herab:
Das war die erste und die letzte Thräne,
Die da getropft auf des Malayen Grab.

C. Dräxler-Manfred.

Piasa.

Freund, du kennst den Missisippi, diesen Strom mit Meereswogen,
Der durch seine beiden Ufer wie ein Heros kommt gezogen.
Du kennst auch den Bach Piasa, der in jugendlichem Schäumen
Stürzt sich in den Strom der Ströme mit des muth'gen Rosses Bäumen.
Nicht gar fern von seiner Mündung siehst du Felsen jäh aufschießen
An des Stromes wildem Ufer, seine Brandung einzuschließen.
Steil und glatt sind ihre Wände, die sie auf einander thürmen,
Gleich als wollten sie den Himmel in der Riesenschlacht erstürmen.

Aber an der Felswand droben, welch ein Wunder ist zu schauen!
Unerreichbar Menschenhänden, scheint's von Menschenhand gehauen!
Lebte je ein solcher Vogel mit solch Riesenflügelpaare?
Hat er dort verhaucht sein Leben, ist versteint auf seiner Bahre?
Wie er breitet seine Flügel, wie er streckt die scharfen Krallen,
Gleich als wollte er im Sturme über seine Beute fallen!
Lebte je ein solcher Vogel? Wen soll ich um Auskunft fragen?
Ja, es lebte dieser Vogel, schallt es in der Wilden Sagen.
Die am Missisippi wohnen, diese Indianer alle
Können dir davon erzählen, von des Vogels Macht und Falle.
Hör', vor vielen tausend Monden, eh' die Blaßgesichter kamen
In das große Reich des Westens und brandmarkten ihren Namen,
Als der große Magolyna und Mastodon hier noch lebten,
Wo die grünenden Prärien ihren Zauberteppich webten:
Lebte hier ein Schreckens-Vogel, ungeheuer groß vor allen,
Daß er trug mit leichter Mühe einen Hirsch in seinen Krallen.
Als er einst mit Menschenfleische angefüllt den gier'gen Magen,
Wollte ihm kein anders Fleisch mehr wie das Menschenfleisch behagen,
Und er fing nun an zu jagen auf die armen Menschenkinder,
Ließ die Hirsche und die Rehe, ließ die Schweine und die Rinder.
Furchtbar hauste jetzt der Vogel, denn bei seiner großen Stärke
War er listig und verschlagen und sann nur auf Mordeswerke.
Immer saß er auf der Lauer; kam ein Indianer näher,
Nimmer konnte er entgehen diesem fürchterlichen Späher.
Plötzlich schoß er auf ihn nieder, trug ihn fort zum wilden Fraße,
Spielend erst mit seiner Beute, wie der Wind spielt mit dem Grase.
Drob entbrannten Viel' im Zorne, und es kamen manche Krieger,
Ihn zu tödten; doch der Vogel blieb im Kampfe stets der Sieger.
Ganze Dörfer wurden öde, und es herrschte dumpfer Schrecken,
Wie wenn dunkle Wetterwolken eine Gegend rings bedecken.

Keiner mochte ferner wagen mit dem Ungethüm zu streiten,
Alles floh in wilder Eile, sah man es auch nur von weitem.
Als die Gegend so verödet und das ganze Volk im Grame,
Da stand auf ein tapfrer Häuptling, Onatoga war sein Name.
Manche Schlacht hat er geschlagen, und sein Ruhm war weit gedrungen
Zu den Stämmen in dem Osten und in manchem Lied gesungen.
Ihn erfaßte tief das Elend, welches täglich sich vermehrte,
Das wie eines Brandes Flamme seine Heldenbrust verzehrte.
Drum beschloß er voller Feuer, seine Brüder zu befreien,
Sollte er auch bei dem Werke sich dem sichern Tode weihen.
Aber, daß es wohlgelinge, nahm er Rath mit seinem Gotte,
Trennte sich von seinem Stamme, und in einer stillen Grotte
Fastete er einen Monat und in brünstigem Gebete
Hohen Sinnes Tag' und Nächte er zum großen Geiste flehte:
„Du, der Herrscher dieses Lebens, Vater, deine Kinder rette,
Rette sie vor dem Piasa, o zerbrich die Sclavenkette!"
Als er so fast einen Monat hingebracht, dem Herrn zu dienen,
Ist der große Geist im Traume ihm am letzten Tag erschienen,
Und befahl ihm, daß er wähle zwanzig Krieger und ertheile
Jedem einen starken Bogen, wie auch giftgetränkte Pfeile;
Daß er darauf sich verberge in der großen Felsenhalle,
Sicher vor dem Blick Piasa's und vor dessen Überfalle.
Aber in der nächsten Nähe solle dann ein Andrer bleiben,
Frei als Opfer dem Piasa, um zum Mord ihn anzutreiben.
Stürzte er sich dann hinunter auf den Raub, den er erkoren,
Sollten alle zwanzig Krieger ihn mit einem Mal durchbohren.
Aus dem Traume fuhr der Häuptling und er dachte nach der Worte,
Die der Geist zu ihm gesprochen, und verließ die stillen Orte;
Kehrte heim zu seinem Stamme, der in großer Angst und Bangen
Lange schon des Helden harrte mit dem glühendsten Verlangen.

Was der Geist zu ihm gesprochen, alles dieses er erzählte,
Und dann schnell mit Kenneraugen er die zwanzig Krieger wählte;
Führte sie zur Felsenhalle, wie im Traum ihm vorgeschrieben.
Aber wo bleibt doch der Eine, welchen spornt so mächtig Lieben,
Daß er selbst sich stellt als Opfer für Piasa's wilde Krallen?
Wehe! auch dem kühnsten Krieger ist hier Muth und Kraft entfallen!
Nur des Häuptlings große Seele kannte weder Furcht, noch Zagen;
Freudig will er für die Brüder sein hochherzig Leben wagen!
Und er schreitet, voll den Busen von begeisternden Gedanken,
Hin zum Opfer des Piasa sonder Beben, sonder Wanken,
Und er stellt sich frei und offen dann der Felsenwand entgegen,
Wo man sah den grausen Vogel seine mächt'gen Flügel regen.
Von der Klippe warf er gierig seine Späherblicke nieder;
Doch der Held erhob im Stolze jetzt das Ebenmaaß der Glieder,
Wie die Ceder in dem Süden, wie die Eiche in dem Norden,
Wie das Meer, das majestätisch ruht in seinen weiten Borden;
Setzte fest den Fuß zur Erde, und begann dann laut zu singen
Jenen Todtensang, den Krieger immer ihren Manen bringen.
Aber kaum war er erklungen, als Piasa sich erhoben
Und sich stürzte auf den Helden, wie der Blitzstrahl zuckt von oben.
Jetzt erheben sich die Krieger, eingedenk der hohen Pflichten,
Und, den Pfeil auf ihrem Bogen, wollen sie den Feind vernichten.
Kaum erreicht den Held Piasa, als auch schnellte jeder Bogen,
Als auch jeder Pfeil begierig in Piasa's Leib geflogen.
Blutend sank Piasa nieder und im Todeskampfe stöhnte
Er so furchtbar wildes Kreischen, daß der Boden ringsum dröhnte.
Doch gerettet war der Häuptling, Onatoga war gerettet,
Der sein Volk durch Heldengröße von Piasa's Joch entkettet!
Nicht der Pfeil hat ihn verletzet, noch auch des Piasa Klauen,
Und es war in dieser Stellung wie ein Gott der Held zu schauen.

So hochherzig war der Häuptling, so hochherzig war der Wilde,
Und der große Geist des Weltalls deckte ihn mit seinem Schilde.
Zum Gedächtniß ward Piasa in die Felsenwand gehauen;
Aber jeder Indianer sieht ihn jetzo noch mit Grauen,
Und fährt er mit seinem Kahne je vorbei dem Riesenbilde,
Immer eine Kugel feuert nach Piasa's Bild der Wilde.

Wilhelm Stens.

---

1. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.
Abends wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:
Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.
Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?
In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh' die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.
Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.
Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte,
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.
Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.
Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

---

2. Unter den Palmen.

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh' den Tiger mit dem Leoparden ringen!
Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarbnem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Roth sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer Schale,
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.
Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die Rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.
Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefaßt,
Zerrend flieht er, doch der Andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sie packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den starren, mit emporgerafften Blanken.
Da — o sieh', was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schimmernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange, keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

Ferdinand Freiligrath.

Ein Faustschlag.

König Helge war ein alter Held,
Der hatte sein Schwert zur Ruh' gestellt.
Den Panzer er in die Halle hing,
Der Spinne Geweb' den Helm umfing.
Sein schwarzes Schiff die Bucht umschloß,
Auf der Weide trabte sein weißes Roß.
Er waltete gut und herrschte gerecht,
Wog strenges Maaß für Fürst und Knecht.
Das frommte Landen und Leuten baß,
Auf Norwegs Felsen wuchs Korn und Gras.

Den Pflug hinschleppte des Stieres Muth;
Der Kaufmann pflügte die blaue Flut.
Aufstiegen Städte aus wüstem Moor,
Und Freya herrschte für Aukathor.
Der Bauer, der lebte frei und froh,
Das wollten die trotzigen Jarls nicht so.
Sie ritten zu Hauf', wohl dreißig und mehr,
In des Königs Halle; da traten sie her;
Da traten sie her in Erz und Stahl,
Vom Sporenklange dröhnte der Saal.
Jarl Jrold vor den König schritt,
Hoch war sein Helmbusch und keck sein Tritt.
Sein Schwert an den Boden er rasselnd stieß,
Sein Wort er zornig erschallen ließ:
„Wir wollen nicht sitzen und Spindeln drehn,
Mit dem Normannsschwerte nicht Hafer mähn!
Wir wollen furchen, wie Harald that,
Mit dem schwarzen Segler den feuchten Pfad!
Wir wollen tragen, wie Rollo trug,
Auf Südlands Acker den Nordlandspflug!
Wir sind des Königs müd' und satt,
Der immer das Schwert in der Scheide hat!
Wir sind des Königs satt und müd',
Der Unkraut jätet und Rüben zieht!
Und wer will zähmen des Normanns Blut,
Der halte das Schwert und halte es gut!"
Jarl Jrold sprach's; der König schwieg,
Auf der Stirn ihm grimmig die Ader stieg;
Aus den Augen fuhr's ihm, wie Blitz und Flamm',
Die Brust ward voll, die Faust ward stramm.
Aus dem Sessel sprang er, der krachend brach;
Wie dumpfer Donner er also sprach:

„„Mein Aug' ist trüb, mein Haupt ist kahl,
Am Nagel rostet mein guter Stahl!
Und tragt nach dem Schwert ihr so heißen Trieb,
So nehmt für heut' mit der Faust vorlieb!""
Der König sprach es und macht' es kurz:
Er hieb dem Jarl auf den Helmessturz.
Er hieb einen Streich, einen Heldenstreich,
Daß Helm und Schädel zerbarst zugleich.
Einkrachte vom Hiebe Schlaf und Stirn,
Aufspritzte vom Hiebe Blut und Hirn.
Auf den hallenden Boden der Jarl sank hin;
Da brach den Andern der trotzige Sinn.
Sie warfen auf's Knie sich Mann an Mann,
Wollt' Keiner proben die Faust fortan.

Moritz Graf von Strachwitz.

König Sabu.

König Sabu in dem Inderlande
Stand voll Unmuth auf vom goldnen Throne,
Schob zurück den Tisch, den reichbesetzten,
Daß der Becher strömend überstürzte.
Zürnen lagert sich auf seiner Stirne,
Wie die Wetter an des Kantal's Scheitel,
Feuer sprüht aus seiner Augen Brauen,
Wie aus finstern Wolken scharfe Blitze,
Und aus seines Mundes Pforte gehen
Tief und grollend diese Donnerworte:
„Bin ich nicht der große König Sabu,
Dem das Weltall zitternd unterthänig?
Greif' ich nicht mit meiner Allmacht Armen,
Mit dem einen in des Meers Gewänder,

Mit dem andern in die Silberlocken,
Die des Himalaya's Scheitel schmücken?
Rollt der Ganges nicht, wie eine Ader
Meines Reiches Riesenleib durchschlingend?
Trag' ich nicht in meinem Königsmantel
So viel reiche, goldgeschmückte Städte,
Als die Nacht in ihrem Kleide Sterne?
Ruf' ich nicht mit meines Mundes Hauche
So viel Lanzenspitzen aus dem Boden,
Als der Sommer Blätter ruft im Walde?
Und es wagt das Volk der Turkestanen,
Das verachtete, in seinen Bergen
Mich, den großen König, zu verhöhnen?
Statt des Goldes schickt es Pfeil und Bogen,
Statt des Zinses eine Hand voll Sandes,
Keinem hätten sie Tribut gegeben,
Keinem wollten sie des Zinses reichen;
Wer da Geld von ihnen holen wolle,
Müsse erst von Pfeil und Bogen kosten,
Und von ihres Landes Eigenthume
Könnten sie nur diese Hand voll missen.
Also spotteten sie meiner Boten!
Doch so wahr die Sonne morgen wieder
Sich in meiner Herrschaft Glanze spiegelt:
Dieses Frevlervolk will ich vernichten,
Ihre Berge mir zum Schemel rüsten,
Ihre Wiesen mir zum Teppich breiten,
Und mir ihrer Wälder dunkle Kronen
An des Hutes Rand zur Zierde heften!" —
Also sprach der große König Sabu,
Und es schwillt um ihn ein Meer von Kriegern,
Und es wächst um ihn ein Wald von Lanzen,

Ein Gebirg um ihn von Kriegsgeräthen.
Aus des Inderlandes Thoren gehen
Tausend schwergethürmte Elephanten,
Hunderttausend kampfgeübte Reiter,
Dreifach so viel Volk, zu Fuße streitend.
Als den Strom des Sind sie überschreiten,
Grenze zu der Turkestaner Lande,
Bricht der König einen Zweig vom Baume,
Heftet ihn an seinen Hut, zum Zeichen,
Daß er so als Eigenthum ergreife
Weit und breit der Turkestaner Lande. —
Als die Turkestaner dies vernommen,
Sammeln sich zum Kriegesrath die Männer.
Ihre grünen Saaten hat noch nimmer
Eines fremden Rosses Huf zertreten,
Ihrer Quellen kühle Waldesbrunnen
Hat noch keines Fremdlings Mund getrunken,
Und den freien Nacken noch kein Krieger
Dienend in das Sclavenjoch gebogen.
Ihre Sprache hat kein Wort erfunden,
Das die bleiche Furcht mit Namen nenne,
Aber ungenannt auch sitzt mit ihnen
Heut ihr zitterndes Gespenst zu Rathe.
Ob auch, so viel Pfeil' im Köcher Jeder,
So viel Feinde Jeder auch erlege,
Dennoch würden ihrer übrig bleiben
Mehr als Haar' in jedes Rosses Mähnen.
Rathlos saß sie da die Rathsversammlung,
Ob sie sterben sollen, freie Männer,
Ob sie Boten an den König senden,
Zins versprechend und um Frieden bittend.
Da erhob der greise Held Ramaikas,

Der der Jahre hundert hat gesehn,
Hoch sein Haupt mit solcher Widerrede:
„„Schande euch, ihr Turkestanermänner,
Männer nicht mehr, Turkestanerweiber,
Turkestaner nicht, nein Inderslaven!
Bin ich darum nur so alt geworden,
Daß ich solche Rede muß vernehmen?
Sprecht, was zagt ihr ob des Feindes Menge?
Wenn die Ströme aus den Betten treten,
Weit und breit zum Meere sich ergießend,
Schöpft ihr aus die Flut mit hohlen Händen?
Aus der Ebne zieht ihr in die Berge,
Und die Flut verrinnt, wie sie gekommen.
Wenn der Winterschnee die Berge hüllet,
Sagt mir, tragt ihr ihn von euern Weiden?
In die Ebne zieht ihr euch hinunter
Und die Sonne macht euch frei die Berge.
Nicht besiegt ist, wer dem Feinde weichet,
Nur besiegt ist, wer sich selbst verloren!
Also lernt auch mit dem Inder streiten,
Rückwärts zieht euch in die wilde Wüste,
Und der Hunger wird den Feind verzehren,
Wie den Schnee die Sonne auf den Bergen!““
Als Ramaikas dieses Wort gesprochen,
Jauchzen Alle Beifall ihm entgegen,
Schlagen mit den Schwertern an die Schilde.
Leichte Habe raffen sie zusammen,
Denn der Krieger hat nur Pfeil und Bogen,
Schwert und Roß zu seinem Eigenthume.
Öde wird's im Turkestaner Lande,
Öd' in Thälern, öde auf den Bergen,
Und der heiße Wind verweht die Spuren
Leicht der Fliehenden in sand'ger Wüste. —

Kunde ist dem König Sabu kommen,
Von des Feindes Flucht die rasche Kunde,
Und es grollt sein Geist in finsterm Muthe.
„Sollen ungestraft die Frechen fliehen?
Nein, bei'm Haar will ich sie eilend fassen,
Rückwärts von dem Roß die Stolzen reißen,
Müßt' ich auch bis zu des Weltalls Rande,
Zu der Erde Angeln sie verfolgen!“ —
Aufgenommen hat die gier'ge Wüste
König Sabu's Heer vom Inderlande,
Gerne wird sie Lebendes empfangen,
Ungern Lebendes zurück nur lassen.
Und der Sonne Pfeile fallen glühend
Nieder auf der müden Krieger Häupter,
Durch die Wüste weht der gift'ge Samum,
Markverzehrend, mit des Todes Hauche,
Seine Wellen trügerischen Sandes
Wirft das öde Meer nach allen Seiten,
Und der Brunnen heiß ersehntes Labsal
Kann des Spähers Auge nicht erkunden.
Sieben Tage sind dahin gegangen,
Sieben lange Nächte sind vollendet,
Und am achten Morgen tritt des Todes
Finstrer Engel in die Kriegerschaaren.
Klein und dürftig ist er angekommen,
Wie ein Kind, das um die Gabe bettelt,
Doch er ist zum Riesen angewachsen,
Furchtbar groß in einer Stunde Wechsel.
Gräßlich schwillt sein Leib vom Blut der Rosse,
Der Kameele und der Elephanten,
Und zum Fleisch der Männer, ungesättigt,
Greift er bald mit seinen gier'gen Händen.
Ob die Sonne steige, ob sie sinke,

Nicht des Schlafes, nicht der Ruhe pflegt er,
Mit den Füßen steht er in der Wüste,
Mit dem Haupte reicht er in die Wolken,
Von den Händen trieft das Blut der Krieger,
Und sein Athem welkt die frische Blüthe.
Welche Wolken steigen in der Ferne?
Sind es Sandgewölke? Nebelstreifen?
Nein, es ist das Volk der Turkestanen,
Fernher von den flücht'gen Rossen streitend,
Und der Pfeil von ihres Bogens Sehne
Ist ein Bote mehr des Todesengels.
Rückwärts, rückwärts, stolzer König Sabu!
Kannst den finstern Gegner nicht bezwingen,
Läg' ihm auch dein ganzes Reich zu Füßen,
Seinen Hunger wirst du doch nicht stillen!
Eile, denn die Wolken stehn am Himmel,
Eile, denn die Ströme sind ergossen,
Ob du hier die Glut der Wüste athmest,
Rückwärts schwillt erzürnt der Strom des Berges.
Wirf dich in die Flut, die wild empörte!
Ja, der König ist ein wackrer Schwimmer,
Und es ehrt sein heilig Haupt die Welle;
Doch die Diener, niedern Bluts entsprossen,
Nimmt der Flußgott zürnend sich zum Raube.
Einsam steht der König nun am Ufer,
Schaut zurück zum Land, das er geflohen,
Rückwärts in der Turkestaner Lande.
Von den Tausenden, die mit ihm waren,
Von den Siegen, die sein Zorn verheißen,
Von den Bergen drüben und den Wäldern,
Ist ihm nichts, ihm gar nichts übrig blieben,
Als der Zweig, den er vom Baum gebrochen,
Als ein armes, dürres Reis am Hute.

Schweigend ist der König heimgekommen,
Schweigend hat er seinen Stuhl bestiegen.
Und das arme, dürre Reis am Hute
Hat er nie von seinem Hut genommen.

Heinrich von Mühler.

Hako.

Hako, Nordland's König, steht am Strande,
In der Rechten den zerbroch'nen Speer;
Vor ihm schäumt am eisbedeckten Rande
Brüllend das vom Sturm gepeitschte Meer.
Sohn und Enkel, Bruder und Vasallen
Sanken ihm in heißer Männerschlacht;
Glück und Ruhm ist von ihm abgefallen,
Und vernichtet seine Herrschermacht.
Eine Thräne perlt in seinem Blicke
Und er spricht, dem Knappen zugewandt,
Der mit ihm dem blut'gen Kampfgeschicke
Wunderbar entronnen zu dem Strand:
„Geh' und lass' vom Wahlplatz mir die Todten
Tragen an des nahen Schiffes Bord;
All' den Treuen sei dort Raum geboten,
Die entrissen mir der Schlachtenmord.
Gib dann eine Stelle meinem Throne
Vor der vielgeliebten Heldenschaar,
Reich' mir auch das Scepter und die Krone,
Und den sammtnen Purpurmantel dar!"
Und der König wandert zu dem Schiffe,
Harrt dort still, bis sein Befehl vollbracht;
Schon versinkt der Tag am Felsenriffe
Und im fernen Dunkel naht die Nacht.

Da voll Würde schreitet er zum Throne;
Ihn umrauscht das lichte Sammtgewand,
Herrlich blitzt auf seinem Haupt die Krone
Und das Scepter glänzt in seiner Hand.
Und er setzt sich, schaut mit Herrschermiene,
So, wie er gepflegt in Glück und Ruhm,
Als ob Jeder seinem Wink noch diene,
In dem Kreis der Todtenschaar sich um.
Da auf einmal brechen helle Flammen
Aus des Schiffes innerm Raum hervor,
Schlagen um den edlen Greis zusammen,
Lodern zu dem Sternendom empor.
Und das Fahrzeug, von dem Sturm ergriffen,
Segelt schnell in's off'ne Meer hinein.
Weit erglänzt die Flut; wie bricht an Riffen
Sich der vollen Feuergarbe Schein!
Plötzlich mitten in der Wasserwüste
Schwinden spurlos Schiff und Flammenglut,
Und die Feinde starren von der Küste
Staunend auf die mondbeglänzte Flut.

Adolph Bube.

König Amalung's Rede.

(Aus: „Das Amelungenlied.")

Einst saß der König der Gothen in seinem hohen Saal,
Und um ihn seine Helden an einem frohen Mahl
Der Saal der war umhangen mit schönen Geweben fein,
Und rother Most floß ringsum, und ringsum weißer Wein.
An seinem eigenen Tische ein jedes Geräthe war
Und jeder festliche Becher von Silber rein und klar.
War Mittag und die Sonne durch alle Fenster schien,
Und goß ihr helles Glänzen auf all die Harnische hin.

Da reckte der alte König wohl über den Tisch die Hand:
„Nun sitz' ich schon zwanzig Winter daheim in meinem Land.
Die Gaue hatten Frieden, kein Waffenzug geschah;
Doch hat sich Vieles verändert, das früher das Aug' hier sah.
Nun glänzt in unserm Saale viel herrlich die Königspracht,
Von Helden ist er gefüllet, von Häuptlingen groß an Macht.
Wir haben der Harfe Freuden und der minnigen Frauen viel;
Es wechselt der goldne Becher mit lieblichem Saitenspiel.
Doch Mehres ist anders worden allhier in unserm Kreis;
Mein Haar war rabenschwarzes, jetzt ist es taubenweiß.
Mein Harnisch kam nicht von mir wohl Vierteljahre lang;
Mein Schwert war roth und schartig, und kannte den lauten Klang.
Die Schilde sind wie Spiegel, die Hengste in der Ruh';
Einst flogen sie durch Feuer, das dünkt nun dem Ritter nicht gut:
Es soll ihm jetzt nicht schütteln der Busch auf dem Eisenhut.
Was deuten die weißen Locken, als daß ich sonder Schall
Erbleichend zur Grube fahre wie meine Väter all?
Und wenn ich hinabgegangen, ist's aus wie Saitenklang,
Da Heldenthaten leben wohl manch Jahrtausend lang." —
Und als der König gesprochen, da ward kein Laut im Saal,
Die sah'n erröthend die Schwerter erglänzen im Sonnenstrahl.
Und aus im dakischen Lande des Königs Machtwort ging,
Vor jeglicher Stadt am Thore der Schild und die Lanze hing.
Vom Dniester bis zur Donau, vom Dniester bis zur Theiß,
Da wurden Schwerter geschmiedet, da glühten die Essen heiß.
Da ritt man zu die Rosse, da fügte man Helm und Schild;
Es schaute aus jeder Hütte des Krieges blutiges Bild.
Da tönten die Hochgebirge wohl dreier Monden lang,
Da schollen die Donauufer von lauter wildem Klang.
Der König aber ließ schreiben dem Kaiser ein stolzes Wort;
Sechs wohlgerüstete Ritter, die trugen dasselbe fort:

„So schreibt dem Kaiser Valens des Sigeher alter Sohn:
Du bist uns Sühne schuldig und zögerst lange schon.
Drum sende für meinen Sohn die schöne Tochter dein,
Und sechszig gezierte Mägde, die sollen bei ihr sein.
Und sende mir sechszig Ritter mit bestem Zeug dabei,
Ein Jeder mit einem Knappen, ein Jeder mit Rossen zwei.
Der Habichte sechszig sende, zur Jagd gezogen gut,
Und sechszig Waidmannshunde, geübt und von ächtem Blut.
Ein goldnes Halsband trage der Beste von seltner Art,
Das Seil daran geflochten aus deinem Kaiserbart.
Dies Alles, damit du wissest, noch Bessere gibt's denn du,
Wo nicht, so rüste dich bestens, und sieh dann weiter zu!" —
Sie kamen über die Donau, sie kamen zum Kaisersaal,
Und brachten das Gothenschreiben, der Kaiser saß am Mahl.
Er las das Schreiben selber, da wurde sein Antlitz roth:
„„Hört an, ihr Römerhelden, wie da ein Barbar mir droht.
Die Wir die Waffen lehrten, die Uns gedient um Lohn,
Die wollen Tribut nun haben und senden uns Bauernhohn.
Doch eh' denn das geschehe, will blutig ich untergehn.
Wohlan, sie werden zerstäuben, wenn sie den Kaiser sehn!""

Joseph Anton Henne.

Königsrache.

1.

Von heißem Kampfe ruht König Chlodwig's Heer,
Die bärt'gen Krieger stützen sich auf den starken Speer;
Die Beute liegt in Haufen, zur Theilung schon bereit
Gold, Silber, blanke Waffen und köstliches Geschmeid'.
Gebeugt und schwankend naht, mit Locken silberweiß,
Mit grünem Friedenszweig ein hochbetagter Greis;
Er beugt das Knie vor'm König: „Dein Walten ist gerecht,
Wenn streng auch; du bezwangst uns im ehrlichen Gefecht.

Du nahmst mir Alles, Alles; doch klag' ich nicht darob;
Beschlossen es die Götter, so sei den Göttern Lob!
Nur Eines, großer König, nur Eins gieb mir zurück,
Der letzten Stunden Trost und meines Elends Glück!
Sieh' jene weiße Urne, von feinem Marmorstein;
Sie schließt des einz'gen Sohnes geweihte Asche ein!
Er starb im blut'gen Kampf, auf rothem Siegesfeld,
Drei Wunden auf starker Brust; er war wie du ein Held!"
Der König winkt ihm gnädig: „„Gewährt ist deine Bitt'!""
Und aus den Reih'n ein Krieger trotzigen Muthes tritt.
Stolz auf das Schwert die Linke gestemmt, spricht er in Ruh':
„Mit Nichten ist sie's, König! Uns steht's Gewähren zu!
Du schwurst, uns treu zu führen in Streit, Gefahr und Noth;
Wir schwuren, dir zu folgen zum Siege oder zum Tod;
Doch die errung'ne Beute, noch ungetheilt zur Stund',
Gehört dem ganzen Heere. Das sei dir, König, kund!
Doch um den Zwist zu enden, fahre die Ursach' hin!
So spricht durch mich, o König, des ganzen Heeres Sinn!"
Und wie er sprach, da schwang er die Streitart hoch und schlug
In abertausend Scherben den Marmoraschenkrug.
Der König rollte die Brauen und biß die Lippen ein.
„„Deß will ich, trotz'ger Kempe, dir ewig denkbar sein!""
Und ob er auch die Hand nicht zum Racheſtreich bewegt,
Hat er des Kecken Antlitz doch tief sich eingeprägt.

2.

Der Frankenkönig Chlodwig steht auf sein Schwert gestützt.
Aus seinen Augensternen des Sieges Flamme blitzt.
Am Boden liegt der Feind da, nach langer, heißer Schlacht,
Es schmückt des Kriegers Stirne des Lorbeers grüne Pracht.
Mit Falkenauge mustert der König d'rauf sein Heer;
Er zählt die blanken Schwerter und rechnet Speer um Speer.

Wohl schartig sind die Schwerter, zerhauen mancher Schild,
Doch um so treuer bieten sie heißen Kampfes Bild.
Da sieh'! In schnellstem Laufe ein Mann durch's Blachfeld fliegt;
Ein Frankenkrieger ist es, wenn nicht mein Auge trügt!
Doch ohne Wehr und Waffe. Weh' dir, unsel'ger Mann!
Der König rollt die Brauen und tritt zu ihm heran.
Ein Blick und seine Seele glüht auf in hellem Brand;
Er hat des Kriegers Antlitz mit wilder Lust erkannt.
„„Sag' an““ — so ruft der König — „„du Kempe kühn und werth,
Wo hast du Wehr und Waffe, wo hast du Schild und Schwert?““
„O Herr, der Feind!“ — „„Mit Nichten, du bleiches Schreckensbild!
Des Kriegers Wahlspruch ist: Auf oder mit dem Schild!
Wohl schwur ich, euch zu führen in Streit, Gefahr und Noth;
Doch nicht für Memmen schwur ich, die scheu'n der Helden Tod!““
Und mit der blanken Streitaxt, die er zur Seite trug,
Mit einem mächt'gen Streich er den Flüchtling niederschlug.
Erschrocken sahn die Krieger der Rache Wetterstrahl —
Der König trocknet ruhig das Blut vom blanken Stahl.

Ludwig Köhler.

Pipin der Kurze.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weihn,
Zu Childerich sei er verstoßen!“
So murmelt's frech und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!“

Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Äfflein auf hohem Kameele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall an's Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle!"
Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchend und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.
Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
„„Sei heute des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug! —
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken!
Herbei gebracht den gewaltigen Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen!"" —
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen, stolzen Gesellen.
Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon, — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
„Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!
Ein Ruck mit der mächtigen Tatz' und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken!
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schaun, wie die Krallen uns packen!"
Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen;

Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und Keiner redet ein Wörtchen.
Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrein
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.
Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
Den nenn' ich den ersten Krieger!““
Und ein Zischeln, ein Murren, ein Murmeln erklingt
Dumpf nur im Beginnen und leise;
Bald wie, wenn, stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluten die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.
Und kecklich hervor tritt Gerhard von Stern,
Der Frechste der frechen Kumpane:
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern,
Herab vom sichern Altane!“
„„So sei's!““ rief Pipin, und sich schwingend im Satz'
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balcon herab auf den sandigen Platz:
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!““
Und schlägt ihn mit schwacher Kling auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf schnellt der Leu, wuthschnaubend im Flug',
Doch dringt, eh' die Tatz', die zuckende, schlug
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund,
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei-, viermal die Augen, rollend im Rund,
Drei-, viermal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich und zuckt und verendet.
Stolz schaut der König im Kreise herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erstaunt und stumm,
Und der Hohe dreht still und verachtend sich um: —
Kein Murren ward weiter vernommen.

K. Streckfuß.

Der Rautenkranz.

Zu Würzburg, der alten Bischofsstadt,
Da saß im dämmernden Saal,
Wo an den goldnen Säulen matt
Und zitternd sich brach der Ampel Strahl,
Mit bleichen Wangen und matter Hand
Der Kaiser, Friedrich der Rothbart genannt.
Urplötzlich in der schwülen Nacht
Packt ihn der Krankheit finstre Macht,
Als er noch an der Arbeit saß;
Er ordnet', sann und schrieb und las,
Wollt' Vieles heute noch berathen,
Ob es auch Mitternacht bald war,
Weil auf den andern Tag geladen
Er Deutschlands edle Fürstenschaar. —
Die Pagen schlummern alle fest,
Der Kaiser sie ruhig schlafen läßt,
Wie auch das Fieber eisig kalt,
Dann wieder glühend ihn überwallt.

Still denkt er bei sich: „'s nicht gut,
Daß man dem Volke kund es thut,
Wie durch des Kaisers Majestät
Ein Schauer Todesfurcht geweht.
Stünd' ich an meines Lebens Ziel —
Wohl denn! — ich trug der Kronen viel;
Nie ließ mich ihre Last verzagen,
Will auch die letzte muthig tragen!
Die Todtenkron' ist ja nicht schwer." —
Da ward es finster um ihn her —
Laut ruft er aus: „Herr Gott, ich befehle
Dir meine Völker und meine Seele!" —
Doch eh' der Kaiser gebetet aus,
Weht es, wie Geisterschritt durch's Haus.
Ein blonder Knab' in weißem Gewand
Am einsamen Lager des Kaisers stand.
Um's Haupt strahlt's ihm wie Sternenschein,
Ein frisches Rautenkränzelein
Trug er in seinen kleinen Händen
Und thät sich also zum Kaiser wenden:
„„Mich sendet Gela, *) die fromme Maid,
Nehmt lieber Herr, was sie euch beut!
Ein langer Traum gab ihr die Kunde
Von Eurer Noth in dieser Stunde,
Da flocht der Raute heilend Kraut
Zum Kranz für Euch die Himmels-Braut.
Ihr Glaube, daß da Geister leben,
Die freundlich hin und wieder schweben,
Entfernte Seelen zu verbinden,
Ließ sie in mir den Boten finden."" —

*) Die Jugendgeliebte des Kaisers, die, als Friedrich Herzog von Schwaben ward, den Schleier nahm.

D'rauf er des Kaisers glühend Haupt
Sanft mit dem kühlen Kranz umlaubt.
Verschwand dann still, wie er gekommen,
Kein Diener hat ihn wahrgenommen.
— Der Kaiser aber sanft entschlief,
Bis schmetternder Trompetenklang
Ihn aus dem tiefen Schlummer rief,
Dem er sich neugestärkt entrang.
Schon war es laut im Schloß geworden,
Denn weit und breit von allen Orten
Die Fürsten hier versammelt waren,
Und der Gefolge bunte Schaaren
Erfüllten Hof und Hallen dicht.
Da säumt auch Kaiser Friedrich nicht,
Den Purpurmantel zu verlangen.
Kaum war der leicht ihm umgehangen,
Als er auch schon den Saal verlassen,
Hinschreitend durch des Volkes Gassen.
Der Rautenkranz im goldnen Haar
Gab ihm ein Ansehn, wunderbar.
Die Diener flüstern und seh'n sich an,
Als er zum Thronsaal schritt hinan.
Dort harrt schon Albrecht, des Bären Sohn,
Der tapfre Bernhard. — Der Treue Lohn
Soll heut' ihm werden, drum hat ihn gerufen
Der Kaiser vor seines Thrones Stufen.
Jetzt knieet er nieder, das Sachsenland
Als Lehn zu empfahn aus des Kaisers Hand.
Und neben sich hat er den Schild gestellt:
Fünf schwarze Balken im güldnen Feld. *)

*) Das alte Wappen der Herrschaft Ballenstädt.

Ringsum in herrlichen Prachtgewanden
Des Reiches Würdenträger standen,
Und durch der Fahnen bunten Kranz
Strahlt ihrer Wappenschilder Glanz.
Und also der Kaiser zu Bernhard spricht:
„Dein Schild, wie er da vor mir liegt,
Gleicht dem von Anhalt, deinem Vetter.
Drum wähl' ein Unterscheidungszeichen:
Der Schild des Helden, der mein Retter,
Darf keinem andern fürder gleichen!"
D'rauf Bernhard feurig und doch mild
Hindeutend auf sein Wappenschild:
„„Daß ich bei Braunschweig aus den Klauen
Des Löwen euch herausgehauen,
Ist deutlich wohl darauf zu schauen.
Seht hier schräg durch den Schild den Hieb,
Der mir als Angedenken blieb,
Daß treu ich über Euch mich beugte,
Eh' Heinrich's Schwertschlag Euch erreichte;
Dem Wappen Anhalts fehlt dieß Zeichen,
Mir bleibt's, ob alle Farben bleichen!""
Der Kaiser aber sprach mit Huld:
„So sollt' an eine ew'ge Schuld
Dein Schild mich mahnen immerdar?
Das wär' nicht ritterlich, fürwahr!
Drum mög'st ein andres Zeichen wählen,
Gewährung soll dir nimmer fehlen!" —
„„Wohlan denn"" Herzog Bernhard spricht,
Und schauet dem Kaiser in's Angesicht,
„„Der Rautenkranz in deinem Haar
Der ist so alles Stolzes baar;
Doch schmückt er dich so kaiserlich,
Mit diesem Kranze beschenke mich!""

Da schweigt der Kaiser und sinnet tief,
Und durch den Saal ein Murmeln lief.
Drauf löset er rasch den Kranz aus dem Haar
Und reicht ihn dem edlen Herzog dar:
„Die Liebe thät den Kranz mir weben,
Die Treue hat ihn als Lohn verlangt,
Drum darf ihn die Dankbarkeit wohl geben!"
Und um des Herzogs Heerschild rankt
Der Kaiser ihn mit eigner Hand:
„Als treuer Lieb' und Demuth Pfand
Wo durch den Schild der Hieb gegangen,
Der Rautenkranz sofort soll hangen! *)
Wie er des Schildes Narbe deckt,
So mög' er jede Wunde heilen;
Ob dicht sie an des Thrones Säulen,
Ob sie auch blute tief versteckt:
Mög' um dein Haus und Volk sich schlingen,
Und Euch des Himmels Segen bringen!" —
Und was der Hohenstaufe sprach,
Blieb wahr bis auf den heut'gen Tag.

Matthäi.

Der letzte Klang der Staufenglocke.

Die hellen Glocken klingen zu Stams aus der Abtei,
In dichten Schaaren pilgert des Volkes Zug herbei.
Des Klosters Schlummerstätte nimmt heut die Letzte auf
Vom hohen Herrscherstamme, vom Stamme Hohenstauf.
Elisabeth von Bayern, die große Dulderin,
Folgt heute ihrem Sohne, dem armen Konradin.

---

*) Das Haus Anhalt nahm im vierzehnten Jahrhundert den Rautenkranz in sein Wappen auf.

Die hochgewölbte Kirche durchflimmert Kerzenschein,
In ihrer Mitte hebt sich der Bahre düstrer Schrein;
Und um die Bahre stellen sich Bischof und Prälat,
Die Ritter und die Mannen in traurigem Ornat;
Und auf dem Hochaltare prangt Kron' und Diadem,
In feierlichem Chore beginnt das Requiem;
Und oben auf dem Thurme da regt sich's ernst und bang:
Die Staufenglocke läutet gar schauerlichen Klang.
Ganz anders drang ihr Läuten einst aus der Burg in's Land,
In der als froher Knabe der Barbarossa stand.
Ganz anders lud's in Mailand zur Krönung in den Dom,
Ganz anders, als der Staufe den Einzug hielt in Rom;
Ganz anders klang's aus Sion an jenem großen Tag,
Da an dem heil'gen Grabe der Büßer Friedrich lag.
Doch Sieg und Sang und Feste — das Alles ist nicht mehr:
Der Kaiser ist gestorben, und todt sein müdes Heer.
Die Krone ist gerissen von dem gebannten Haupt,
Der hundertjähr'ge Lorbeer entblättert und entlaubt.
Die Glocke tönet weiter, stets dumpfer wird ihr Schall,
Im ganzen deutschen Reiche erdröhnt ihr Wiederhall;
Und über weite Meere trägt er sich klagend fort,
Bis endlich schmerzlich leise erstirbt sein letztes Wort.
Da rüttelt es noch einmal wie Geisterhand am Strang —
Es ist der Staufenglocke wehmüthig letzter Klang.

Leonard Wohlmuth.

Die Kaisergräber.

Was wecken sie den Abt von Lorch?
„Nach deiner Kirche geh' und horch:
Es klingt heraus wie Todtenlieder,
Und Flammen steigen auf und nieder,

Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenster Farbenpracht!"
Er lauscht, er betet still, er bebt,
Denn zu des Altars Stufen schwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Der seufzet auf im Todesbangen;
Im Chor der Mönche Geisterkreis
Beklaget ihn so tief und heiß. —
Er ruft: „Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euern Letzten auf!"
Da rauscht und klirrt es in den Grüften,
Die ihre Wappensteine lüften.
Gekrönte Häupter sehn heraus:
„„Was willst du schon im Moderhaus?""
„Sie haben mich verscharrt in Schmach,
Da warf ihr Hohn mein Haupt mir nach!
Ob ich mich muthig ließ erschlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen!
Ich will mein königliches Grab —
Und deutsche Treu' will mit hinab!"
Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht;
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem letzten Sohn in stillem Harme,
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu theilen seine Heldenruh'.
Und tiefes Weh zum Himmel ruft;
Dann schließt sich schweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt am Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geisterton
Das Requiem dem letzten Sohn.

Georg Rapp.

König Enzio's Tod.

„O König, schöner König, mit deinem goldnen Haar,
Mit deinen blauen Augen, gefangner stolzer Aar!
Wie Reno's Welle schallet dein Lied so lustig und frei;
In Kerker und in Banden bricht nicht dein Herz entzwei?"
In Kerker und in Banden blieb Lust und Hoffen mir treu;
Den Leib sie schlugen in Bande, die Seele blieb mir frei!
Noch leuchtet am Himmel die Sonne, die Sterne sie glänzen noch hell,
Noch trägt mein Vater die Krone, der rettet, der rettet mich schnell!
„O König, schöner König, wirf Lust und Hoffen in's Meer;
Die Sonne leuchtet am Himmel, die goldne Sonne nicht mehr!
Laß alle Schleußen springen des Schmerzes blutig roth:
Dein Vater ist gestorben, der Kaiser, der Kaiser ist todt!"
Und ist mein Vater gestorben, der große Friedrich todt,
So sei sie Gott geklaget des Reichs und meine Noth!
Zehn Monde will ich klagen ein großes, tiefes Leid,
Zehn Monde will ich tragen ein schwarzes Trauerkleid!
Die Vögel will ich lehren meines Schmerzens Melodien,
Die Wogen sollen klagend nach meinen Weisen ziehn!
Doch locket der Frühling wieder die Klänge der Lust herfür:
Noch glänzen am Himmel die Sterne, noch leben die Brüder mir!
„O König, schöner König, wirf Lust und Hoffen in's Meer;
Die Sterne, die glänzen am Himmel, die hellen Sterne nicht mehr!
Die Brüder sind gefallen in heißer, blutiger Schlacht,
Du bist der letzte Trümmer von deines Hauses Pracht!"
Und sind gestürzt aus den Höhen die Sterne so feurig und klar,
So will ich mit Staub mich besäen, mit Asche mein goldenes Haar!

Wie ein Sohn um seine Mutter, um's Kind die Nachtigall,
Will in blutigen Thränen ich klagen um meines Hauses Fall!
Doch wird's auf den Auen lustig, und schallet der Vögel Gesang,
So hall' im Thurm auch wieder auf's Neue der Freude Klang!
Mein Vater stieg in den Himmel, die Brüder sanken in's Grab:
Doch Freund und Harf' und Liebe, das ist's, was ich noch hab'!
Zwei Sonnen der Liebsten Augen, sie schmücken das Kerkerhaus
Mit himmlischhellen Strahlen zum Königssaal mir aus!
Des Freundes Muth verschönet den Bund bei'm rosigen Wein,
Und lustiges Harfenspiel tönet in's blühende Land hinein!
„O König, schöner König, wirf Lust und Hoffen in's Meer;
Ich sah sie gestern begraben, dein Herzlieb ist nicht mehr!
Im Unglück dein heitrer Geselle, der treue Freund ist todt,
Heut' Nacht hat er verblutet für dich auf dem Schaffot!"
Und ist mein Herzlieb gestorben, und hat verblutet die Treu',
Das könnt' ein Herz wohl brechen, das Herz im Leib entzwei.
Den Vater, die Brüder, die Liebe, den Freund verschlang das Grab:
So bist du, Harfe, mein Alles, was ich im Leid' noch hab'!
Zur Klage will ich dich stimmen, daß bleich die Sonne scheint,
Daß Mond und Sterne erblinden, und Ros' und Lilie weint;
Und zwischen die Klagen web' ich die alten Lieder hinein,
Daß mich die Geister umschweben der Herzallerliebsten mein!
Die alten lustigen Lieder sie seien die goldene Brück',
Die trage mein weißes Liebchen an's heiße Herz mir zurück;
Die alten lustigen Lieder, die rufen als Glockengeläut'
Den lieben Freund aus dem Grabe, die alte fröhliche Zeit!
„O König, schöner König, wirf Lust und Hoffen in's Meer;
In diesen Mauern schallet kein Klang der Saiten mehr!
Die Harfe, die heitere Seele, sie woll'n sie zerschlagen dir,
Einsam in der Kerkerhöhle vertrauern sollst du hinfür!"

Und woll'n sie die Harf' mir zerschlagen, fahr' wohl denn Lust
und Schmerz;
So mögen sie mich begraben, sie haben zerbrochen mein Herz!
Mein Herz und meine Harfe, so sing't euer Schwanenlied!
Ade du schöne Erde! der letzte Staufe schied.

W. Zimmermann.

Kaiser Rudolph's I. Ritt zum Grabe.

Was wandelt denn durch's Land für Trauerkunde?
Die Leute stehn und weinen an den Wegen,
Und alle Glocken klagen in der Runde!
Und einen Zug seh' ich herab bewegen
Zum Thale sich von Germersheim dem Schlosse,
Und auf der Straße weit den Staub erregen.
Und herrlich raget über all dem Trosse,
Der weinend folgt und schmerzlich weheklagend,
Ein Greis hervor auf langsam gehndem Rosse.
Und Priester ihm zur Seite, Kreuze tragend,
Gebete sprechend, feierliche Lieder
Mit Schluchzen singend, Segensworte sagend.
Und durch die Felder geht der Zug hernieder
Zum Rheine hin, und alle Leute weinen
Und schau'n und fragen sich und weinen wieder.
„Der Kaiser ist's, den diese Klagen meinen;
Der Kaiser Rudolph ist's, er will mit Denen,
Die schon zu Speier schlafen, sich vereinen.
Der Kaiser Rudolph ist es: da wo Jenen,
Die vor ihm herrschten, ist das Grab bereitet,
Will er sein Haupt auf Sterbekissen lehnen.
Der Kaiser ist's: er weiß, sein Engel leitet
In dreien Tagen ihn zur Todespforte,
Der Kaiser ist es, der zu Grabe reitet!" —

Und er ist todt! mit solchem Schmerzensworte
Gehn Zähr' und Seufzer in das Land als Boten,
„Rudolph ist todt!“ so klingt's von Ort zu Orte.
Und Alles kommt und drängt und will mit rothen
Verweinten Augen nur noch einmal schauen,
Nur einmal noch den heiß geliebten Todten.
Es zeigen ihren Kindern ihn die Frauen:
„Seht, diese Hand ließ einst sich das verwaiste
Deutschland als Braut in rechter Liebe trauen!“
Sie stehn und jammern; doch die allermeiste
Wehklag' erhebt ein Alter, dem am Kinne
Und Scheitel längst die Locke schon ergreiste.
„„Ihr Fürsten, gönnt mir Eins nur zum Gewinne,
Nur Eins zum Trost! Ich schuf aus festem Steine
Einstmal sein Bild mit meinem besten Sinne.
Das Werk der Lieb' und Treue, laßt es seine
Ruhstätte nun für alle Zeit bewahren;
Zu Rudolph's Denkmal gnügt sein Bild alleine;
Zu Rudolph's Denkmal, der mit grauen Haaren
Die Krone wie ein Jüngling hat getragen,
Drin Mild' und Recht die schönsten Steine waren.““
Der Meister sprach's, und trat mit neuen Klagen
Zum todten Kaiser, welchem tiefgefaltet
Der unbewegten Stirne Furchen lagen.
„„Noch ist das Bild zu Ende nicht gestaltet!
So rühre, Meisel, manches Bilds Gestalter,
Noch einmal dich, eh' meine Hand erkaltet;
Denn Eine Falte grub ihm noch das Alter!
Nun sei, o Hand, zur letzten Arbeit eilig!
Wer so in Sorgen war des Reichs Erhalter,
An dessen Stirn ist jede Falte heilig!““

Wilhelm Wackernagel.

Walther von Eschenbach.

(1308.)

Wer doch liegt so blaß und hager
Auf der Krankheit Schmerzenslager,
In des Schäfer-Hüttleins Stroh?
Ach! er starrt mit düsterm Blicke
Nach dem letzten der Geschicke,
Lebenssatt, nicht todesfroh.

Schau ihn an den edlen Kranken;
Diese Stirn' — sie schuf Gedanken,
Wie kein roher Hirt sie schafft.
Diese Locken, diese Züge
Deuten laut und zur Genüge:
Hier versieget Heldenkraft.

Und herein zur stillen Hütte
Von der Heerde reger Mitte
Tritt ein Schäfer leis' und grüßt:
„Vater, will kein Heil euch kommen?
Will nicht Schlaf, nicht Ruhe frommen?
Sagt, was euch erquickend ist?"

Und der Greis erhebt die Scheitel:
„„Leibessorg' ist forthin eitel,
Guter Konrad, habe Dank!
Ach! mir wühlen scharf zum Herzen
Unaussprechlich bittre Schmerzen;
Muth und Seele sind mir krank!""

Konrad steht und sieht hernieder,
Steht, und staunt, und fraget wieder:
„Vater Jakob, soll ich fort? —
Einen Tröster müßt ihr haben,
Daß euch Beicht und Ölung laben;
Vater Jakob, sprecht ein Wort!" —

Schaurig bebend lüpft vom Pfühle
Mit zermalmendem Gefühle
Sich der Dulder sanft empor;
Und zum Himmel schaut er klagend
Und die Hände ringt er zagend,
Bange Seufzer brechen vor.
Endlich stöhnt sein Mund: „„So gehe!
Mildre, Gott, mein herbes Wehe!““ —
Fliegend eilt der Hirt davon.
Dem Gefährten, den er liebet,
Seit der Schäflein Hut er übet,
Dient er freudig sonder Lohn.
Jetzt allein mit seinem Jammer
In der engen, stillen Kammer,
Ruht der Greis nicht länger mehr.
Innres Hasten, innres Treiben
Läßt ihn nicht gelagert bleiben,
Und er hebt sich müd und schwer.
Nach dem wohlverwahrten Schranke
Strebt mit zitterndem Gewanke
Seines Fußes schwacher Tritt.
Jetzo schließt er auf und weinet:
Als ein herrlich Kleid erscheinet,
Und ein Schwert sich zeiget mit.
Langsam, wie's die Kraft gestattet,
Die von Alterslast ermattet,
Und vom Siechthum niederlag,
Zieht er aus die Hirtenfelle,
Und bekleidet sich zur Stelle,
Festlich als ein Fürst es mag.
Und er sitzt daheim mit Schweigen,
Läßt das Haupt sich vorwärts neigen,

Faltet betend Hand in Hand,
Strecket hin die nackten Füße,
Sinnt, wie seine Schuld er büße,
Netzt mit Thränen sein Gewand.
Horch! da klingt ein Glöcklein, klinget,
Daß der Ton zur Stelle dringet,
Tief durch Mark und Bein hinein;
Denn der Leib des Herren nahet,
Den der Christ zum Heil empfahet,
Und der Frevler sieht mit Pein.
Zögernd öffnet sich und leise,
Feierlich nach Tempels Weise
Der geschlossnen Hütte Thür;
Und ein Priester kommt gegangen, —
Die Monstranz in goldnem Prangen
Festlich tragend: „Friede dir!“
Aber plötzlich irr und bange
Schrickt er auf und stutzet lange;
Keinen Hirt erblickt er ja.
Gott! und auf der Brust das Zeichen
Kennt er — kennt es mit Erbleichen:
„Eschenbach, der Mörder, da?“
Kindlich schaut empor und fragend,
Der, die Weihefackel tragend,
Und das Glöcklein in der Hand,
Vor dem Priester hergeschritten
Nach den fernen Schäferhütten
Und zur Seite dienend stand.
Doch mit des Entsetzens Blicken,
Ohne Wank und ohne Nicken
Starret Konrad auf den Greis.
Jakob das, den er verlassen? —

Nein! — er kann es nimmer fassen;
Jakob, den er sterbend weiß!
Und der Kranke ruft entschlossen,
Als die Zähren satt geflossen,
Ruft in seiner Reue Kraft:
„„Frommer Vater, tragt Erbarmen!
Ach, zu des Erlösers Armen
Hab' ich lang mich aufgerafft!
Den Gesalbten Gottes schlugen,
Als noch Ritterwehr sie trugen,
Diese Hände bis zum Tod!
König Albrecht sank zur Stelle; —
Wo er sank, da stieg die Hölle
Mir zur Qual und Sterbensnoth!
Und ich floh nach diesem Lande,
Barg die höfischen Gewande,
Legte Schwert und Sporn von mir,
Duldete der Armuth Drängen
In des Schäferhüttleins Engen,
Hirt mit all den Hirten hier!
Ach von steter Reue kündet,
Vater, daß ihr so mich findet,
In dem Kleid der Missethat!
Flehend harr' ich angstbeladen;
Mag mir Gott barmherzig gnaden?
Hat die Kirche Trost und Rath?""
Also sprach der Hochgeborne,
Wider seinen Fürst Verschworne,
Ritter einst und jetzo Knecht.
Lange steht der Priester schweigend,
Kummervoll sich niederbeugend,
Zweifelhaft um Pflicht und Recht.

Doch er denkt der Friedensworte,
Die der Herr zum Todeshorte
Sanft am Kreuz dem Schächer sprach. —
Und er segnet: „„Amen, Amen!
In des Menschenheilands Namen:
Jenem Schächer trittst du nach!““
Wie das Licht des Morgens wallet,
Also mild zur Stelle hallet
Dieser Spruch dem matten Greis,
Und er schließt die Augenlider,
Lächelt endlich — endlich wieder,
Sinkt und bleicht zu Todesschweiß.
Hin ist sein gequältes Leben,
Seinem Gott anheimgegeben
Und dem gnadenreichen Christ,
Deß Verheißung sonder Wende,
Dessen Liebe sonder Ende,
Deß Erbarmen ewig ist.

J. R. Wyß, der Jüngere.

Kaiser Wenzel.

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all den bösen Plagen!
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen.“
So sprach der Kaiser Wenzeslaus,
Und trank den vollen Humpen aus
Bei'm Königstuhl zu Rhense.
Drauf Kurfürst Ruprecht von der Pfalz
Hub an: „„Mein Herr und Kaiser!
Ihr sprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom rothen Aßmannshäuser.

Doch glaubt mir's, ich bericht' euch recht:
Auch Bacharacher schmeckt nicht schlecht
Bei'm Königstuhl zu Rhense.""
Und als der Kaiser Wenzel das,
Und all die Herrn vernommen:
Da ließen sie von dort ein Faß
Des edlen Weines kommen;
Und setzten sich früh Tages dran,
Und schenkten ein und stießen an
Bei'm Königstuhl zu Rhense.
Der Kaiser sprach: „Der Wein schmeckt mir;
Das sag' ich ohn' Bedenken;
Und wer des edlen Weines hier
Genung mir wollte schenken,
Dem gäb' ich meine Kron' zum Dank!" —
Er sprach es, schwieg, und trank und trank
Bei'm Königstuhl zu Rhense.
„„Wohlan, den Handel geh' ich ein!""
Sprach Ruprecht mit Behagen.
„„Ich will statt euer Kaiser sein,
Und eure Krone tragen.
Vier Fuder, dünkt mir, sind genung;
Die dienen euch derweil zum Trunk,
Bei'm Königstuhl zu Rhense.""
„Nimm Scepter, Hermelin und Kron';
Nimm Alles, was ich trage.
Doch quält dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk' an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen werth;
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Bei'm Königstuhl zu Rhense!"

F. G. Drimborn.

Der König der Siebenberge.

Ein alter König am Rheine, sein Name ist nicht bekannt,
Er hieß der gute König, wohin er ging in's Land.
Sieben Berge und Burgen hatt' er, sieben Knaben und Mägdelein,
Die konnten unter der Sonne nicht holder zu sehen sein.
Oft stieg er, mit prächtigen Rittern, ein schlichter Mann in's Land,
Zur ersten besten Hütte, jedem Kind war er bekannt.
Und als sein letztes Stündchen der Alte fühlte nahn,
Seine sieben Grafen ihn trugen den höchsten Berg hinan.
Da konnt' er es all umschauen das sonnige, prächtige Land,
Durch das in ruhigen Wogen der stolze Strom sich wand.
Da sah er die Berge ragen und leuchten in Herrlichkeit,
Die Thale dampfen und grünen, von Blüthen überschneit;
Da sah er Burgen und Dome mit den Zinnen so wunderhehr
Zu Fluten niederleuchten, wie Felsen hinaus in's Meer.
Er saß auf seinem Sessel im leuchtenden Abendroth,
Ihm wuchs die heldige Seele hoch über irdische Noth.
Er rief: „Der Ströme schönster, grüngolden wallende Flut,
Wie ist Alles an den Ufern so licht und schön und gut!
O, daß ich dich muß lassen, das ist mein einzig Weh,
Bevor zu den hohen Vätern in Gottes Schooß ich geh!
Ihr lieben freundlichen Herzen, du tiefer, geliebter Rhein,
Lebt wohl, mag Gottes Auge alltage bei dir sein!“ —
Er segnete Land und Leute im leuchtenden Abendroth,
Ihm ward es zu voll um's Herze, sein Auge brach im Tod.
Es ist eine schöne Sage, sein Name ist nicht bekannt,
Sein Segen ist geblieben, der „„Gute““ war er genannt.

L. Materath.

Das Turnier zu Worms.

Zu Worms, der alten Stadt am Rhein,
Da wimmelt es lustig aus und ein,
Viel kühne Ritter, jung und alt,
Auf stattlichen Rossen mannigfalt.
Die Rosse muß ich loben!
Es hält der Kaiser ein großes Turnei,
Drum zogen die Ritter all herbei,
Wohl ausgerüst't nach Ritterbrauch
Mit Lanzen und blanken Schwertern auch.
Die Schwerter muß ich loben!
Und in der Herberg linker Hand
Logirt ein Herr aus Frankenland,
Und oben an des Hauses Thür
Da hing des Ritters Schild herfür.
Das Schild, das muß ich loben!
„Ihr Ritter alle, wohl bewehrt!
Ich lad' euch vor mein gutes Schwert;
Ich steh' euch allen Mann für Mann;
Ist wer, der mir obsiegen kann,
Den Recken will ich loben!"
Die Degen solches baß verdroß;
Sie lugten trutzlich von dem Roß,
Und mancher brave Muttersohn
Gedacht' bei sich: den fass' ich schon!
Den Zorn, den muß ich loben!
Sie zogen rüstig vor den Plan,
Mit Helm und Binden angethan,
Drin Jeder einen Heldenspruch
Und seiner Dame Farbe trug.
Den Brauch, den muß ich loben!

Und hoch im Silberpanzer strahlt
Des Welschen dräuende Gewalt;
Vom eisenblauen Helme wehn
Die gelben Federn schrecklich schön.
Das Zeug, das muß ich loben!
Da schließen sich die Schranken auf,
Da sprengt hervor ein ganzer Hauf;
Ein Jeder brennt zu kämpfen schier;
Doch Einer tritt zuerst herfür,
Und diesen muß ich loben!
Doch weh! der fremde Rittersmann
Sieht diesen kaum zur Seiten an,
Und schon bei'm zehnten, zwölften Streich,
Da liegt der andre starr und bleich.
Den Hieb, den muß ich loben!
So ging's dem armen zweiten Gauch
Und gar noch fünf, sechs andern auch.
Trüb schaun die Damen vom Balcon;
Viel Ritter zogen still davon.
Den Sieg, den muß ich loben!
Als dieß der stolze Held gewahrt,
Da streicht er höhnisch sich den Bart:
„Ist Keiner mehr, der mich begehrt?
So seid ihr keines Pfennigs werth!"
Die Rede muß ich loben!
So ruft er's viermal rund herum;
Und alle Ritter blieben stumm —
Doch nein! es reitet, lobesan,
Ein schwarzer Kämpfer auf die Bahn.
Den Schwarzen muß ich loben!
Schwarz war sein Panzer, schwarz sein Schild,
Drin war kein Spruch und kein Gebild;

Schwarz war sein Helmbusch, schwarz die Mähr',
Schwarz war der Griff am Degen schwer.
Die Farbe muß ich loben!
Hei! wie sie ringen Faust an Faust!
Hei! wie die scharfe Klinge saust!
Zerhauen der Stahl, zerhauen der Schild;
Du welscher Ritter! es gilt, es gilt!
Den Gegner muß ich loben!
Zween Stunden wankte schier der Kampf;
Weit flogen Splitter, hoch stob der Dampf:
Da haut der Schwarze noch einmal drein —
„„Halt, oder stirb! der Sieg ist mein!““
Den Helden muß ich loben!
„„Der deutschen Ritter Muth und Ehr'
Ist nun an dir gerochen schwer!
Steh' auf und prahle ferner nicht
Und laß dich heilen, armer Wicht!““ —
Den Rath, den muß ich loben!
Da läuft es durch der Schönen Reihn:
„Wer mag der schwarze Ritter sein?“ —
Da sinkt der Helm, und freudig strahlt
Des jungen Kaisers Hochgestalt. —
Den Kaiser muß ich loben!

Griebel.

Nächtlicher Einlaß.

Stumm liegt, in Schatten eingehüllt, die Welt,
Nur leuchtend steht, vom Mondenstrahl erhellt,
Sanct Justi friedliches Asyl im Thale;
Da klopft es an zu wiederholtem Male
Und pocht an's hohe Klosterthor mit Macht
Um Mitternacht.

In Eile macht der Pförtner sich hervor;
„Wer bist du, Klopfender, am stillen Thor?
Bist du vom rechten Weg ein Abgekommner,
So sei bei uns ein freundlich Aufgenommner;
Drum sage, Fremdling, was dich hergebracht
Um Mitternacht!“

„„Kein Fremdling ist es, Freund, der zu dir spricht,
Ein Wanderer und ein Verirrter nicht,
Ein Trostbedürft'ger ist's, ein Lebensmüder;
O gebt ihm eine Zelle, fromme Brüder,
Ein Crucifix und eures Ordens Tracht
Um Mitternacht!““

„In unsre stille Zelle willst du ziehn
Und deine Schulter deckt ein Hermelin?
Nach eines Mönches Kleid trägst du Verlangen
Und deine Arme zieren goldne Spangen?
Nie zog in unser Kloster solche Pracht
Um Mitternacht!“

„„Den Purpur nimm mir von den Schultern ab,
Gib statt des Scepters einen Dornenstab
Und statt der Krone eine Dornenkrone
Und einen Sarkophag gib mir zum Throne;
Dann ist des Kaisers letzter Spruch vollbracht
Um Mitternacht!““ —

Lebrecht Dreves.

Maria und Elisabeth.

1.

Es steht ein schwarz Gerüste
In einem schwarzen Saal;
Die Königin Maria
Dort betet zum letzten Mal,

Und schwört: „Mög' Gott meine Seele
Hinsenden zu ewiger Noth
Wenn ich der Sünde bin schuldig,
Um die ich leide den Tod!"
Mit Weinen nehmen die Frauen
Ihr ab das Obergewand;
Sie theilet aus ihr Geschmeide;
Man legt um die Arme ein Band.
Da plötzlich in hellem Gesichte
Eine Brücke sich vor sie stellt; —
Der Darnley steht drüben und winket,
Und das Beil des Richters fällt.

2.

Elisabeth, die Königin,
Spricht zu sich auf dem Thron:
„So lang das Haupt ihr sitzet,
Sitzt mir nicht meine Kron'!"
Elisabeth, die Königin,
Die wandelt in dem Saal,
Sie wandelt wie eine Löwin
Und eine Füchsin zumal.
„Geschrieben hab' ich's, geschrieben;
Doch steht's noch in meiner Huld;
Und mißverstand mich der Schreiber,
So komme auf ihn die Schuld!"
Da pocht's, da kniet ein Bote:
„„Gefallen ist das Beil!""
Da jauchzt es durch die Straßen:
„„„Der Königin sei Heil!""""

Es läuten alle Glocken;
Da steht sie nun voll Leid:
„Von zwanzigjähr'gem Ruhme,
Weh' mir, das Grabgeläut!"

Gustav Theodor Fechner.

Kaiser und Doge.

Rothgoldig erglänzte das Mittelmeer
Im Busen von Genua,
Da schwamm auf prächtigem Schiff einher
Andreas Doria.
Vom Dache wehten viel Flaggen hinaus,
Viel Blumengewinde vom Mast;
Denn das riesige, stolz hinschwimmende Haus
Trug Kaiser Carl als Gast.

Und auf des Daches geräumigem Plan
War die Tafel schwelg'risch gedeckt,
Dran sich der Doge, der alte Kumpan,
Und der Kaiser behaglich streckt.
Und die Tafel strotzte von goldnem Geschirr,
Von silbernen Humpen schwer;
Das war ein klangvoll schallend Geklirr
Weit über das leuchtende Meer!

Und die Alten tranken den Freundschaftstrank
In dunkelrothem Wein,
Und sie tranken noch, bis die Sonne sank
In die flammenden Wogen hinein.
Und als der letzte der Becher leer,
Erfaßte der Doge mit Macht
Den größten Humpen, von Golde schwer,
Und sprach: „O Kaiser, hab' Acht!

Daß ich dein Freund, dein treuer, bin,
Daß hoch den Kaiser ich ehr',
Das sollst du erschaun mit frohem Sinn
Dort unten im leuchtenden Meer!"
Er sprach's, und der Humpen flog über den Bug
Des Schiffs in die Fluten hinein,
Und was an Golde die Tafel trug,
Flog lustig hinterdrein.

Der Kaiser sieht's und starrt in die Flut,
Die die reiche Beute verschlang,
Und staunt ob solchem Übermuth
Und grübelt schwer und lang.
Der Doge aber, der lächelt fein
Und geht mit dem Kaiser zur Ruh',
Und denkt: „Ei, ei, wie warst du so klein,
Du großer Kaiser du!"

Und als die Nacht tiefdunkler floß
Hernieder auf's tiefe Meer,
Ward das Netz, das rings das Schiff umschloß,
Auf einmal vom Golde leer.
Die Schiffer holten die Humpen heraus
Und sammelten Stück für Stück,
Und trugen sie all in des Dogen Haus
Am nächsten Morgen zurück.

C. O. Sternau.

Drei Bitten.

Da droben unbezwungen
Saß König Gelimer,
Doch engen Kreis geschlungen
Hat schon der Feind umher:

„Noch einmal möcht' ich schauen
Des Lebens vollen Tag,
Noch einmal mir vertrauen,
Dann komme, was da mag!
Auf melde du, mein Ritter,
Den Feinden mein Gesuch:
Ein Brod und eine Zither,
Dazu ein linnen Tuch!"
Da meldete der Ritter
Den Feinden sein Gesuch:
„„Was will er mit der Zither,
Was sollen Brod und Tuch?""
„„Das Brod, das will er kosten:
Seit ihn der Thurm bedeckt
Und seine Waffen rosten,
Vergaß er, wie's geschmeckt!
Will trocknen mit dem Linnen
Die alten Augen roth:
Dort auf des Thurmes Zinnen
Sah er nur Angst und Noth!
Will in die Zither singen
Den bittern Todesschmerz,
Bis ihm die Saiten springen
Und bricht sein müdes Herz!""
Da gab man ihm die Zither,
Gab Brod und Linnen gern,
Und dankend schied der Ritter
Und bracht' es seinem Herrn.
Der sieht ihn freudig kommen:
„Herbei, mein Saitenspiel!
Ihr habt kein Lied vernommen,
Seit unser Reich zerfiel!

Ein Lied will ich erheben,
Es ist ein schönes Lied:
Der scheide von dem Leben,
Von dem die Freiheit schied!
Ihr trauten Freunde, kostet
Das letzte Liebesmahl;
Es hat zu lang gerostet
Der scharfgeschliffne Stahl!
Verbindet eure Wunden,
Wir stürzen in die Schlacht:
In letzten Lebensstunden
Hab' ich dieß Lied erdacht!"

Carl Simrock.

Der Unbekannte.

Durch das enge Thor des Städtchens zieht ein alter Bettler fort,
Niemand spendet ihm Geleite, Lebewohl und Abschiedswort.
Nicht verräth die graue Wolke, daß sie Botschaft Gottes trägt;
Nicht verräth der graue Felsen, daß er Schachte Goldes hegt.
Und dem kahlen Baum im Winter seht ihr's auch nicht an sogleich,
Daß er einst so fröhlich grünte und an Blüth' und Frucht so reich.
Von dem Mann am Bettelstabe hätt' es Keiner wohl geglaubt,
Daß er einst im Purpur strahlte, kronumglänzt sein Lockenhaupt!
Meuter rissen ihm die Krone und den lichten Purpur ab,
Reichten ihm, anstatt des Scepters, einen morschen Wanderstab.
Und so wallt er schon seit Jahren, ungegrüßt und ungekannt,
Mit dem schwergebeugten Haupte durch so manches fremde Land.
Müde, todesmüde sinkt er unter einen Blüthenbaum,
Von den Zweigen eingesungen in den tiefen ew'gen Traum.
Menschen, die vorübergingen, sprachen da in stillem Gram:
„Wer ist wohl der arme Alte, der so elend hier verkam?"

Doch Natur mit lichtem Auge hat den Schläfer wohl erkannt,
Und ein feierlich Begängniß, wie's dem König ziemt, gesandt.
Blüthenkränze wehn vom Baume ihm als Kron' auf's Haupt herab,
Und zum Scepter übergoldet Sonne ihm den Bettelstab.
Rauschend wölben sich die Zweige über ihm als Baldachin,
Und den königlichen Purpur legt das Abendroth auf ihn.

Anastasius Grün.

Vater und Sohn.

Der König wandelt vorüber
An seiner Väter Gruft,
Die alte stumme Kapelle
Verschwimmt in des Abends Duft.
Er winkt dem greisen Pförtner:
„Schleuß auf das eherne Thor!"
Er steigt hinab in's Gewölbe,
Der Pförtner weilt davor.
Er will dort unten beten
Und knieet hin am Sarg,
Der des entthronten Vaters
Bleiche Gebeine barg.
„Was bist du so früh gekommen?
Du hast ja bis morgen Zeit!" —
Die Kniee wollen ihm brechen,
Er ist noch nicht bereit.
Er steigt hinauf; dem Pförtner
Ruft er mit Schaudern zu:
„Du brauchst das Thor nicht zu schließen,
Ich gehe bald zur Ruh'!"
Die Nacht ist eingebrochen,
Er kehrt in's Schloß zurück,

Da tritt der treuste der Diener
Vor ihn mit bangem Blick.
„„Dein Sohn, mein Herr und König,
Begehrt nach Scepter und Kron';
Wenn du ihn heut' nicht tödtest,
So stößt er dich morgen vom Thron!““
Da leuchten ihm die Augen,
Um seinen Geist wird's hell.
„Bringt mir die goldne Krone
Und ruft den Sohn mir schnell!“
Der Sohn, mit glüh'nden Wangen,
Trat vor den Vater, stumm;
Der drückt ihm die Kron' auf die Locken
Und hängt ihm den Purpur um.
Dann blickt er ruhig gen Himmel:
„Jetzt darf auch ich mich nahn!
Gott will, dieß hat er verheißen,
Mir thun, wie ich gethan!“

Friedrich Hebbel.

Das Glücksglöcklein.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß ich dir,
Doch nimm mit meiner Krone noch dieß mein Wort von mir:
Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen froh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.
Und auf das Dach des Hauses, grad über seinem Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.
Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.
Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innre, das Seil berührt er nicht.
Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten" ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht' ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich wie ein — Feind!""
Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„„Herr! blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?""
Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.
„„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!““
„Ha, freche Räuber!“ donnert der Fürst in wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.
Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf gehängt.
Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß.
„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!“ —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder stehn vor'm Haus!““
„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?“
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften dein's mit Blut!““
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.
„Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „„Ja!““
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Gabriel Seidl.

Das verlorene Paradies.

Der Himmel hell von Rosen
Und still das Wasser glüht,
Es singen die Matrosen
Ihr frohes Abschiedslied.
Die Winde lustig wehen,
Schon sind sie fern dem Strand,
Sie fahren zu erspähen
Ein uralt seliges Land.
Ein Weiser sprach: „Auf Erden
Ist noch das Paradies,
Und wird gesucht es werden,
Es findet sich gewiß!"
Der König hört die Kunde,
Mit allen Sinnen gleich
Greift, ruhelos zur Stunde,
Er nach dem Wunderreich.
Und hundert Schiff' geschwinde
Entsendet er sofort,
Ob er das Eiland finde,
Nach Ost, Süd, West und Nord.
Voll Siegesmuth sie dringen
In's weite Meer hinaus,
Es fliegt mit Adlerschwingen
Die Hoffnung kühn voraus.
Nach Monden und nach Jahren
Die Schiffe stehn am Strand,
Die Erde ist umfahren,
Gefunden nicht das Land.
„Und wär' es nach der Hölle,
Es muß gewonnen sein!"

Der König ruft's und schnelle
Schifft er sich selber ein.
Es wiegen sanft die Wellen
Das Fahrzeug hin und her,
Und die Gedanken schwellen
Sich höher auf dem Meer.
Schwebt wolkenhoch der Reiher,
Tief unten Meeresbrut,
Der König stolz am Steuer
Durchfurcht die mächtige Flut.
Und schneller fliegt und schneller
Der Segel blühender Schnee,
Und freier wird und heller
Der Himmel und die See.
Der König staunend siehet
Vom Steuer tief hinab,
Da glühet und da blühet
Das kalte Wellengrab.
Die Auen, die sonst ruhten
In tiefe Nacht versteckt,
Sind hier von lichten Gluten
Der Sonne aufgedeckt.
Geheime Blumen kühlen
In Silberbächen sich,
Und tausendfarbig spielen
Hier Bäume seltsamlich.
Der König schaut und schauet
Den Garten glühn und blühn,
Von fremder Lust durchgrauet,
Entlockt's hinunter ihn.
„Wo Meer und Himmel glühet
Am selig stillen Ort,

Hier oder nirgend blühet
Das Paradies noch fort!“
Er spricht es und das Steuer
Entsinket seiner Hand,
Ihm ist des Auges Feuer
Bezaubert und gebannt.
Nicht sieht er, wonnetrunken,
Das halbverborgene Riff,
Zerborsten und versunken
Ist schnell das Königsschiff.

W. Zimmermann.

Der Löwe.

Im Dom zu Braunschweig ruhet der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet nach manchem harten Strauß.
Es liegt auf Heinrich's Grabe, gleichwie auf einem Schild,
Ein treuer Todtenwächter, des Löwen ehrnes Bild.
Der Löwe konnt' nicht weichen von seines Herzogs Seit',
Von ihm, der aus den Krallen des Lindwurms ihn befreit.
Sie zogen mit einander durch Syriens öden Sand,
Sie zogen mit einander nach Braunschweig in das Land.
Wo auch der Welfe wandelt, der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm, wie sein Schatten, auf jedem Tritt und Schritt.
Doch als des Herzogs Auge in Todesnöthen brach,
Der Löwe still und traurig bei seinem Freunde lag.
Vergebens fing den Löwen man in den Käfig ein;
Er brach die Eisenstäbe, bei'm Herren muß er sein.
Bei'm Herzog ruht der Löwe, hält jeden Andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man todt ihn bei'm todten Herrn.
Drum mit des Herzogs Namen geht stolz Jahrhundert lang
Der Löwe, wie bei'm Leben, noch immer seinen Gang.

Julius Mosen.

Graf Eberhard im Bart

Zu Aachen saßen die Fürsten bei'm Mahle froh geschaart
Und rühmten ihre Lande, ein jeder nach seiner Art;
Der Markgraf seine Quellen, der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben mit Gold und Edelgestein.
Graf Eberhard saß schweigend. „Nun, Würtemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande wohl Köstlichs sagen kann!“
„„Von köstlichen Brunnen und Weinen,““ Graf Eberhard begann,
„„Von Gold und Edelgesteinen ich nicht viel rühmen kann.
Doch war ich einst verirret im dickften Wald allein,
Und unter'm Sternenhimmel schlief ich ermattet ein.
Da war es mir im Traume, als ob ich gestorben wär',
Es brannten die Trauerlampen in der Todtengruft umher.
Und Männer standen und Frauen tief trauernd um meine Bahr'
Und weinten stille Thränen, daß ich gestorben war.
Da fiel auf's Herz mir nieder ein Tropfen heiß und groß, —
Und ich erwacht' und ruhte in eines Bauern Schooß.
Vom Holzhau wollt' er gehen spät Abends heimathwärts,
Und mein Nachtlager wurde ein würtembergisch Herz.““
Die Fürsten saßen und horchten verwundert des Grafen Mähr'
Und ließen höchlich leben des Würtembergers Ehr'.

W. Zimmermann.

Der Köhler G. Schmidt und die Prinzenräuber.

(1456.)

Vor seinem Meiler ein Köhler saß
Wohl ruhig ohne Sorgen,
Sein hartes Brod mit Freuden aß,
Im tiefen Wald verborgen;
Doch schien ihm der heutige Tag nicht geheuer,
Denn es klang von allen Seiten,

Wie bei'm Sturm die Glocken läuten,
Als stünd' ein Dörflein im lichten Feuer.
Und wie er so still am Weiler sann,
Da rauscht es aus dem Dickicht auf,
Und es traten im ängstlichen Lauf,
Aus der stillen, beschatteten Bahn
Zwei trotzige Ritter zum Köhler heran,
Und setzten auf das weiche Grün
Ein halb verschmachtetes Knäblein hin.
Und das Knäblein leise den Köhler bat:
„Bringt mich gen Altenburg nach der Stadt,
Der wilde Kunz hat um Mitternacht
Den armen Albrecht aus dem Schloß gebracht;
Ihr könnt der Mutter ihr Kindlein schenken,
Das wird der Kurfürst euch ewig gedenken!"
Da schlug der Köhler die Eisen zusammen,
Daß es hellpfeifend den Wald durchdrang,
Und hui! wie rauchende Feuerflammen,
Schossen aus des Waldes Graus
Muthig die schwarzen Gesellen aus;
Und schlugen die trotzigen Räuber nieder,
Und befreiten den weinenden Prinzen wieder.

Friederike Koch.

Rheinsage.

Umlagert war des Königs Schloß,
Verzagt die Ritter, verzagt der Troß;
Da nahten Schmiede aus tiefer Schlucht,
Die schwangen hoch der Hämmer Wucht.
Ein alter Graukopf ging voran,
Um Hilfe sprach der Herr ihn an.
Drauf er nur wen'ge Worte sprach:

„Getrost, ich vor, die Andern nach!"
Und auf die Feinde stürzten sie jach,
Die Hämmer gaben gar kräft'gen Schlag.
Kein ander Gewaffen hatten sie all',
Und brachten doch die Feinde zu Fall.
Die Schmiede schlugen auf sie ein,
Als wären sie von Eisenstein.
Und als sie reine Bahn gemacht,
Da wollten sie wieder zum Eisenschacht.
Der König rief: „Mit nichten! kommt her!
Dort, Meister, ist eures Bleibens nicht mehr.
Hast mit dem Hammer gekämpft so gut,
Wie Mancher nicht mit dem Schwerte thut,
Sollst drum fortan mir ein Ritter sein!
Euch Andern schenk' ich die Au am Rhein!" —
Und wo sie die Feinde gestreckt in den Sand,
Gar bald eine herrliche Stadt erstand,
Genüber auf hohem Felskoloß
Prangte des tapfern Meisters Schloß;
Den Hammer führt' er im Wappen sein,
Die Burg, die nennt' er den „Hammerstein."
Vom Wort, das er zum König sprach,
Heißt noch das Städtlein: „Andernach."

Wilhelm Rauschenbusch.

Der Hungerthurm.

An glanzgeschmückter Tafel, bei'm goldenen Pokal,
Da sitzet Hans, der Herzog, zu Sagan, stolz im Saal.
„Was soll das düstre Schweigen, was irrt so bang dein Blick?
Die Feinde sind geschlagen, es lächelt dir das Glück!
Herr Balthasar, dein Bruder, zu Priebus tief im Thurm,
Wagt nicht mehr dir zu trotzen, jetzt ein zertretner Wurm!"

Herr Hans mag sich nicht freuen am herzoglichen Mahl,
Ihn freut kein Klang der Saiten, kein goldner Festpokal.
Er thät sich still erheben, läßt satteln schnell sein Roß,
Er reitet fort alleine, ohn' allen Dienertroß.
„„Was wagt dein Fuß zu straucheln, mein Roß, erprobt und kühn,
Sahst du den blut'gen Schatten, drohend vorüberziehn?““
In Priebus in dem Thurme trat Herr Johann herein,
Thät eine Leiche schauen, die lag auf kaltem Stein.
Er las die blut'gen Worte: — dem Herzog graute sehr —
„Mich quälte sehr der Hunger, — der Durst, der Durst noch mehr!“
Herr Hans sein Roß besteiget, wohl mit gebeugtem Sinn:
„„Hinaus, mein Roß, in's Weite, mein' Ruh' ist doch dahin!““
In Kampf und Lärm und Schlachten, umringt von tapferm Heer,
Mocht' er sich wohl ergötzen, fand doch kein' Freude mehr.
Ihn freut kein Trunk noch Speise, nicht Lieb, noch Kampf, noch Roß, —
„„Was läßt du, blut'ger Schatten, mich nie und nirgend los?““
Zu Wohlau in der Kirche die Sonn' ein Grab bescheint,
Dort liegt des Stammes Letzter, der Herzog, unbeweint.

August Kahlert.

Die sieben Grafen von Kuenring.

1.

Herr Ernest im Eisen sitzt zu Gericht,
Ein Urthel ist jedes Wort, das er spricht,
Der Freimann harrt im rothen Gewand,
Es zuckt ihm gierig das Schwert in der Hand.
Manch Haupt, sonst feurig und ungestüm,
Liegt nun erbleicht und blöd vor ihm,

Und wer sich im Stillen der Schuld bewußt,
Dem fährt's mit Schauder heut durch die Brust.
Da tritt der Kanzler mit heimlichem Hohn'
Tief abwärts gebückt zu des Herzogs Thron:
„Noch eine Klage — auf Hochverrath,
Die Grafen von Kuenring vollbrachten die That."
„„Die Grafen von Kuenring? — da lügst du mir!""
„Auf Pergament hab' ich's geschrieben hier."
Lang liest der Herzog mit finstrer Ruh';
„„Auf, Grafen von Kuenring, was sagt ihr dazu?""
Aus dem Kreise treten Sieben an Zahl,
Mit dem goldnen Wappen am Schild aus Stahl,
Und der Älteste neigt sich tief und spricht:
„Auf Hochverrath antwortet ein Kuenring nicht!"
„„Sprecht immer! Zu rein ist nicht Einer im Reich,
Dem Richter ist Graf und Bettler gleich,
Und Rechenschaft unehrt nimmer die Treu'!""
Doch sie schweigen und schütteln den Kopf dabei.
„„Nun wohl, so seid ihr geständig der That,
Es zeugen fünf Freie auf Hochverrath,
Und wer so schweres Beginnen vollbracht,
Verfallen ist er des Henkers Macht!
Doch dieweil Uns einmal in alter Zeit
Ein Kuenring das Leben gerettet im Streit,
So sei euch, damit wir auf ewig quitt,
Allen Sieben geschenket das Leben hiermit.
Auch eure Burgen behaltet zumal,
Schwelgt lustig im mahnenden Ahnensaal; —
Nur da euch die Ehre gering und feil,
Zerbreche das Wappen des Henkers Beil!""
Herzu tritt höhnend der Henkersmann,
Zerschlägt das Schild mit dem Wappen daran;

Und oben hoch auf dem Rabenstein,
Da scharrt er es unter'm Rade ein.
Und die sieben Grafen reiten fort,
Still schauten sie zu und sprachen kein Wort.
All ihre Burgen blieben leer,
Von einem Kuenring vernahm man nichts mehr.

2.

Auf der Haide ist Schlacht, Mann gegen Mann
Stürmt wild mit gezogenem Schwerte heran,
Herzog Ernest tummelt sein feurig Roß,
Ficht tüchtig, wie der Gemeinste im Troß.
Sieben Ritter reiten zur Seite ihm, ganz
In Eisen verluppt, ohne Farbe und Glanz,
Kein Wappen, kein Kettlein an Schild und Brust,
Ihren Namen hat Keiner zu nennen gewußt.
Und geht's recht toll wo und ungestüm,
Da ist Herr Ernst und die Sieben mit ihm.
Ein Herze bricht auf jeden Schlag,
Als stünden sie mit dem Tod im Vertrag'.
Da faßt es die Feinde mit grimmiger Pein,
Und sie drängen wild auf den Herzog ein,
Die Sieben kämpfen, — Einer fällt durchbohrt,
Mit dem Herzog reiten die andern fort. —
Und siebenmal kömmt er in Lebensnoth,
Und siebenmal retten sie ihn mit Gott,
Doch Einer von Denen im Eisengewand'
Sinkt allemal todt für ihn in den Sand.
Und als nun der Letzte im Blute liegt,
Da hat auch Herzog Ernestus gesiegt;
Mild lächelt der Abend vom Himmelszelt,
Als gäb' es nur Friede und Lieb' in der Welt.

„„Wer sind die Sieben, wer kennt sie? sprecht!
Ich mach sie im Lande zum ersten Geschlecht';
Auf! auf! wer mir Leben in Einem noch weist,
Dem sei, was sein Herz als das Köstlichste preist!"""
Die Knappen sprengen, bald liegen zumal
Vor dem Herzog die Sieben im blutigen Stahl, —
Kein Wappen, kein Kettlein zur Zier und Lust,
Kein Hauch des Lebens mehr in der Brust.
Doch sieh'! da hebt sich ja Einer hervor,
Preßt matt das schwarze Visir empor, —
Ein tapfres Antlitz, ein edler Greis,
Die Wangen verblichen, das Haupt schneeweiß.
„„Und hast du, Ernestus! uns nimmer erkannt,
Die weiland die Grafen von Kuenring genannt?
Die Ehre und Treue ist uns nicht feil,
Zerbrach auch das Wappen des Henkers Beil!""
„„„Und liegt euer Wappen zerschlagen vor mir,
So nehmt nun mein eignes Wappen dafür,
Und glaubt' ich des Hochverraths schuldig euch,
So seid nun die Ersten dafür im Reich'!"""
Da zuckt wie in Lächeln des Alten Mund:
„„Laßt gut sein, der Letzte des Stamms stirbt zur Stund',
Kein Kuenring mag Graf mehr auf Erden sein!""
Da sinkt er und schläft zu den Andern ein.

Adolph von Tschabuschnigg.

Die drei Templer.

Der Nachtwind über die Wüste saust,
Vom Ufer dumpf die Brandung braust,
Die Rosse wiehern durch die Nacht,
Die Franken rüsten sich zur Schlacht.

Drei Ritter vom Tempel in ihrem Zelt
Bei'm Becher saßen traulich gesellt,
Und wie die Rede, ernst und still,
So kreiset auch der Becher still.
Herr Balduin der tapfre Greis,
Von Armen stark, von Locken weiß,
Der sprach: „Noch ein Mal schenkt euch ein,
Vielleicht ist dieß der letzte Wein!
Wir dachten an das Vaterland;
An unsrer Loire grünen Strand, —
Nur Eins noch vor dem Morgenroth:
Auf einen ehrlichen Schlachtentod!"
Herr Oliver vom Sitze sprang
So hastig, daß sein Harnisch klang,
Die bleichen Wangen röthet Glut,
Die Augen blitzen freudigen Muth:
„„Du sprachst ihn aus den liebsten Wunsch,
O meinen schönsten, liebsten Wunsch,
Den einz'gen, der mir übrig blieb,
Seit mich verrathen einst mein Lieb!""
Herr Reginald gab ihm die Hand:
„„Auch meinen Wunsch hat er genannt,
Der nach des Lebens reichstem Glück
Allein und einzig blieb zurück.
Doch glücklich bin ich gegen dich,
Denn meine Agnes liebte mich:
Sie schied vom Leben treu und rein,
Mit ihr des Lebens Rosenschein!""
Balduin's Antlitz finster glüht,
Und Unmuth aus dem Auge sprüht:
„Mit Ehren bin ich ergraut im Feld,
Ich heiße ein berühmter Held,

Und mir allein schlug nie die Brust
Vor Liebesschmerz und Liebeslust;
Das Schönste, was da ward genannt,
Ich Armer hab' es nie gekannt!
Euch hat die Liebe geliebt und betrübt,
Mich aber hat Niemand geliebt noch betrübt, —
Darum Eins noch vor dem Morgenroth:
Auf einen ehrlichen Schlachtentod!"
Balduin hat sich abgewandt.
Die Andern reichen ihm still die Hand,
Er trinkt und beugt sich weit zurück,
Daß Keiner seh' die Thrän' im Blick.
Noch ein Mal schenken die Freunde ein,
Es perlt im Becher der letzte Wein,
Und laut ertönt's bei'm Morgenroth:
„Auf einen ehrlichen Schlachtentod!" —
Zur Schlacht die Tempelritter ziehn,
Im Morgenroth die Helme glühn,
Die Rosse schnauben, der Marsch erschallt,
Hochstolz des Tempels Banner wallt.
„Die Schilde vor! Die Lanzen ein!
Gott will's, Gott will's! darauf und drein!
Halloh! Hierher! darauf und dran!
Hoch Beausean! hoch Beausean!"
Als spät entschieden der blutige Tag,
Des Tempels Blüthe gefallen lag —
Und mitten vor des Sultans Zelt
Drei Freunde lagen treu gesellt.

Max von Oer.

1. Solyman vor Ofen.

Vor Ofens Thoren lagert der wilde Solyman.
„Stürmt! stürmt! und treibt mit Peitschen die Weichenden hinan!
Kaum hält noch in der Mauer der Stein am Steine fest;
Ich muß den Vogel fangen in seinem Felsennest!“ —
Wie haben da die Türken, zur Rache wild gereizt,
Dem kleinen Ungarhäuflein gewaltig eingeheizt!
Pechkranz, Granate, Bombe, die fliegen hageldicht,
Doch in dem Feuerofen die Männer rührt es nicht.
So kommt die Nacht, da weichen die Türken wund und matt,
Der alte Held Nadasti schützt seine Vaterstadt.
„Nadasti!“ knirscht der Sultan, „wenn sich der Morgen hellt,
Du alte, morsche Eiche, sinkst du, vom Blitz zerspellt!“ —
Es graut der Tag, die Türken bereiten neuen Sturm.
„Halt! halt! — die weiße Fahne weht dort von Wall und Thurm!
Allah ist groß!“ — Drauf öffnet sich das verrammte Thor;
Langsam und still bewegt sich der Ungarn Zug hervor.
Und in dem Zuge schreitet ein Greis mit mattem Gang,
Die Arme fest geschlossen von starker Ketten Zwang.
Verrathen von den Seinen, — das Schicksal ist wohl hart!
Drum netzt auch eine Thräne des grauen Helden Bart.
Die Ungarn knie'n am Boden, er bleibet aufrecht stehn.
Sie sprechen: „„Magst erbarmend auf Deine Sclaven sehn!
Wir flehn um deine Gnade! Längst hätten wir's gethan,
Doch täglich trieb Nadasti zu neuem Kampf uns an!
Heut' sollten wir ihm folgen, die Schwerter in der Hand,
Und uns dem Tode weihen für König Ferdinand.
Wir liefern den Verwegnen Dir aus! Nadasti mag,
O Herr, allein auch büßen, was er allein verbrach!““

Der Kaiser winkt, Nadasti wird in das Zelt geführt.
„Es soll, bei Mahmud! werden dem Greis, was ihm gebührt!
Und Ihr — aus eurer Veste zieht in das Feld herab,
Und dort am Donaustrande legt eure Waffen ab!“ —
Nicht lange weilt Nadasti im goldnen Kaiserzelt,
Das Haupt gebeugt, von Wehmuth die Heldenbrust geschwellt,
Da tritt, sich tief verneigend, ein Pascha rasch herbei; —
Den Arm, den Ungarn banden, der Türke macht ihn frei.
Dann kommt der Sultan selber und setzt sich hin und schweigt,
Indeß den Bart er lächelnd und selbstzufrieden streicht.
Bald blickt er nach der Pforte, bald schaut er auf den Greis,
Bis ihm der Pascha meldet: Vollbracht ist dein Geheiß! —
Da winkt er dem Gefangnen, der ihn begleiten soll;
Der Graf erhebt sich ruhig und folgt erwartungsvoll.
Am Zelte stehn zwei Rosse, sie setzen flugs sich auf,
Und hin zum Donaustrande lenkt Solyman den Lauf.
„„Was ist das? Ungarleichen auf blutgedüngtem Grund?““ —
„So straft' ich die Verräther!“ versetzt des Kaisers Mund.
„Dich mag Allah geleiten! Sag König Ferdinand,
Daß ich in Ofens Veste nur Einen Braven fand!“

---

2. Das A. B. C.

Prinz Moritz von Oranien, der jugendliche Held,
Er hielt mit seinen Schaaren Nimwegen hart umstellt.
Sein muß die Veste werden, bevor des Winters Zeit
Dem kühnen Jünglingsherzen den fernern Kampf verbeut.
„Nur hier noch, Streitgenossen, nur hier noch haltet aus!
Dann sei vergönnt euch Allen die Ruh' nach langem Straus!“
Da drängen sich im Jubel um ihn der Krieger Reih'n,
Und einen Boten sendet er flugs zur Stadt hinein.

„„Prinz Moritz von Oranien entbeut euch seinen Gruß!
Noch heute zu vernehmen verlangt er Euren Schluß.
Ihr sollt das Thor ihm öffnen, abwerfen Spaniens Joch!
Wo nicht, – die höchste Mauer sei ihm dann nicht zu hoch!“ “
Anseh'n sich bleich und ängstlich die weisen Herrn der Stadt
Und wissen nichts zu sagen, dem Rathe fehlt der Rath.
Von Außen droht Oranien mit seiner Heeresmacht,
Und in der Veste selber hält scharf der Spanier Wacht.
Sie schweigen noch, da schreitet der alte Commandant
In ihre Mitt' und redet, zum Boten stolz gewandt:
„„Sag' deinem Herrn: Nimwegen sei eine hohe Braut,
Die werde nicht so eilig dem Freier angetraut!
Er müss' es erst bezeugen durch ritterlichen Muth,
Wie es die Sitte heische, daß er aus edlem Blut!
Auch wag' ein Nebenbuhler mit ihm den ersten Tanz,
Der sich seit zwanzig Jahren errungen manchen Kranz!
Ich sollte mich ergeben dem Knaben ohne Bart!
Dem Stutzer! dem Rebellen! das war nie Spaniens Art!
Sag' ihm, ich lass' ihm rathen, daß er nach Hause geh',
Und daß er erst erlerne — der Kriegskunst A. B. C!“ “
Oranien mußte lächeln, als ihm die Kunde ward.
„Du sollst ihn kennen lernen, den Knaben ohne Bart!
Und sollst es selbst gestehen, eh' ich nach Hause geh',
Daß ich gar wohl erlernte — der Kriegskunst A. B. C!“
Nimwegens schwächste Stelle hat schnell der Prinz erkannt;
Auf wirft er hier von Erde genüber eine Wand;
Und länger wird und höher die Wand in jeder Nacht;
Umsonst, sie zu zerstören, müht sich des Feindes Macht.
Und wie man aus der Veste am fünften Morgen sah,
Stand höher als die Mauer der Wall von Erde da, —
Und fünf und zwanzig Thürme dahinter, wohl verschanzt;
Darauf sind fünf und zwanzig Kanonen aufgepflanzt.

Und schau', du stolzer Spanier! von jedem Thurm herab,
Dein spottend, weht ein Fähnlein an einem langen Stab.
Ein großer schwarzer Buchstab' auf jedem Fähnlein steht,
Es trägt ein A das erste, das letzte trägt ein Z.
Und auf der Thürme höchstem, dort bei dem Fähnlein N,
Inmitten der Kanonen kannst du Oranien sehn!
Kannst hören, wie er mächtig die Seinen commandirt
Und A bis Z als Zeichen zum Schluß vorbuchstabirt! —
Drei lange Tage schleudert das brüllende Geschütz
Hinüber und herüber den Donner und den Blitz;
Drei Tage hält der Spanier dem Prinzen tapfer Stand,
Es ist vom Spott Oraniens sein Muth zur Wuth entbrannt.
Am vierten wird es anders. Schwach ist die Gegenwehr,
Die Kugeln fliegen seltner, die Mauern werden leer.
Da steigt in Eil' Oranien herab von seinem Thurm,
Und fliegt zu seinen Kriegern und führt sie rasch zum Sturm.
Und wo die Feinde wichen, legt er die Leiter an
Und klimmt mit seinen Tapfern empor auf schwanker Bahn;
Und wie er hat gewonnen der Mauer steile Höh',
Da winkt er nach den Thürmen; da schweigt sein A. B. C.
Es kommen Gnade flehend die weisen Herrn der Stadt,
Und Spanien streckt die Waffen, vom langen Kampfe matt.
Auch naht mit düsterm Blicke der alte Commandant, —
Den nimmt der Prinz bei Seite und faßt des Greises Hand:
„Zieht frei aus dieser Veste! Doch eh' ihr Euch entfernt,
Gesteht, es hat Oranien sein A. B. C. gelernt!? —
Und, alter Held, verzeihet dem Knaben ohne Bart,
Der, Spott mit Spott vergeltend, ein A. B. C.-Schütz ward!"

---

3. Das verschwundene Schiff.

Der Kampf ist vorbei. —
„„Hoch, Holland hoch!““ Das Siegsgeschrei
Bricht laut sich am Strande.
„Matrosen, in's Schlepptau das spanische Schiff!
Und führt es behutsam durch Klipp' und Riff
Zum Lande!“
Der Spanier liegt
In verschossner Kajüte, verwundet, besiegt,
Auf hartem Bette;
Doch fühlt er nicht der Wunden Brand;
Er sinnt, wie er jetzt noch aus Feindes Hand
Sich rette.
Mit eilendem Schritt
Der Sieger zu dem Besiegten tritt:
„Ich ehre den Helden;
Kommt, tapferer Greis! Kommt, folgt mir sofort!
Gefährdet seid ihr an diesem Bord,
Dem zerschellten!“
Der Spanier drauf:
„„Bis die Sonne steiget am Himmel auf,
Laßt hier mich schlafen!
Ich setze zum Pfande mein Ehrenwort:
Nicht führe das Schiff ich fliehend fort
Vom Hafen!““
„Was ihr begehrt,
Don Pedro Alvarez, es ist euch gewährt!
Ruht sanft und geborgen!“ —
„„Habt Dank, habt Dank, Herr Admiral!
Ich biet' euch bei'm ersten Sonnenstrahl:
Guten Morgen!““

Das Mondlicht bleicht,
Dem glühenden Osten der Tag entsteigt:
Es erwachen die Krieger.
Da wettert und flucht der Matrosen Chor
Und schreckt aus den Träumen des Ruhms hervor
Den Sieger.

„„Herr Admiral!
Nach dem Schiffe spähten wir überall,
Es wird nirgends gefunden!““ —
Der Holländer nimmt sein schärfstes Glas
Und schaut und schaut ohn' Unterlaß, —
Verschwunden!

Nicht eine Spur;
Eine Tonne tanzt auf den Wellen nur,
Bestrahlt von der Sonne.
„Die giebt uns Kunde! Ergreift, zerschlagt,
Eh' ihr den flüchtigen Spanier jagt,
Die Tonne!“

Drin liegt ein Blatt,
Darauf Don Pedro geschrieben hat:
„„Ich bin geborgen!
Ihr wünschtet zur Nacht mir sanfte Ruh'; —
Aus des Meeres Grunde ruf' ich euch zu:
Guten Morgen!““

Carl Friedrich Günther.

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.

Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen!"
Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"
Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"
Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor, —
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor;
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.
Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.
Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.
Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.
Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!““
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.
Und wärf'st du die Krone selber hinein,
Und spräch'st: „Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!“
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn!
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele!
Wohl manches Fahrzeug vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.
Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,

Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohne Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.
Und sieh! aus dem finster flutenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß;
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.
Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.““
Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:
„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!
Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell,
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht

Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.
Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend, und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen!
Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.
Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.
Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde!
Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben!'''

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde!“
Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„„Laßt Vater genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen!““
Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen!“
Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin; —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —
Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick, —
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder, —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Friedrich von Schiller.

Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen;
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.
Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut' zu erreichen,
Und die feindliche Burg zu besteigen.
So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen,
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen;
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärkrer Gewalt,
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.
Wie der Wald dumpf donnernd wieder erklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,

Und Keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.
Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Übermacht muß es erliegen,
Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch,
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.
Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege,
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.
Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen.
Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand,
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöhn,
Sieht er seine schimmernde Veste stehn,
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.
Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief,
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel;
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;

Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.
Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob er Tod in den Wogen erwähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand,
Und befiehlt dem Herrn seine Seele;
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich daß Roß.
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluten.
Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höh're Gewalten,
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten;
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand,
Und begrüßen freudig den Schwimmer;
Gott verläßt den Muthigen nimmer.

Theodor Körner.

Der alte Ritter.

Es saß auf hohem Rittersaal
In seinem Stuhl der Greis,
Der Ahnen Bilder rings zumal
Und seiner Kinder Kreis.
Auf ein Mal er sich lang erhebt,
Und spricht: „Mir ist's beklemmt;
In meine Hand das Schwert mir gebt,
Und holt mein Panzerhemd!"
Und Alle schaun ihn wundernd an,
Wie ihm die Knappen stumm

Das Schwert in seine Hand gethan,
Geschnallt den Panzer um.
Auf grauem Haupt des Helmes Last
Wird ihm kein beugend Joch,
Und auf die alten Glieder paßt
Das rost'ge Kleid ihm noch.
Und Alle staunen seiner Macht,
Wie er die Rüstung trägt,
Und wie er steht in Riesenpracht,
Als hätt' er wen erlegt.
Er hält das Schwert in sichrer Faust,
Gelehnt an's Wappenschild,
Daß Allen tief im Innern graust,
Als wär's ein steinern Bild.
Und bleich und starr sieht er sie an,
Doch steht er wie im Feld,
Als siegt' er gegen tausend Mann —
Todt nun der greise Held.

J. G. Seegemund.

Graf Liderik.

„,Erbarm' dich Gott, erbarm' dich Gott,
Und rett' uns von dem Hungertod!
Nun Gott den Armen gnädig sei!'"
Durch Flandern tönt der Jammerschrei.
Zu selber Zeit der Hungersnoth
Graf Liderik dem Land gebot.
Für's höchste Glück auf dieser Welt
Der Graf zwei junge Söhne hält.
Und eines Tags die Söhne zwei
Sich übten lustig im Turnei.

Ein armes Weib zum Schloßthor kam
So blaß vor Hunger und vor Gram;
In schlechte Lumpen eingehüllt
Stand weinend da das Jammerbild.
„Kauft dieses Körblein Obst mir ab,
Es schmeckt euch wohl die süße Lab;
Zwei Kindlein schrei'n daheim um Brod,
Daß ich sie rett' vom Hungertod!"
Der ältre Sohn mitleidig spricht:
„„Du arme Frau, so weine nicht!
Gieb Alles her, ich kauf dir's ab,
Willkomm ist mir die süße Lab;
Ein wenig nur hie unten weil',
Daß ich das Geld dir hol' in Eil'."" —
Im Schlosseserker der junge Graf
Sein holdes Edelfräulein traf,
Die heiß er liebt' seit langer Zeit,
Das Obst ihr zum Geschenke beut.
Manch süßen Blick für seine Gab
Das Fräulein ihm dagegen gab.
Ach! bald darüber ganz und gar
Das alte Weib vergessen war.
Das weilt im Schloßhof schon gar lang,
Ihm wird so angst, ihm wird so bang;
Schaut bebend bald zum Schloß hinan
Und denkt der armen Kindlein dann.
Die Sonne sinkt darnieder schon,
Da wankt die arme Frau davon.
Und als sie trat in's Kämmerlein,
Todt lagen die beiden Kindelein.
Und weinend und jammernd die ganze Nacht
Hat sie bei den Leichen zugebracht.

Und Morgens früh im bittern Harm
Nimmt sie die Leichen auf den Arm,
Und eilt zum Schloß mit wankem Schritt,
Und heulend vor den Grafen tritt:
„Sieh' hier die todten Kindlein an,
Das hat dein eigner Sohn gethan!"
Erzählt, stier blickend, die Geschicht:
„Nun haltet, Graf, ein streng Gericht!"
Es hört's der Graf in stummem Schmerz,
Es bricht ihm schier sein Vaterherz.
„„Mein schnellstes Roß!"" so ruft er blaß
Und sprengt nach Doornik hin die Straß'.
Und in der Stadt dem Landgericht
Giebt er von Allem gleich Bericht,
Verschweigt des Thäters Namen nur. —
„„Nun richtet recht bei Eid und Schwur!""
„„„Herr Graf, hört unser Urtheil an:
Des Todes sei, wer dieß gethan!"""
Es eilt zurück nach seinem Schloß
Graf Liderik auf schnellem Roß.
„„Leb wohl, leb wohl, mein junger Knab!"" —
Der Henker schlug das Haupt ihm ab.

Friedrich Oser.

Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein,
  Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
  Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
  Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
  Die Bäume gingen, die Flächen aus;
So fliegt er hin eine Meil' und zwei,
  Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
  Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
  Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
  Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein:
  Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
  Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
  Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
  Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
  An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid sie staunet den Ritter an:
  „„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
  Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du!""
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
  „Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„„Herr Gott! so rittest du über den See;
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du ward'st nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?""
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!""
Der Reiter erstarrt auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die Gefahr.
Es sieht sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Gustav Schwab.

Des Sängers Bitte.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"

Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!“
„„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen!““
Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.
„„Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen!
Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den Becher besten Weins
In purem Golde reichen!““
Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„„O Trank voll süßer Labe!

O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trank euch danke!'"

Johann Wolfgang von Goethe.

Die drei Sänger.

Der König saß bei'm frohen Mahle,
Die Frau'n und Ritter um sich her;
Es kreisten festlich die Pokale
Und manches Becken trank man leer;
Da tönte Klang von goldnen Saiten,
Der süßer labt als goldner Wein,
Und sieh, drei fremde Sänger schreiten,
Sich neigend, in den Saal hinein.
„Seid mir gegrüßt, ihr Liedersöhne,"
Beginnt der König, wohlgemuth,
„In deren Brust das Reich der Töne
Und des Gesangs Geheimniß ruht!
Wollt ihr den edlen Wettstreit wagen,
So soll es höchlich uns erfreun,
Und wer den Sieg davon getragen,
Mag unsres Hofes Zierde sein!"
Er spricht's. Der Erste rührt die Saiten,
Die Vorwelt öffnet er dem Blick,
Zum grauen Anfang alter Zeiten
Lenkt er der Hörer Schaar zurück;
Er meldet: wie sich, neugeboren,
Die Welt dem Chaos einst entwand;

Sein Lied entzückt die feinsten Ohren
Und willig folgt ihm der Verstand.
Drauf, mehr die Hörer zu ergötzen,
Erklingt des Zweiten lust'ge Mähr':
Von Gnomen, Fei'n und ihren Schätzen,
Und von der grünen Zwerge Heer;
Er singt von manchen Wunderdingen,
Von manchem Schwanke, schlau erdacht;
Da regt der Scherz die losen Schwingen,
Und jeder Mund im Saale lacht.
Und auch den Dritten trifft die Reihe.
Und sanft, aus tiefbewegter Brust,
Haucht er ein Lied von Lieb' und Treue,
Und von der Sehnsucht Schmerz und Lust;
Und kaum, daß seine Saiten klingen,
Schaut jedes Antlitz in den Schooß,
Und Thränen des Gefühles ringen
Sich aus verklärten Augen los.
Und tiefes Schweigen herrscht im Saale,
Als seines Liedes Ton entschwand;
Da steht der König auf vom Mahle
Und reicht dem Dritten seine Hand.
„Bleib' bei uns, Freund! dir ist's gelungen,
Du bist es, dir gebührt der Preis;
Das schönste Lied hat der gesungen,
Der unser Herz zu rühren weiß!"

Friedrich Bobrit

Der Harfner.

Purpurglut am Himmel leuchtet,
Spiegeleben ruht der See,
Abendthau das Gras befeuchtet,
Schwäne ziehn in blauer Höh';

Und entlang dem Seegestade
Kommt der Harfner ernst und still,
Der, verirrt auf fremdem Pfade,
Sich die Herberg suchen will.
Heimath ist ihm nicht gegeben,
Kein beharrliches Gebiet;
Fremde Milde nährt das Leben,
Sternenaufblick das Gemüth.
Und er wallt mit Muth von hinnen,
Sieh, da lacht des Glückes Stern!
Sieh, da glänzt mit goldnen Zinnen
Ihm ein stattlich Schloß von fern!
Jubeltöne rauschen nieder
Von dem kerzenhellen Ort,
Und der freud'ge Sohn der Lieder
Zieht auf lieben Wegen fort.
Nicht vergeblich ist sein Hoffen,
Sein Verlangen ist am Ziel;
Denn die Halle steht ihm offen,
Und er stimmt das Saitenspiel.
Und man führt ihn, hochwillkommen,
In den lichten Hochzeitsaal;
Gastlich wird er aufgenommen,
Und man reicht ihm den Pokal;
Und er wendet sich zum Kreise,
Wo der Frauen schönste blüht,
Und er trinkt nach Sängerweise,
Bis die Wang' ihm feurig glüht.
Schmücket reiche Zier die Gäste,
Alles doch zur Einen schaut,
Denn vor Allen glänzt am Feste,
Sternen gleich, die holde Braut.

Und er rühmt die schöne Stunde
Und sein günstiges Geschick,
Und er singt mit süßem Munde
Treuer Liebe hohes Glück.
Aus dem Quell verklungner Sagen
Schöpft er tiefe Wahrheit auf,
Zu verblühten Fabeltagen
Flügelt sich des Geistes Lauf.
Und die Herzen aller Gäste
Sind dem Fremdling zugekehrt,
Der der Erdenwonnen beste
Himmlisch im Gesang verklärt.
Und die Kerzen brennen nieder
Halb entwichen ist die Nacht;
Morgen rauscht die Freude wieder,
Heut ist man auf Ruh' bedacht;
Auf das Wohl der Neuvermählten
Tönt der letzte Jubellaut,
Und dem schönen Auserwählten
Hold erröthend folgt die Braut.
Wie der Eine sich verlieret,
Wandelt ihm der Andre nach;
Auch den frommen Sänger führet
Man zum stillen Schlafgemach. —
Aber aus bewölkter Höhe
Zuckt des Blitzes rother Strahl,
Und durch's Schloß ertönt das Wehe,
Gluten haucht der Hochzeitsaal.
Und es dränget das Getümmel
Nach dem Freien sich hinaus;
Schwarzer Dampf umzieht den Himmel
Und in Flammen steht das Haus.

Eh' die junge Morgensonne
Die Gefilde neu verklärt,
Hat der goldne Sitz der Wonne
Sich in Schutt und Staub verkehrt.
Alle finden sich zusammen,
Nur der Harfner wird vermißt.
„Hast du, Ärmster! in den Flammen
Deinen Taumel abgebüßt?“ —
Horch! da schallen süße Worte,
Und man folgt den Melodien
Und man trifft am höchsten Orte
Des Gebirges singend ihn;
Und die Angst ist weggenommen,
Trost erquickt die Trauerschaar,
Daß auch er der Glut entkommen,
Der verderblichen Gefahr.
Tiefer stimmet er die Saiten,
Ernst und ernster wird sein Ton;
Denn des Abends Herrlichkeiten
Sind im Morgenlicht entflohn.
Und er lehrt der Erdengüter
Wechselvollen Unbestand,
Und es werden die Gemüther
Nach dem Höheren gewandt,
Das mit lichten Sonnenzeichen
Wandellos und dauernd steht,
Wenn die Lebensbilder bleichen,
Wenn das Irdische vergeht.
Balsam rinnt in alle Herzen,
Es entwölkt sich jeder Sinn,
Und man schaut mit lindern Schmerzen
Nach dem Qualm des Hauses hin.

Und wie der Gesang verwehet,
Jeder Mund den Sänger preist,
Der des Lebens Lust erhöhet
Und den Schmerz verstummen heißt.
Still zu stehn auf seinem Pfade,
Mahnet ihn manch freundlich Wort;
Doch er zieht am Seegestade
Pilgernd seine Straße fort.

K. G. Prätzel.

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.
Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt ist Blut.
Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.
Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."
Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
 Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
 Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
 Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.
Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
 Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
 Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
 Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.
Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
 Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott.
 Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
 Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.
„„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt Ihr nun mein Weib?““
 Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
 Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
 Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.
Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
 Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
 Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
 Er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.
Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
 Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis,
 An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
 Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Garten gellt:
„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
 Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
 Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt,
 Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!
Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
 Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,

Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt!
Weh' dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!" —
Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.
Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland.
Kein Baum versendet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch!

Ludwig Uhland.

Des Sängers Schwanenlied.

Ein holder Sänger, alt und krank,
Saß vor des Königs Haus;
Er fordert einen Labetrank
Und leert den Becher aus.
Der König trat heraus zur Thür
Und sagte: „Singe dein Lied!
Von Freud' und Leben singe mir,
Eh' beides von mir flieht!"
„„Herr König,"" sprach der Alte, „„ich sang
Von Leid und Freude Viel;
Nun bin ich aber lebenskrank,
Zu schwach zum Saitenspiel!
Doch kennst du wohl vom heil'gen Schwan
Die Sage wunderbar?

Die Harfe sage sie dir an,
Ihr rauscht's im goldnen Haar!""
Die Harfe stellte mit matter Hand
Er vor den König hin
Und rührte dran mit keiner Hand;
Doch klang es durch sie hin.
Und immer reger ward der Klang,
Wie Luft in Blättern spielt;
Um alle Saiten schwebt Gesang,
Daß man's für Geister hielt.
Der König horcht verwundert drauf,
Die Ritter um ihn her;
Der Sänger sieht der Sonne Lauf —
Ihm wird das Haupt zu schwer.
„„O König, das ist Schwanensang!""
Er ruft's. Der König hält
Den Sinkenden im Arme lang,
Als wär's ein todter Held.
Und auf die Harfe legte man ihn —
So trug man ihn zu Ruh'.
Bald klang es heimlich unter'm Grün,
Die Blumen horchten zu.
Doch lange klang es in der Luft,
Wie Harfenflügelschlag;
Der König baut' ihm eine Gruft
Und saß dort manchen Tag

Otto Heinrich Graf von Löben.

Gottfried von Straßburg.

Seit sich die Erde dreht im Ring,
Und da sie noch im Mittel hing,
Ist mir kein Meister offenbar,
Dem so das Wort gehorsam war.

Die Größten aller Zeiten,
Wenn sie zu Heimlichkeiten,
Zu innersten Geweben
Von Herz und Menschenleben,
Zu Wundern, die im dunkeln
Schooße der Erde funkeln,
Mit Sange fahren nieder,
So lassen sie ihre Lieder
Aus dumpfer Ferne läuten,
So wissen sie zu deuten
Mit einem mächt'gen Worte
Auf die verschlossne Pforte,
Dahinter das Geheimniß ruht,
Daß wir's im ahnungsvollen Muth,
Doch nicht mit Augen leiblich sehn.
Er aber bleibt davor nicht stehn:
Wo Andre enden, da hebt er an,
Und handhabt, wie kein andrer Mann,
Mit seinen süßen, frischen,
Gefügen, zauberischen
Verslein, die schalkhaft blinken,
Des Thores goldne Klinken,
Daß es sich öffnet weit und groß.
Da läßt er uns im Felsenschooß
Auf nie gekannten Auen
Krystallne Wunder schauen.
Kein Schwanken hier, kein Stillestand!
Er führt uns an der Treue Hand
Weit, weit hin durch den stillen Raum
Und nicht in sinnenhalbem Traum:
Ja, nicht umsonst durch's Felsgestein
Hieb er die heimlichen Fensterlein,

Dadurch in die dunklen Hallen bricht
Das holde sichre Tageslicht,
Das befangne Herz im Zaubersaal
Anheimelnd mit lebenswarmem Strahl.
Und hat er so im Wunderschacht
Den fernsten Winkel hell gemacht,
Da kommt er aus dem Felsenspalt,
Ein klarer Fluß, hervorgewallt,
Und eilt mit perlendem Schaume munter
Über Fels und Stein in's Thal hinunter,
Gleitet mit sanftem Rieseln
Hin über weißen Kieseln,
Durch Waldesdämmerungen,
Wo Stamm mit Stamm verschlungen,
Vorbei an grünen Auen,
Wo Ritter und zarte Frauen
Sich schaaren zu Tjost und Tänzen
Und bunte Zelte glänzen.
Und jeglichem Gestade
Auf seinem Schlängelpfade
Schwemmt er von seinem Goldsand an,
Den er im tiefen Fels gewann.
Und hört ihr aus dem leisen,
Den froh gefügen Weisen,
Aus den geschwätzig süßen,
Frisch murmelnden Wellengrüßen,
Hört ihr die Klage schallen,
Den Seufzer, der die Hallen
Der Felsen füllt mit Schauer,
Die uralt alte Trauer,
Daß Liebe je mit Leide lohnt,
Daß Schmerz je bei der Freude wohnt?

Wie klingt's in seinen Weisen nach,
Wie schmerzlich süß, das leise Ach!
Wohin nun rollt er seine Wogen?
Er wendet sich in scharfem Bogen:
Noch ahnt mir manche Wunderschau,
Felswände schroff, Geklüfte grau,
Zuletzt ein stiller blauer See,
Da endet jede Trauer. — — Weh,
Er schwindet hin! In voller Pracht,
Tückisch entrissen in die Nacht!

Hermann Kurtz.

Frauenlob's Tod.

Es läuten alle Glocken zu Mainz mit Trauerklang
Und durch des Domes Hallen tönt ernster Grabgesang.
Ein Zug von edlen Frauen zieht ein durch's hohe Thor,
Und schwarze Fahnen wallen, es ragt ein Sarg empor.
Und um die schwarzen Fahnen flammt helles Kerzenlicht,
Und strahlt auf manches holde, verweinte Angesicht;
Und strahlt auf einen Todten mit sanftem Glanz hinab,
Den acht der schönsten Frauen getragen an das Grab.
Sie weinen und sie singen ein Trauerlied zumal,
Und gießen Wein hernieder aus goldenem Pokal.
Und streuen Ros' und Myrthen und helles Rebenlaub
Hinab auf's harte Lager, wo ruhen soll sein Staub.
„Wen tragt ihr edle Frauen so trüb und kummerbleich,
War es vielleicht ein König, der Krone ließ und Reich?“
„„Wir tragen keinen König, geziert mit ird'schem Glanz,
Und unverwelklich schmücket dieß Haupt ein Lorbeerkranz.““
„So tragt ihr einen Helden aus ritterlichem Blut,
Der einst in wilden Schlachten gekämpft mit kühnem Muth?“

„„Wir tragen keinen Ritter, er ward nicht Held genannt,
Nur eine goldne Harfe trug diese fromme Hand.
Doch mit der goldnen Harfe kämpft er im Liederstreit,
Und hat sich Ruhm gewonnen in allen Landen weit.
Wir tragen einen Sänger in Traurigkeit und Schmerz,
Er weiht' uns seine Lieder, wir weihn ihm unser Herz.
Und schweigt er gleich auf ewig, der uns so hoch erhob,
Tönt doch durch alle Zeiten sein Name: — Frauenlob!""
Sie sagen's und sie senken den Theuern in das Grab,
Und ihre Thränen fallen wie Perlensaat hinab.
Doch eine hohe Jungfrau schaut still von Ferne zu, —
Es nahm der bleiche Sänger ihr Glück und ihre Ruh'.
Sie weint nicht, und sie klagt nicht, es schweigt allein ihr Mund —
Vielleicht nach wenig Tagen deckt sie der kühle Grund!

Adelheid von Stolterfoth.

Jacob Balde.

(1623.)

Der Mond bescheint das alte Ingolstadt,
Des Domes Wucht, der spitzen Thürme Pfeile,
Und in der Donau dunkle Wasser hat
Er eingebrannt die lange Feuersäule.
Die Gassen sind verstummt, man hört den Fluß,
Wie seine Welle rauscht in sachtem Gange;
Ein frisches Wehn zieht von ihm wie ein Kuß
An eines Mannes fieberheiße Wange.
Der steht gelehnt an eines Erkers Wand,
Wirr das Gelocke seiner Stirn, der breiten;
Um eine Zither preßt sich seine Hand
Und rieselnd zieht der Nachtwind durch die Saiten.

Nun hebt er mit der Rechten sie empor,
Ein dräuend Bild, deß Rahmen ist der Erker;
— „Sei du verflucht! — ich aber bin ein Thor,
Der um sich selber aufgebaut den Kerker!
— Geleiert hab' ich — oft zum Morgenroth,
Um an ihr Herz, das steinerne, zu klopfen,
Und jede Zeile war von Glut durchloht
Und jedes Wort von meinem Blut ein Tropfen!
Vergeudet ist's!" — Er reckt sich höh'r empor;
Die Schatten von den Saiten seiner Zither
Stehn auf dem mondesbleichen Antlitz, vor
Der Seele drinnen ein Gefängnißgitter.
Und nun ein Schlag und ein gewalt'ger Klang,
In seinem Spiel ein hallendes Gestöhne;
Am Boden liegt's und jeder goldne Strang
Stieß schreiend aus den letzten seiner Töne.
Und auf die Trümmer stellt er seinen Fuß,
Stolz mit dem Haupt rückschnellend seine Locken;
— Da horch! — die Nacht durchrollt's — ein voller Gruß,
Das helle Läuten naher Klosterglocken.
Sie streuen ihre Klänge durch das Land,
Die Zunge Deß, der wacht ob seinem Träumen,
In jede Zelle klingend und am Strand
Sich silbern tauchend in der Donau Schäumen.
Wer ist, dem sie nicht eine fromme Mähr
Aus seinem eignen Herzen anvertrauten?
Wem sprachen sie von Frieden nicht, und wer
War einmal nicht ein Heil'ger bei den Lauten?
Der Mann im Erker aber lauscht und steht —
Dann ist die heiße Wange naß geworden,
Und als der Tag empor gestiegen, geht
Der Dichter Jacob Balde in den Orden.

Levin Schücking.

Das Grab im neuen Münster zu Würzburg.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da schwirren die Vöglein aus und ein
Und pfeifen und singen helle.
Es ist ein alter Leichenstein
Von Trauerweiden beschattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz bestattet.
Die Vöglein waren seine Lust,
Es hörte gern ihr Singen,
Und hüpfte selber in der Brust,
Wie muntre Vöglein springen.
Der Sänger lauschte, mit Acht und Müh'
Der Lerche Ton zu lernen:
Auch schallt sein Lied wie morgenfrüh
Aus himmelblauen Fernen.
Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Kosen:
Drum singt er oft mit süßem Schall
Von Minnelust und Rosen.
Auch liebt er, wie die Vögelein,
Ein Wanderleben zu führen
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.
So streift er über den Wiesengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Nestchen fund
Auf einem stolzen Wipfel.
An Vögel mahnt des Sängers Nam',
Ein Vöglein saß im Schilde,

Und als er nun zu sterben kam,
Bedacht' er sie gar milde.
„Vier Löcher höhlt in meinen Stein,
Und senkt darein vier Tröglein,
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!"
Und was er bat im letzten Drang,
Willfahret ward ihm eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.
Herr Walther von der Vogelweid'
Ist unser Meister geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Haid'
Und singen ihm frische Weisen.

Adolph Stöber.

Camoëns.

Als ein gewaltiger Orkan die Flut nach allen Seiten schlug,
Darin in Trümmer ging das Schiff, das den verbannten Dichter trug,
Da hatte Jeder Geld und Gut zu retten durch den Wogenschwall,
Camoëns aber hatte Nichts als ein Gedicht auf Portugall.
Und Alle sprangen in das Meer beschwert mit Gold und goldner Zier,
Camoëns trug in seiner Hand nur eine Rolle von Papier;
Und Alle riß hinab das Meer und barg ihr Gold in seinen Schooß,
Ihn aber hielt die Well' empor und kühlte seine Wange bloß.

Und mit der Rechten rudert' er, indessen seine linke Hand
Festhielt das Lusiaden-Lied, und schwamm mit Müh' an Indiens Strand.
Zwei Güter bracht' er mit sich da, gerettet aus dem Wogenschwall,
Ein armes Leben für ihn selbst, ein ew'ges Lied für Portugall.

N. Delius.

Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister, gewandt in Rath und That.
Er hatte schon gegossen viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen, zu Gottes Lob und Preis.
Und seine Glocken klangen so voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben mit in die Form hinein.
Doch aller Glocken Krone, die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke zu Breslau in der Stadt;
Im Magdalenenthurme da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze zu seinem Gott zurück.
Wie hat der gute Meister so treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände gerührt bei Tag und Nacht!
Und als die Stunde kommen daß Alles fertig war,
Die Form ist eingemauert, die Speise gut und gar;
Da ruft er seinen Buben zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile bei'm Kessel dich allein,
Will mich mit einem Trunke noch stärken zu dem Guß,
Das giebt der zähen Speise erst einen vollen Fluß;
Doch hüte dich, und rühre den Hahn mir nimmer an:
Sonst wär' es um dein Leben, Fürwitziger, gethan!“
Der Bube steht am Kessel, schaut in die Glut hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt, und will entfesselt sein.

Und zischt ihm in die Ohren, und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern ihn nach dem Hahne hin.
Er fühlt ihn in den Händen, er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange, er weiß nicht, was er thät:
Und läuft hinaus zum Meister, die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie' umfassen und ihn um Gnade flehn;
Doch wie der nur vernommen des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte der jähe Zorn ihm fort.
Er stößt sein scharfes Messer dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel, sein selber nicht bewußt.
Vielleicht, daß er noch retten, den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh! der Guß ist fertig, es fehlt kein Tropfen dran.
Da eilt er abzuräumen, und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel die Glocke vor sich stehn.
Der Knabe liegt am Boden, er schaut sein Werk nicht mehr:
„Ach, Meister, wilder Meister, du stießest gar zu sehr!"
Er stellt sich dem Gerichte, er klagt sich selber an;
Es thut den Richtern wehe wohl um den wackern Mann.
Doch kann ihn Keiner retten, und Blut will wieder Blut:
Er hört sein Todesurthel mit ungebeugtem Muth.
Und als der Tag gekommen, daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten der letzte Gnadenschmaus.
„„Ich dank' euch,"" spricht der Meister, „„ihr Herren lieb und werth;
Doch eine andre Gnade mein Herz von euch begehrt:
Laßt mich nur einmal hören der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet, möcht' wissen: ob's gelang!""
Die Bitte ward gewähret, sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet, als er zum Tode ging.
Der Meister hört sie klingen, so voll, so hell, so rein;
Die Augen gehn ihm über, es muß vor Freude sein.
Und seine Blicke leuchten, als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen, das bricht das Leben nicht.
Das ist der Glocken Krone, die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke zu Breslau in der Stadt.
Die ward zur Sünderglocke seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit.

Wilhelm Müller.

Der Organist.

Auf und nieder wogt die Gassen
Dort die aufgeregte Schaar,
Und es dringen ein die Massen
In die Kirche, wo verlassen
Steht der Hochaltar.
„Nieder!“ ruft es immer wilder,
„Nieder mit dem Götzenthum!“ —
Kreuz und Fahnen, Lichter, Bilder,
Bunter Scheiben Flammenschilder
Stürzen um und um.
Meister Ulrich Zwingel's Lehre
Hat besiegt die stolze Bern;
„Wer da wehren kann, der wehre,
Daß die Meß' nicht wiederkehre
Auf den Tisch des Herrn!“
Nach Sanct Vincenz Münsterhallen
Wälzet sich der Menge Strom.
Keine Feierlieder schallen,
Keine Beter sieht man wallen
Nach dem heil'gen Dom
Mag auch festlich im Kalender
Heut' des Heil'gen Namen stehn,
Nimmer soll der Segenspender

Seiner Priester Prunkgewänder
Am Altare sehn. —
Ewig treu dem alten Glauben
Blieb der Kirche Organist:
„„Schmuck und Bilder mögt ihr rauben,
Eines müßt ihr mir erlauben
Noch als Gnadenfrist;
Einmal noch will ich mich laben
An dem frischen Orgelhauch;
Kann ich dieses Eine haben,
Wohl, dann mögt ihr mich begraben
Mit der Orgel auch!““
Und er schafft sich durch's Gedränge
Festen Armes eine Bahn,
Eilt des Kirchenweges Länge
Der im Zug gestreckten Menge
Raschen Laufs voran.
„„Hin zu ihr, hinan die Stiegen!
Flügelthüren, springet auf!
Wo verschlossen in der Wiegen
All' die frommen Töne liegen,
Töne, wachet auf!““
Wie mit leisem Geisterbeben,
Daß es Mark und Bein durchdringt,
So beginnen sie zu schweben,
Hoch und höher sich zu heben,
Wie der Aar sich schwingt.
Und der Dämmrung süße Träume
Ziehen feiernd durch den Dom,
Durch die menschenleeren Räume
Wälzet seine Wogenschäume
Der gewalt'ge Strom.

Seelenvolle Phantasieen
Ringen mit des Schmerzes Drang,
Die sich suchen, die sich fliehen,
Kaum gebunden, sich entziehen
Jedem Regelzwang.
„„Heil'ge Orgel, himmlisch Wesen,
Die zu meiner süßen Braut
Ich vor allen hab' erlesen,
Du, an der mein Herz genesen,
Seit ich dir getraut;
Bald nun wirst du ewig rasten,
Jetzt nur, jetzt verlaß mich nicht,
Laß auf deinen schwarzen Tasten
Allen meinen Kummer lasten,
Eh' das Herz mir bricht!
— Blas't, ihr Bälge, Pfeifen, klinget,
Rausche mächtig, du Pedal!
Frisch hervor, Register, springet,
Klaget, jubelt, zürnet, singet,
Ach, zum letzten Mal!"“
„„Armer Judas!"“ hebt zu klagen
Nun die Orgel wimmernd an,
„„Armer Judas, kannst du's wagen,
Armer Judas, soll ich sagen,
Was hast du gethan?"“
Stiller Wehmuth Thränen rollen
Ihm in seinen dunkeln Bart,
Bis zur letzten jammervollen
Liebesschwermuth angeschwollen
Ihm die Seele ward.
Nimmer kann er es vollenden,
Ohnmacht überwältigt ihn;

Ach! sie kommen, sie zu schänden,
Seine Braut mit rohen Händen —
Taumelnd sinkt er hin.
In Sanct Vincenz Münsterhallen
Dringet jetzt der Stürmer Heer,
Wild Gelächter hört man schallen,
Unter Beiles Schlägen fallen
Noch der Heil'gen mehr.
Wie die Bilder sie zerschlugen,
Rissen sie der Orgel Haus
Jubelnd aus den letzten Fugen,
Und den Organisten trugen
Sie für todt hinaus.

Carl Rudolph Hagenbach.

Kaiser Max bei Albrecht Dürer.

Herr Kaiser Max in Sammt und Seid',
In einem golddurchwirkten Kleid,
Umringt vom Kanzler und hohen Rath,
Zu Dürer'n in die Werkstatt trat.
Dem Künstler schüttelt er die Hand
Und fragt ihn, ob er wohl im Stand
Sogleich ein Bild zu schaffen sei
Mit Pinsel oder blankem Blei.
Der Meister gleich zu malen beschloß,
Was nur den Kanzler höchst verdroß.
Als am Gerüste Dürer stand,
Den leichten Pinsel in der Hand,
Befuhr er rasch die Leinewand.
Bevor ein Augenblick verschwand,

War schon zu seh'n: See, Luft und Land,
Ein frischbeblümter Meeresstrand,
Gewölk mit einem güld'nen Rand,
Dahinter die Abendsonne schwand —
Und Vöglein durchschwirrten rings das Land
Und eine lebendige Schöpfung erstand
Aus Maler Dürer's kleiner Hand.
Darob der Kaiser sich ergötzt.
Als Jener den Pinsel abgesetzt,
Da bat Herr Max: „Nun, Meister mein,
Fahr' fort im schönen Werke dein,
Auf daß der Abend, den du gemalt,
Vollkommen mir entgegenstrahlt!"
„„Gern hätt' ich meines Herren Wort
Nach meinen Kräften erfüllt sofort,
Doch fehlt mir jetzt der Bursche just,
Der sonst die Leiter mir halten mußt'!"" —
„Ei Freund! ist das die Noth und Pein,
Soll traun dir bald geholfen sein.
Komm, Kanzler, deine Stirn ist kraus,
Du blickst verdrießlich zum Fenster 'naus,
Komm her, du Fetter und Feister
Und halte die Leiter dem Meister!"
Als solches nun der Kaiser rief,
Erschrack der Kanzler und beugte sich tief:
„„Welch treues Herz in meiner Brust,
Ist Keinem so wie Euch bewußt;
Doch wünschet und verlanget nicht,
Was mir ist zu verweigern Pflicht!
Ist nicht entehrt der Edelmann,
Der eine Leiter halten kann
So einem Maler und blöden Wicht?
Erlauchter Herr, das fordert nicht!""

Da hub der Kaiser glühend an:
„Hoho? Was hat dir denn gethan
Der Künstler mit dem Silberhaar,
Daß du ihn schmähest ganz und gar?
Jetzt wiss': er ist ein edler Mann,
Viel edler denn ein Edelmann,
Ward nicht zum Edlen erst erkoren,
Nein, ist ein Edler schon geboren.
Zum Edelherrn ich küren kann
Jedweden rohen Bauersmann,
Den Künstler aber kür' ich nicht,
Dieweil mir Kraft dazu gebricht.
Wir haben Pergaments genug,
Wer zieht uns d'rauf den Meisterzug?
Wir haben Granit und Marmelstein,
Wer hauchet ihm den Odem ein?
Das ist des Künstlers hohe Kraft,
Die Göttliches urkräftig schafft! —
Auf! Kanzler, halt' ihm gleich die Leiter! —
Jetzt, lieber Meister, male weiter."

Alexander Fischer.

Der Meister und das Kind.

In geist'ger Zeugungsqual, vertieft in Seelenfleiß,
Vom wallenden Geblüt die Stirn', die Wange heiß,
Lag Meister Heinrich *) spät, längst war es Mitternacht,
In seinem Kämmerlein auf sein Gebild bedacht;
Ein Bild, das weit ab fern vor seiner Seele stand
Und, wenn er näher trat, in Licht zerfloß und schwand. —

---

*) Heinrich Dannecker zu Stuttgart.

Nicht war's zum ersten Mal, daß solches ihm geschah;
Er lag schon mondenlang gar manche Nacht so da,
Hinschauend unverrückt, dort wo das hohe Bild
In goldner Ferne stand, in Purpurduft verhüllt.
Jetzt auch, er trat hinzu, und — wieder war es Wahn! —
Da sprach er zu sich selbst: „Ist es auch wohlgethan,
Ist es nicht Eitelkeit, ist es nicht sündhaft kühn,
Daß deine Kreatur mit thörichtem Bemühn
Das fleischgeword'ne Wort, der ew'gen Liebe Sohn,
Der unerschaffen ist, erschaffen will aus Thon?
Daß ich in todte Erd' einbannen will den Geist,
Der mich aus Erd' und Tod aus meinen Banden reißt? —
Schau' in mein Herz, o Herr! und sende mir Bericht,
Ob ich im Unrecht bin; denn sieh, ich weiß es nicht! —
Zwar sprech' ich mich nicht frei, daß Lob und Ruhm und Ehr',
Wenn ich mein Werk vollbracht, mir große Freude wär',
Und wenn dies Schwachheit ist und eitler Dünkelsinn,
Gesteh' ich, daß ich schwach, und daß ich eitel bin. —
Doch sagen darf ich auch, Dir, der mich jetzt befragt,
Dir, dem Allwissenden, dem Keiner Lügen sagt,
Daß meiner Wünsche Ziel nicht Lob ist, Ehr' und Ruhm;
Nein! mein geliebtes Werk, in deinem Heiligthum,
In deiner Kirche sieht mein Geist es aufgestellt,
Wie hier, o höchster Lohn! — ein Büßer niederfällt,
Dir das zerknirschte Herz als Sühnungsopfer bringt;
Hier unverdiente Noth zu deinen Füßen sinkt;
Hier sich der Gläub'ge stärkt, der Zweifler sich bekehrt,
Der Greis als Richter dich, das Kind als Vater ehrt!
Die Alle seh' ich schon im Geist vor diesem Bild,
Vor deinem Bilde, Herr, aus dem du liebend, mild,
Du selbst! barmherziglich auf sie herniederblickst,
Erquickend sie mit Trost, wie jetzt du mich erquickst!" —

Und nun, nachdem der Mond viermal seit jener Nacht
Sich vom Gebirg erhob in voller Silberpracht,
Der Winter war entflohn, der Maitag blüthenweiß:
Da sitzt noch immerfort mit angespanntem Fleiß
Herr Meister Heinrich da vor seinem heil'gen Bild,
Ist ganz von seinem Werk, von seinem Gott erfüllt,
Und bessert streng und fromm mit kunstgeübter Hand
An Fuß, an Haar, an Haupt, am wallenden Gewand
Doch endlich steht er auf, und blickt empor und spricht:
„Es mag vollendet sein, vollkommen wird es nicht!
Ja sündlich wär' es, Herr, wenn ich begehren wollt',
Daß meiner Hände Werk dem Bilde gleichen sollt',
Das deine Gnade mir in jener Nacht gezeigt,
Als ich im tiefsten Geist mein Knie vor dir gebeugt,
Als ich der Neigung Lust aus meinem Herzen wies
Und meinen Willen, Herr, dem deinen überließ.
Ach! da erschien Er mir in lieblicher Gestalt,
Wie er auf Erden einst als Mensch einhergewallt,
Als Lehrer, Tröster, Freund, in demuthsvoller Kraft,
Als Todbesiegender, als Licht der Wissenschaft.
„„O liebt und glaubt und hofft, und Leiden werden Lust!““
So sprach der reine Blick, die Rechte auf der Brust,
Die Linke rückgebeugt, und eben wendend sich,
Schien er zu sagen: „„Kommt, der Weg zum Heil bin Ich!““ —
Armselig thönern Bild, wie leblos stehst du da!
Wie gar nicht bist du Der, den ich in Wolken sah!
Ist das die reine Stirn', der Brauen heimlich Leid,
Des Auges tiefer Blick, des Mundes Mildigkeit?“ —
Und hastig setzt er sich und nimmt sein Werkzeug für.
Da klopft ein Fingerlein bescheiden an die Thür.
Des Nachbars Mägdlein tritt, ein zartes Kind, herein,
Neunjährig, klug und schön, ein kleines Engelein.

„„Es grüßt Euch,““ spricht sie hold, „„Vater vieltausendmal,
Und ladet freundlich Euch, Meister, zum Mittagsmahl!““
Und wie Herr Heinrich nun dem Kind in's Auge blickt,
Da denkt er bei sich selbst: „Dich hat mir Gott geschickt!
Du reine Unschuld du, auf dir soll es beruh'n,
Ob ich mein Werk gethan, ob fürder was zu thun.
Kein Menschenauge sah, was ich seit jener Nacht
Mit stillverborgnem Fleiß in Einsamkeit vollbracht;
Nicht Haß verdamme mich, nicht schmeichle mir die Gunst;
Sei du, holdselig Kind, der Richter meiner Kunst!“
Und freundlich bei der Hand nimmt er das Töchterlein
Und stellt sie vor das Bild, und sagt: „Wer mag das sein?“
„„Ei, Meister,““ spricht das Kind, „„der Heiland ist's, der Christ!““
„Und woher weißt du das?“ — „„Nun, weil er einzig ist!““ —
Da stand Herr Heinrich stumm, in Thränen sel'ger Lust,
Er hob das Mägdlein auf, er drückt' es an die Brust
Und dankte freudig Gott, und wußte sonnenklar,
Daß nun sein Werk vollbracht, daß es gelungen war.

Ludwig Robert.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.
Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich.
„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,

Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.
Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnen-umwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.
O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.
Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haar, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell!
Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"
Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.
Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.
Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.
Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nahn,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;

Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.
Und wie er vergossen das theuere Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Adelbert von Chamisso.

Die vergrabenen Bergknappen.

Was rollt ein Donner durch die heitre Luft?
Der Berg erbebt, in seinen Eingeweiden,
Ein grimm'ger Leu; gestürzte Felsen scheiden
Vom freien Tag die martervolle Gruft. —
Die sich gerettet aus dem schwarzen Schlunde,
Sie lallen todtenbleich die schwere Kunde.
Doch drunten schmachten noch im Todesschweiß
Sechs treue Knappen, die der Berg gefangen;
Zur Seite liegt mit fast verblichnen Wangen
Der Steiger, müde von der Arbeit Fleiß;
Vom stillen Grubenlichte matt beschienen,
Verkläret leuchten dort des Alten Mienen.
Die Stunde lastend weilt mit schwerer Pein,
Und viele schwanden schon in bangem Harren;
Wann endlich wird des Felsens Pforte knarren,
Dringt nie ein Strahl des goldnen Lichts herein?
Nein, — Alles schweigt in freudenloser Höhle,
Und dürftig nährt die Flamme sich vom Öle. —
Schon haben sie das schwarze Kummerbrod
Mit Thränen redlich unter sich vertheilet, —
Ihr Freunde droben, rettet, rettet, eilet!
Denn immer näher rückt der bittre Tod. —

Schon fangen an die Glieder zu ermatten,
Die Schatten wanken zu dem Reich der Schatten.
Bald ist der letzte Vorrath aufgezehrt,
Das Hoffen schon in's finstre Grab gesunken;
Da flammet frisch empor des Glaubens Funken:
„Nach unserm Heiland sei der Blick gekehrt!
Zu ihm laßt uns erheben alle Stimmen,
Durch Angst und Weh' zu seinem Thron' zu klimmen!“
So rief ein Jüngling, den mit holder Zier
Die Braut ersehnt in qualenvoller Stunde;
Da hallt es laut und fest aus Aller Munde:
„Aus tiefer Noth ruf' ich, o Herr, zu dir!“
Und betend kniet im blassen Lampenscheine
Zu Gott gekehrt, inbrünstig die Gemeine.
Als nun das Lied durch finstre Wölbung scholl,
Da ist der alte Steiger auferstanden,
Als wie entlassen aus des Todes Banden,
Und blickt umher, des heil'gen Dranges voll,
Und greift zurück und zieht aus seiner Tasche,
Die unter ihm gelegen, Brod und Flasche —
Und spricht: „Mir träumt', ich war im Himmelshaus!
Und der Erlöser ließ mich vor sich rufen.
Da trat ich zu des lichten Thrones Stufen,
Jedoch mein Blick hielt solchen Glanz nicht aus;
Demüthig sank ich hin zu seinen Füßen,
Und fühlte seiner Wunderkraft Ergießen.
Er aber sprach: „„Wach' auf aus dunkler Nacht,
Ich habe dich zu heil'gem Werk erkoren,
Wach' auf, und stärk' im Glauben, die verloren
In Todesangst mir flehn aus dumpfem Schacht;
Reich' ihnen meinen Leib, mein Blut zu trinken,
Damit sie nicht verzweifelnd untersinken!“““

Noch trinkt mein Ohr der süßen Labung Laut,
Noch athm' ich selig seines Athems Wehen,
Und Wunderkraft fühl' ich in mir entstehen,
Die Gottes Frieden auf euch niederthaut.
Wohlan, so nah't mit brünstigem Verlangen,
Ihr sollt des Herren Leib und Blut empfangen!"
Ein Bote Gottes steht im Silberhaar
Der Alte da, den längst verehrten Alle;
Zur Kirche wird die schauerliche Halle,
Des Felsen Tafel wird zum Weihaltar,
Und in des Grubenlichtes schwachem Scheine
Tritt um ihn her die gläubige Gemeine.
Drauf bricht er andachtsvoll das letzte Brod,
Und spricht: „Nehmt hin den Leib, für euch gegeben;
Der stärk' im Glauben euch zum ew'gen Leben,
Und geb' euch Trost in bitt'rer Todesnoth!"
Und Alle ließen sich aus seinen Händen
Die Himmelskost, geweiht mit Thränen, spenden.
Und eine Lampe, die längst ausgebrannt,
Ergreift er dann in hoher Andacht Triebe,
Und weiht sie feierlich zum Kelch der Liebe,
Und gießt hinein den Wein mit frommer Hand,
Und spricht: „Wie dieser Wein sich jetzt ergossen,
So ist für euch das theure Blut geflossen!
Nehmt hin den Kelch und trinket Alle d'raus;
Das ist das Blut, das aus dem Himmel quillet,
Das jeden Durst der müden Seele stillet,
Euch, Arme, stärket in des Todes Graus!"
Und Alle trinken auf dem Todespfade
Sich Himmelsstärkung von dem Quell der Gnade.
Durchglüht von reiner Liebe Himmelslust,
Umarmen dann sich stumm der Noth Genossen,

Und als der Thränen Rührung g'nug geflossen,
Da spricht der Greis gefaßt aus voller Brust
Des Herrn Gebet; und als er ausgesprochen,
Ist ihm ein neues Leben angebrochen.
Er sinkt zurück, und wie er niedersinkt,
Da stirbt auch schnell der Lampe letzter Schimmer;
In Nacht versinkt der Wände matter Flimmer,
Nur sparsam Seufzen durch die Höhle dringt,
Und Mancher gräbt in harter Lagerstätte
Mit schwacher Hand sich schon ein Ruhebette.
Da horch! es rauscht der Arbeit muntrer Schall
Hoch über'm Haupt der sechs getreuen Knappen,
Die richten staunend sich empor und tappen
Und geben froh dem Rufen Wiederhall
Und hören schon der Freunde Stimme wieder;
Ein Liebesruf durchdringt des Berges Glieder.
Und endlich ist besiegt die letzte Pein,
Es weicht der Felsen, der sich vorgeschoben,
Und von der hehren Himmelsleuchte droben
Zuckt wonnevoll ein neuer Strahl herein.
Berauschet wanken von der Freude Drange
Jetzt die sechs Knappen aus dem düstern Gange.
Da feiert man ein frohes Wiedersehn,
Und dankend wird des Vaters Huld gepriesen,
Der seinen Treuen gnädig sich erwiesen. —
Am Tage d'rauf die Knappen schweigend gehn,
Tief in der Erde mütterlichen Schatten
Des wackern Steigers Hülle zu bestatten.
Wie oft der Tag der Schmerzen wiederkehr't,
So feiern sie mit Andacht sein Gedächtniß,

Empfangen dann das heilige Vermächtniß
In der Gemeine, wie's der Herr gelehrt;
Und bauten fleißig an des Berges Stufen,
Bis sie der Meister endlich abgerufen.

A. Wendt.

Der Skieläufer.

„Wer klopft so eilig und mit Macht
An meiner Thür in später Nacht?
'S mag ein verirrter Wandrer sein!
Du ärmster Mann tritt hurtig ein!"
Er legt die Arbeit schnell zur Seiten,
Ergreift den Kieferspan mit Hast
Und eilt, in's niedre Haus zu leiten
Mit frohem Gruß den fremden Gast.
Der Riegel knarrt, er tritt hinaus, —
Er steht gelähmt vom nächt'gen Graus,
Die Leuchte seiner Hand entfällt:
Er sah vom Feind das Haus umstellt.
Schnell greifen ihn vier kräft'ge Arme
Und ziehn ihn von der Schwelle fort;
Und Einer aus dem wilden Schwarme
Gibt ihm das unwillkommne Wort:
„„Du führst uns den verborgnen Pfad
Hoch über den Kiölengrat
Zur nächsten Stadt in Noreland:
Denn wider sie ist unsre Hand!""
Doch er mit männlichem Erröthen:
„Unmögliches verlanget ihr!
Wann hielt ein Normann mit den Schweden?
Ihr kamt nicht vor die rechte Thür!"

Und sie mit wilder Ungeduld:
„„Ob ungern oder ob mit Huld —
Das gilt uns gleich! Du hast die Wahl
Nur zwischen Gold und hartem Stahl!
Ein nächt'ger Gang von wenig Meilen
Befreit dich schnell aus aller Noth:
Bleibst du, so stirb! und mit dir theilen
Dein Weib und Kind den Rachetod!““
Zusammenbrach der kräft'ge Mann,
Der Schweiß von seiner Stirne rann,
Zwiespältig ringt in ihm der Geist,
Bis sich empor der Normann reißt,
Und spricht das Wort voll Grimm und Schmerzen:
„Ihr Jünglinge, vergelt' euch Gott,
Daß ihr mit eines Mannes Herzen
Treibt solch unmenschlich Spiel und Spott!
Wohlan! nicht um den eignen Leib,
Nur um die Kindlein und mein Weib
Füg' ich mich euerm harten Zwang:
Den Sündensold ich nicht verlang'!“ —
Er wendet sich in's Haus und bindet
Die Schneeschuh an den Knöcheln fest,
Ergreift den hohen Stab und zündet
Die Leuchte an dem Kohlenrest.
Noch einmal fällt sein trüber Blick
Auf seine Theueren zurück:
Sie schlummern ohne Sorg' und Harm
So selig wie in Gottes Arm';
Und leise spricht er seinen Segen;
Dann tritt er vor den Kriegerzug,
Er schreitet aus und rasch entgegen
Dem Hochgebirge geht's im Flug.

Da saust der Skie, da stäubt der Schnee,
Aus braunen Nebeln schwankt die Höh'.
Vorüber fliegt im Geisterreih'n
Der Wassersturz, der Fels, der Hain.
Im Schwung und Sprung auf glatten Sohlen
Durchbraust der Hauf' die Winterflur,
Es keucht der Sturm, ihn einzuholen,
Und tilgt die flücht'ge Menschenspur.
So durch der Schluchten Doppelnacht
Zur Höh', wo die Lawine kracht,
Und ob des Gießbachs schwankem Steg
Führt er sie den verborgnen Weg.
Dem matten Scheine der Laterne
Folgt rasch der kecke Kriegerhauf',
Und endlich hebt sich in der Ferne
Die schwer bedrohte Stadt herauf.
Dort liegt sie, — einsam Thurm und Thor,
Kein Lichtlein schimmert draus hervor,
Und wie die Wolke trüb und schwer,
Lag Mitternachtsschlaf drüber her. —
Er sieht's mit Gram; hört die Bedränger
Jetzt kühner stürmen durch das Feld,
Merkt, wie der Feind sich immer enger
An seine flücht'gen Fersen hält.
Er schaut hinüber, schaut zurück,
Und Alles flirrt vor seinem Blick;
Es ruft aus jedem Busch und Rohr:
„‚Normann, halt' ein! was hast du vor?'“
Da muß er vor sich selbst erbeben,
Er seufzet, bis zum Tode matt:
„O Herr, nimm hin mein schuldig Leben,
Errette nur die gute Stadt!“

Ihm ist, als hab' es Gott bejaht,
Und kühn erwächst ihm Will' und Rath. —
Dort läuft den steilen Bergeshang
Ein hoher Tannenwald entlang.
Ein Pfad lockt in die Waldeshalle,
Der dicht umschattet abwärts führt,
Und unverseh'ns in jähem Falle
Im tiefsten Abgrund sich verliert.
Den schlägt er ein; die Hand auf's Herz,
Das feste Auge himmelwärts,
Fliegt er des Wegs zur Felsenwand,
Und stürzt sich von des Abgrunds Rand.
Noch flammt die Leuchte im Gesträuche,
Die Schweden folgen ihrem Schein:
Und drunten deckt des Normanns Leiche
Der Feinde zuckendes Gebein.

Ferdinand Bäßler.

Des Sapieha Rache.

In dem niedern Steinhaus von Wilkowo
Steht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Mühsam schmeichlerisches Lächeln heuchelnd,
Mühsam seine Stirn von Falten glättend,
Mühsam nur nach milden Worten haschend
Gegen den ergrauten Herrn Wilkowski,
Klopft den Szlachcic treulich auf die Schulter,
Nennt ihn edler Herr und Herzensvater.
„Fordre was du willst, es soll dir werden;
Bei der Mutter Gott's von Czenstochowa
Schwör' ich's! Alles will ich gern gewähren:
Silber, Gold und Ungarwein und Stiefeln,

Meinen Schaden, hörst du's, meinen Schaden —
Nur verkaufe mir dein Gut Wilkowo!
Alles Gut gehört hier dem Sapieha,
Zwanzig, dreißig Stunden in der Runde,
Nur der Blumentopf, die Hand voll Dünger,
Dein Wilkowo nicht — der Schwarze hol' es!
Frei will ich zu Roß den Hasen hetzen,
Jagen — ja so weit der Himmel blau ist,
Will von keinem morschen Grenzpfahl wissen —
Dein Wilkowo, Brüderchen, verkauf' es!"
Rückwärts winkt Sapieha zween Heiducken.
Säbelklappernd nahen die Trabanten,
Tragen jeder zwei gewicht'ge Säcke,
Klimpern mit den schönen Silbermünzen,
Schütten dann die Gulden auf den Steintisch,
Lauter blanke, neugeprägte Gulden,
Aus dem kleinern Beutel die Dukaten,
Mit der Jungfrau und dem Jesusknaben,
Mit dem Ritter und den sieben Pfeilen.
Lustig rollten weiß' und rothe Gulden
Von dem Steintisch in des Zimmers Winkel.
„Brüderchen, verkaufe mir Wilkowo,"
Spricht Sapieha, „all das Gold ist deine!"
Den geschornen Scheitel wiegt der Szlachcic,
Blickt zu Boden, dreht den Bart verlegen,
Räuspert sich und lächelt doch gezwungen,
Neigt demüthig sich, und küßt Sapieha's
Schnurbesetztes Kleid am tiefsten Saume,
Spricht mit blöder Stimme: „Fürst Sapieha,
Gnäd'ger Herr, behalte deine Gulden,
Laß sie wieder in die Säcke sperren,
Nimmermehr vertrödl' ich mein Wilkowo;

Von dem Vater hab' ich es ererbet,
Der von seinem, jener von dem Ahne:
Stammgut ist's, es lieh uns ja den Namen.
In der Kirche tauften sie den Säugling,
In der Kirche traute man den Bräut'gam,
In der Kirche ruhen Weib und Kinder,
In der Kirche will ich selber ruhen —
Gnäd'ger Herr, behalte deine Gulden!"
In die Lippe beißt sich Herr Sapieha,
Böses Zucken blitzt im Mundeswinkel,
Tiefe Falten furchen seine Stirne,
Doch er spricht kein Wort, nickt mit dem Kopfe,
Daß die weiße Reiherfeder schwanket,
Wendet sich und geht. Begierig raffen
Die Heiducken das zerstreute Silber,
Ängstlich hilft Herr Severin Wilkowski. —
Ostern ist's, das Fest der Auferstehung,
Und die lange Fastenzeit zu Ende,
In der Kirche hat der Probst das Frühstück
Eingeweiht, den Barszcy, den fetten Schinken,
Hat die Gallert und den Wein besprenget.
Zu Kozmin, im Hauptthor unter'm Wappen,
Ruht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Sieht mit trotz'gem Lachen das Gewimmel
Seiner Gäste in dem Schloßhof fluten,
Grüßt von weitem schon mit hellem Rufe,
Heißet die Geladenen willkommen,
Und den blöden Fremdling näher treten;
Alle küßt er herzlich auf die Schulter,
Küsset auch Herrn Severin Wilkowski,
Nennt ihn Bruder, vielgeliebten Nachbar;
Schilt ihn freundlich, daß er erst dem dritten

Boten zugesagt, der ihn geladen,
Führt die Gäste in die räum'ge Halle.
Jedem wünscht er Glück zum Osterfeste,
Reicht das harte Ei, den scharfen Branntwein.
„Zugelangt!" so ruft er, „lustig, Jungen!
Endlich ist die Fastenzeit vorüber,
Die den Magen uns mit Öl verkleistert
Vierzig Tage! Holt es nach, ihr Herren!"
Hastig drängen sich die edlen Polen
Um den Tisch, ergreifen die Pokale,
Die krystallnen, voll vom Ungarweine,
Lassen hoch den stolzen Fürsten leben,
Werfen rasch die Becher an die Mauer,
Daß die Scherben klingend niederfallen:
Keine Lippe soll sie mehr entweihen,
Seit des hohen Hausherrn Wohl getrunken. —
Und das Frühmahl wird zum Mittagsmahle;
Und das Mittagsmahl beleuchten Kerzen;
Als die Kerzen aber bis zu Stümpfchen
Abgebrannt, ruft wieder man zum Frühmahl.
Immer kreist der große Silberhumpen,
Der zwei Maße faßt und wohl noch drüber;
Immer tönt's: „Es ist an dir, mein Bruder!"
Und der Wirth umfaßt des Läss'gen Kniee,
Bittet, fleht, den Ungar nicht zu schonen,
Bittet, fleht Herrn Severin Wilkowski,
Ja drei volle Tage auszuhalten,
Alle drei hochheil'gen Ostertage;
Küßt ihn zärtlich auf den grauen Schnurrbart,
Schwört ihm Brudertreu' auf ew'ge Zeiten —
Und der Alte muß dem Herrn gehorchen.
Hei! das ist ein lust'ges Polenleben!

Pauken und Trompeten vom Altan,
Dudelsack und Geige vor dem Thore,
Neue Fässer den stets durst'gen Kehlen,
Wangen, roth vom Wein, und Augen funkelnd,
Küsse, Schwüre, scharfe Säbelhiebe,
Neue Becher, neue Bruderküsse.
Ja, der Fürst Sapieha ist kein Knicker,
Ist ein Pole noch vom alten Schlage,
Übt Gastfreiheit auf Sarmaten-Weise!
Drei der Tage schmausen die Geladnen,
Zechen zwei der Nächte in der Halle,
Schwingen sich dann taumelnd auf die Rosse,
Werfen sich weinschläfrig in die Briczken,
Und ihr Jauchzen tönt noch aus der Ferne.
Nacht ist's. Schlummernd nickt der Herr Wilkowski
Mit dem grauen Haupt. Die Rosse fliegen
Hurtig, nach dem heim'schen Stall sich sehnend,
Durch den weichen Sand der Kieferwälder.
Plötzlich zieht Janeczek stramm die Zügel,
Hält die Schimmel, reibt sich stumm das Auge,
Murmelt leis Gebet und laute Flüche.
Und der Herr erwacht: „Was soll es, Junge?
Irrgefahren bist du. Wart', die Peitsche
Soll dich lehren, du vertrackter Dummkopf!" —
„„Herr, das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Schau' doch selbst: hier steht das alte Steinkreuz,
Dort die Linde, die der Blitz getroffen —
Hundert Schritte stehn sie von Wilkowo —
Und, so wahr ich meine Mutter liebe!
Kreuz und Linde seh' ich — nicht Wilkowo!""
Aus der Briczka springt der alte Szlachcic,
Wirft den Pelz zurück, die Lämmermütze,
Starrt in's Dunkel, keines Wortes mächtig.

Föhren wiegen rings die dunkeln Wipfel —
Alles stumm, sogar die Krähen schlafen —
Wo Wilkowo stand, ist lockrer Acker.
„Heda! Hilfe! All' ihr heil'gen Helfer!"
Ruft der Alte — „Jesus und Maria!
Hilfe! Hilfe! Bin ich toll geworden?" —
Und da regt sich's furchtsam in den Büschen:
Greise lauschen schüchtern aus den Sträuchern,
Weiber mit den Kindern auf dem Arme,
Die, vor Kälte zitternd, leise wimmern;
Männer drängen sich um ihren Herren,
Wollen reden, doch die salz'ge Thräne
Tröpfelt über ihre bärt'gen Wangen;
Endlich stammeln Alle durcheinander:
„‚Die Kosaken sind in's Dorf gekommen,
Die Kosaken des Marcin Sapieha,
Hundert Mann mit Säbeln und Pistolen,
Hütt' und Steinhaus haben sie zertrümmert,
Unsre Heerden nach Kozmin getrieben,
Uns in's Joch gespannt und, Peitschen schwingend,
Uns des Dorfes Boden ackern lassen,
Und dann Salz gesäet in die Furchen.
Fertig wurden sie erst diesen Abend!'" —
Lautlos blickt Herr Severin zur Erde,
Wischt sich mit dem Ballen große Tropfen
Aus dem Auge, aus dem grauen Barte,
Seufzt dann leise: „Ach, mein armes Dörfchen!
Und die Kirche — und die theuern Särge!" —
Also rächte sich Marcin Sapieha
Zu den Zeiten der erlauchten freien
Republik Polonia, da man zählte
Tausend siebenhundert zwei und vierzig.

Franz Freiherr von Gaudy.

Die Fischerhütte.

„Geh', Knabe, brenn' die Fackel an, die Nacht ist naß und kalt,
Der Vater schifft vom fernen Land, und naht der Heimath bald.“
Der Knabe brennt die Fackel an, geht zu dem Strand hinaus,
Es heult der Sturm, der Regen rauscht und löscht die Fackel aus.
Der Knabe kehrt zur Hütte heim: „„O Mutter laß mich hier!
Es heult der Sturm, der Regen rauscht und löscht die Fackel mir.““
„O Schifferblut, o Schifferblut! Du bist kein Schifferblut!
Was ist dem warmen Schifferblut des wilden Sturmes Wuth!?“
Der Knabe brennt die Fackel an, geht zu dem Strand hinaus,
Es heult der Sturm, der Regen rauscht und löscht die Fackel aus.
Der Knabe eilt zur Hütte heim: „„O Mutter laß mich hier!
Am Strande sitzt ein weißes Weib, winkt mit den Händen mir.““
„O Schifferblut, o Schifferblut! Du bist kein Schifferblut!
Dem braven warmen Schifferblut das Seefräulein nichts thut.“
Der Knabe brennt die Fackel an, geht zu dem Strand hinaus,
Es heult der Sturm, der Regen rauscht und löscht die Fackel aus.
Der Knabe eilt zur Hütte heim: „„O Mutter geh' zum Meer'!
Vom Meere tönet eine Stimm', wie die des Vaters, her!““
Die Mutter brennt die Fackel an, sie brennt die Hütte an.
Da heult der Sturm, da flammt die Glut, und steigt zum Himmel an.
„„Was thust du, Mutter? weh, o weh! Wie braust der Sturm daher!
Wie ist die Nacht so kalt, so wild — und keine Hütte mehr!““

„O Schifferblut, o Schifferblut! Du bist kein Schifferblut!
Zur Leuchte brennt die Hütte nur, ist eine gute Glut.“ —
Der Vater lenkt bei'm Flammenschein das Schiff zum sichern Strand,
Umschifft der Klippen Heer und tritt gerettet an das Land.

Ferdinand Stolle.

Welt und Wald.

Ein Wandrer kam allein gezogen:
„Die Straße führt mich aus der Welt,
Die mich verkannt hat und betrogen,
Nun wölbe mir der Wald ein Zelt,
Worin ich reden mag und schweigen,
Nachdem es meinem Sinn behagt;
Natur wird ihrem Kind sich neigen,
Das bang bei ihr die Welt verklagt!“
Und da er nun nach diesen Worten
Der grünen Waldnacht näher tritt,
Da kommt ein Mann aus ihren Pforten
Entgegen ihm mit raschem Schritt.
Der fragt ihn nach dem nächsten Wege,
Der in die Welt voll Menschen führt,
Und warnt ihn vor dem öden Stege,
Den selten Menschenfuß berührt.
Die Zween beginnen auszutauschen
Erlebtes Leid, gehoffte Lust.
Da plötzlich dringt des Waldes Rauschen
Wie heimlich Wort in Siedlers Brust;
Es rührt der Ruf der Nachtigallen
Wie Lieder ohne Worte ihn;

Es scheint ihm durch die Wälderhallen
Ein ihm verwandter Geist zu ziehn.
Und Jener, der im Weltentfliehen
Den ungehofften Menschen fand,
Hat schnell der Menschheit drum verziehen,
Mit der er sich nicht mehr verstand.
Verbunden bau'n sie an der Grenze
Ihr Haus hier zwischen Welt und Wald;
Natur spricht hier aus ihrem Lenze,
Und grüßend Menschenwort erschallt.

Lorenz Dieffenbach.

Bunte Gestalten.

Oft inmitten heitrer Lust
Fliegt ein tiefgeheimer Schauer;
Unbekannter, ferner Trauer
Durch die ahnungsvolle Brust;
Gleichwie sonniggrüne Matten
Überläuft ein Wolkenschatten.

Will nicht dieser Trauerzug,
Heitre Seele! dich gemahnen
Wie ein leises Todesahnen?
Deutet nicht der Schattenflug,
Wie der Sense rasche Schneide
Fällen wird die grüne Weide?

Adolph Stöber.

Das Ringlein.

Zum Goldschmied kommt ein Mädchen fein.
„Guten Morgen, lieber Meister mein!“ —
„„„Grüß' Gott dich, Jungfrau! dein Begehr?“““ —
„Ach Meister, mir ist das Herz so schwer!
Mein Liebster trägt des Königs Kleid,
Und bald, ach! muß er fort so weit,
Wo manches schöne Auge ihm lacht,
Vielleicht — mir graust! in die wilde Schlacht.
Du sollst mir machen ein Ringelein
Von feinem Golde, mein Haar darein,
Das soll er tragen, damit er treu
Und in der Fremde auch gut mir sei.
Hier hast du eine Locke von mir,
Sie sei des Ringleins einzige Zier;
Und — diese Thräne schließe mit ein, —
Sie soll ein heiliger Zauber sein.
Dann trag' ich das Reiflein zum Altar,
Und bete zu der Heiligen Schaar,
Daß sie dem Ringlein Kraft verleihn
Ein Schützer in Gefahr zu sein.
Und trage es drei Nächte lang
Auf meinem treuen Herzen bang,
Daß es von seinem heißen Schlag —
Von meiner Liebe durchdringen mag!“

Hermann Jäger.

Reiters Morgengesang.

Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich das Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!
Kaum gedacht,
War der Lust ein End' gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!
Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all'!
Darum still'
Füg' ich mich, wie Gott es will!
Nun so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann!

Wilhelm Hauff.

Die Vorposten.

Zwei Reiter führt der Zufall gradüber auf die Wacht,
Es scheint der Mond so heiter herein zur klaren Nacht.
Stand halten muß ein Jeder, kein Weichen gilt vom Platz:
Ein Schritt ist Schritt zum Tode, so will's der strenge Satz.
Still schweigen muß ein Jeder, sich hüten wie das Grab:
Ein Wort ist Todesurtheil, bräch' allen Zwei'n den Stab.
Kein Wink, kein leises Zeichen, — nur Blicke sind erlaubt:
So heben sie mit Zittern ihr leichtgefährdet Haupt.

Sie schau'n, und ihre Augen begegnen sich zur Stell',
    Ein Mondesblick dazwischen macht Beider Antlitz hell.
Sie schau'n sich, — sie erkennen sich Beid' als Brüder an,
    Die sich seit langen Jahren nicht sprachen und nicht sah'n.
Es reißt sie zu einander, zum Gruße zwingt's die Brust, —
    Doch sichren Todes ist sich, wer weicht, wer ruft, bewußt.
Zwei Stunden steh'n sie also in heißer Folterqual,
    Da naht, geschlossnen Zuges, der Kameraden Zahl.
Sie geh'n, — ein Blick, der innerst in Beider Herzen drang,
    Dann scheiden sie von hinnen, wer weiß es, auf wie lang! —

Gabriel Seidl.

Die Wache.

Es schimmert die Nacht im Sternenkleid,
    Die Krieger schlummern auf öder Haid'.
Die rothen Feuer sind ausgebrannt —
    Der Mond sich blaß am Himmel ausspannt.
Es geht die Wache wohl auf und ab,
    Es herrscht rings Schweigen so wie im Grab.
Es geht die Wache wohl hin und her
    Das Bayonett blitzt auf dem Gewehr.
Es schaut der Krieger gar scharf in's Land,
    Da wallt's wie Nebel am Haiderand.
Es zieht einher wie Nebelgeist,
    Das Lager ist rasch von Duft umkreist.
Da geht den Krieger ein Schauer an,
    Er fällt's Bayonett und spannt den Hahn,
Und ruft: „Wer da? wer naht sich hier?"
    Dumpf spricht's: „„Ich zieh' in mein Quartier!""
„Wer da? wer da?" — Ein bleiches Gesicht!
    „„Soldat, Soldat, kennst du mich nicht?
Du fällst dein Gewehr; laß ab, laß ab,
    Ich bin der König von Gruft und Grab!""

Es spricht der Soldat: „Solch ein Gebot
Das kann nur sagen der bleiche Tod!
Weh, weh! du ziehst in's Lager hinein;
Wirst du auch morgen mich scharren ein?“ —
Doch rings herrscht Schweigen, der Nebel wallt,
Um die Wache weht es todeskalt!

Günther Nicol.

Der Fahnenträger.

Wer schaut von jenem Hügel zum Festungswall hinab?
Es ist der junge Krieger, dem man die Fahne gab.
Er neigt sich grüßend nieder zur Stadt im Morgenroth:
„Die Fahne bring' ich wieder im Leben oder Tod!“ —
Drauf sprengen sie zum Strome und halten treu die Wacht;
Es gilt den Schutz der Brücke im wilden Sturm der Schlacht.
Wohl stehen die Soldaten und halten wacker aus,
Doch pfeifen die Granaten, auf lodern Kirch' und Haus.
Nun Muth, mein Fahnenträger! schon hab'n sie euch umringt,
Hu! wie der Strom von Kugeln aus Rohr und Mörser dringt.
Errungen ist die Brücke, umzingelt ihre Macht!
Sie wankt, sie weicht zurücke — der Feind ist Herr der Schlacht! —
Und um den Fahnenträger schallt's feig: „Pardon! Pardon!“
Er schweigt und wehrt den Reitern, ihm nah' am Leibe schon.
Die Fahne hält er muthig und läßt sie nimmer los,
Bis er, getroffen, blutig herunter stürzt vom Roß.
Auf rafft er sich mit der Fahne und preßt sie, wie eine Braut,
An seine Brust inbrünstig, die schon der Tod umgraut.
Schon halb in Todesringen ruft er: „Aus jeder Noth
Muß ich sie wieder bringen im Leben oder Tod!“
Da hüllt er in's Tuch der Fahne den wunden Körper sein,
Und stürzt vom nahen Ufer sich tief in den Strom hinein.

Der strömt, ihn hinzulegen hart an der Festung Wall,
Der Leiche jubeln entgegen die Kameraden all';
Und donnernde Musketen geleiten ihn ernst hinab,
Und manche Kriegerthräne bethaut sein Heldengrab.

Franz Fitzinger.

Drei Reiter.

Drei Falken flogen wohl über die Haid',
Drei Reiter zogen hinaus in den Streit.
Und als der Abend kam vor der Schlacht,
Da haben sie wohl an's Treuliebchen gedacht.
Der Erste, der sprach: „Dieß Goldringlein
Das gab mir bei'm Abschied die Liebste mein;
Und als ich sie küßte auf den Mund,
Da mußt' ich weinen aus Herzensgrund!“ —
Der Zweite, der sprach: „„Die Blumen hier,
Die hab' ich gepflücket vor Liebchens Thür;
Und als ich zog die Straße entlang,
Eine helle Thrän' meinem Auge entsank!““ —
Der Dritte, der sprach: „„Auf Liebchens Grab
Da pflückt' ich dieß Cypressen-Reis ab;
Und jubelnd sang ich durch Feld und Wald:
Freu' dich, Herzliebchen, nun komm' ich bald!““ —

Heinrich Beer.

Seliger Tod.

Es ritten drei Krieger aus blut'gem Gefecht,
Sie hatten gefochten fürwahr nicht schlecht.
Sie ritten tief schweigend den Weg entlang,
Der Sonne still nach, die jetzt untersank.
Und als deren goldnes Auge da brach,
Der Eine der Drei' zu den Andern sprach:

„Wie schmerzt mich die Wunde an meinem Leib,
Nicht werde ich wiedersehn Kind noch Weib!“ —
Der Andre: „„„Es schmerzt in der Brust mich noch mehr
Der Gedanke, ich sehe die Heimath nicht mehr!“““ —
Der Dritte, der sagte gar nichts dazu,
Schloß fest und ernst das Auge zu,
Zerdrückt eine Thräne in heißem Brand
Und starb selig den Tod für's Vaterland.

Fr. Mayer.

Das Schlachtfeld.

Der Mond blickt über die Haide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.
Zu Ende sind alle die Reigen,
Die hier sich lustig gerührt:
Die Schlachtdrommeten schweigen,
Die schmetternd zum Tanze geführt.
Und Viele hat Schlummer umfangen
Bei klirrendem Schwerterklang;
Hinweg sind Andre gegangen
Bei Flöten und Gesang.
Ermüdet blieben vom Tanze
Auch manche der Gäste zurück,
Und senden zum zitternden Glanze
Des Mondes den brechenden Blick.
Der Mond blickt über die Haide
So freundlich und so mild,
Und rings im blutigen Kleide
Starrt schaurig das Gefild.

Heinrich Stieglitz.

Der sterbende Krieger.

1.

Leb' wohl, du liebe, schöne Welt,
Du Welt voll Freud' und Leid,
Ich sterb' den Tod im Schlachtenfeld
Und geh' zur Ewigkeit.
Leb' wohl, du goldner Sonnenstrahl,
Der mich so warm bescheint!
Blickst du wohl auch in's ferne Thal,
Wo still die Mutter weint?
Mein sanftes, trautes Mütterlein,
Stehst jetzt wohl in der Thür'
Und schauest weit in's Thal hinein,
Ob ich bald komm' zu dir?
Doch still, sei still, und weine nicht,
Ich sterb' ja edlen Tod,
Ich sterbe fromm, in meiner Pflicht,
Ist da zu weinen noth?
Leb' wohl, leb' wohl, du stilles Thal,
Leb' wohl, mein Vaterhaus,
Und die Ihr drin wohnt allzumal,
Lebt wohl, mit mir ist's aus!

Wilhelm Winckler.

2.

Sie haben um des Berges Schlünd'
Wachtfeuer glänzend angezündt:
Die leuchten in die Nacht hinein,
Mit lautlos stillem Flackerschein.
Sie leuchten in die Ferne Sieg,
Dieweil ich hier verlassen lieg';
Ach, daß ihr ließt die treue Wacht
Verblutend auf dem Feld der Schlacht!

Er ist vertost der grimme Kampf,
Er ist verstiebt der Pulverdampf,
Ich hör' gebrochnen Jubelschall,
Fern sind die Kameraden all!
Und sind die Kameraden fern,
So glimmen auf die goldnen Stern',
Es stecket an der Engel Schaar
Die ewigen Wachtfeuer klar!
Fahrt hin ihr Kameraden treu,
Lebt wohl ihr Fahnen hoch und frei!
Kann fürder nicht mehr bei euch sein,
Geh' nun in ein anderes Lager ein!
Am Himmel weiße Fahnen wehn,
Im Mondenglanz herniedersehn,
Und senken flatternd sich hinab
Und schmücken ein Soldatengrab!
O Liebchen, daß ich dein gedenk',
Das macht allein das Herz mir eng;
Sollst aber weinen nicht, mein Lieb,
Auf meinem Posten brav ich blieb!
Die himmlischen Heerschaaren klar
Führt Gott, ihr Feldherr, wunderbar;
Ruft bald mit Namen mich herfür;
Als treue Wacht antwort' ich: „Hier!"

H. Lotze.

Die beiden Mädchen.

Aus dem Felde kehren die Sieger im Chor;
Zwei Mädchen gingen hinaus vor das Thor.
Sie kommen, sie kommen dahinten im Staub,
Sie kommen mit Kränzen von Eichenlaub!

„Geliebte! da bin ich, bin frisch und gesund!“
Da gab es ein Küssen Mund auf Mund.
„„Ich seh, daß du Fähndrich geworden bist;
Doch sprich, wie die Fahne zerrissen ist?““
„So viele Kugeln in Kampfes Noth,
Umflogen mich, Mädchen, und drohten den Tod!“ —
Wie das andere Mädchen die Fahne sah,
In's Tuch zu weinen begann sie da.
„„O sprich! wer trug die Fahne vor dir?
Denn wohlbekannt ist die Fahne mir.““
„Die trug der allerbeste Soldat,
Der hat sie gerettet durch seine That.
Wir begruben ihn da mit aller Ehr',
Und neben ihn legten wir seine Wehr.
Doch zog ich den Ring ihm vom Finger ab,
Den gab ich ihm nicht mit in sein Grab.
Denn er hieß mir: Wenn ich gefallen bin,
Nimm, bring' ihn der Stillgeliebten hin!
Ach Gott! den Namen vergaß ich zu bald,
Und schlank ist Manche wohl von Gestalt.“
Da barg das Mädchen ihr Angesicht,
Die Thränen stillen konnte sie nicht.
Er sprach: „Da Sie doch so schmerzlich weint,
Vielleicht, daß mein Kamrad sie gemeint!
Nimm hin den Ring, und warst Du es nicht,
Nicht besser erfüll' ich ja meine Pflicht.“
Sie zögerte nicht, sie nahm ihn sogleich,
Sie sprach: „„O Gott, wie bin ich so reich!““
Beseligt gingen zur Stadt sie hinein,
Die Zwei umarmt und die Eine allein.

O. F. Gruppe.

Treuer Tod.

Wir zogen mit einander
Hornist und Musketier,
Vier Arme, wenn wir stritten,
Zwei Füße, wenn wir schritten,
Ein Herz, wenn im Quartier.
Wir hielten fest zusammen,
Was immer mochte sein;
So bald mein Horn sich rührte,
Da focht und da marschirte
Der Brave hinterdrein.
Bis auf das Feld von Lützen,
Da traf die Kugel recht,
Da lag in seinem Blute
Der treue und der gute,
Der tapfre Landesknecht; —
Und sprach: daß Gott genade,
Mir kommt die letzte Noth!
Nun deck' mich zu mit Rasen
Und thu' das Lied mir blasen:
„Wohl starb er treuen Tod!"
Ich nahm ihn in die Arme,
Die Augen schloß er sacht; —
Ob er, ob ich geschieden? —
Wir lagen Beid' in Frieden
Und tief auf uns die Nacht.
Drauf deckt' ich ihn mit Rasen,
So wie er mir gebot,
Und blies mit hellen Zähren
Ihm über's Grab zu Ehren:
„Wohl starb er treuen Tod!"

Als wir nun heimwärts zogen, —
Die Fahne flog im Wind —
Da jauchzten Väter, Brüder,
Da drängte durch die Glieder
Ein Weib mit ihrem Kind.
Sie forschte rings und winkte
Mit Augen thränenroth;
Das Herz schier wollt' mir brechen,
Ich blies, — nicht konnt' ich sprechen:
„Wohl starb er treuen Tod!"

Georg Scheuerlin.

Die Todesbotschaft an die Gattin.

„Wir haben ihn am Schlachtgefild bestattet,
Wo er gefallen, senkten wir ihn ein —
Sein Haupt von frischem Eichenkranz umschattet,
Wie's Helden ziemt, die sich dem Tode weih'n.
Geschütze donnerten an seinem Hügel
Und riefen nach des Echo's fernen Hall; —
Die Fahnen-Aare senkten ihre Flügel
Und trauernd klang gedämpfter Trommeln Schall.
Rings standen schweigend die bekränzten Heere,
Manch trotzig Auge glänzte thränenfeucht: —
Was ehrt den Mann, wenn nicht die Männerzähre,
Die schämig über manche Wange schleicht?
Wohl ihm! — Sein Name wird in Liedern leben,
Die tönend, wie der Glocke klangvoll Erz,
Nach Jahren noch mit heißem Muth durchbeben
Manch kühnes, feuriges Soldatenherz!" — —
So spricht der Brief, der finstre Todesbote,
Der, ein Gespenst, vor ihren Schlummer tritt: —

Nicht schlummern soll dieß Aug', das thränenrothe;
Nicht ruhn das Herz, das wildes Weh zerschnitt.
Dort wacht sie dann in stiller, nächt'ger Stunde
Und seufzt empor zum stillen Christusbild —
Den Schrei des Kummers auf dem blassen Munde,
Im Auge die Verzweiflung, starr und wild.
„„Die kalten Tröster! — Sie nicht können fassen
Die Liebe, die ich heiß im Busen trug; —
Sie nicht, wie nun sich fühlt mein Herz verlassen,
Da mordend ihn des Feindes Waffe schlug!
Mag weithin seines Ruhmes Sonne glänzen —
Ach, meiner Liebe schönrer Stern versank: —
Und Er?! — Wohl werden sie sein Grab bekränzen,
Doch wer reicht ihm, wie ich, so süßen Dank? —
Weh ihm! — Sein Name wird in Liedern leben,
Doch jedes ihn auch schrecken aus dem Schlaf! —
Weh mir! — Im Busen fühl' ich zehnfach beben
Den Todesstoß, der ihn nur Ein Mal traf!““ —
So tönt durch stille Nacht ihr bittres Klagen,
Halb birgt sie ihr bethräntes Angesicht: —
Mir dünkt's ein Buch, vom Sturmwind aufgeschlagen,
Wo Schmerz und Weh aus jeder Zeile spricht.
Ihr dunkles Haar, in fessellosen Wogen
Rollt es in ihres Busens weiße Flut,
Wo sanft und still, von süßem Traum betrogen,
Ein lieblich Kind dem Weh entfremdet ruht! —
Saht ihr noch nie die weiße Rose schiffen
Durch's wilde Meer, in dunkler Sturmesnacht? —
Saht ihr noch nie auf starren Felsenriffen
Der Alpenblumen süße Blüthenpracht? —
Saht ihr noch nie die junge Rebe keimen
Am Feuerberg, in dem die Lava gährt? —

Nie lächeln aus zerrißner Wolken Säumen
Den ersten Stern, der tröstend wiederkehrt? —
So will der Anblick auch mein Herz gemahnen:
Dieß Kind, an seiner Mutter Brust geschmiegt,
Das schlummernd, träumend nicht vermag zu ahnen
Den Sturm, der heiß durch ihre Seele fliegt! —
Doch sie auch wird den süßen Trost erfahren,
Den ihr des Himmels weiser, ew'ger Schluß
In ihrem, seinem Kinde will bewahren,
Daß neu und frisch ihr Herz ergrünen muß!
Denn niederblickend auf die zarte Blüthe
Wird hell ihr Auge und ihr Sinnen klar —
Und durch die Nacht im träumenden Gemüthe
Wird ihr ein Stern des Trostes offenbar!
Soll ich dich nennen, heil'ge Mutterliebe? —
Auch ihr Mund nennt den Trostesengel nicht:
Doch mit erwachtem, neuem Lebenstriebe
Faßt sie ihr Kind — und blickt empor und spricht:
„Dank, Ew'ger, dir! — Du ließest niederkommen
Ein Hoffnungslicht in dieses Sein von Schmerz; —
Du hast den Kranz von meinem Haupt genommen:
Doch eine Knospe mir gelegt an's Herz!"

Carl Edmund Langer.

Die Mainotten-Wittwe.

Sieben Wunden vor der Stirne und drei Wunden auf der Brust,
In der Faust das rothe Eisen und im Auge Siegeslust —
Also lag er auf dem Felde, und im Kreis eng um ihn her
Lagen seiner Feinde Waffen, Dolch und Büchse, Schwert und Speer.
Aber ihrer Träger Leichen lagen ihm so nahe nicht,
Abgewendet von dem Helden barg in Staub sich ihr Gesicht.

„Tochter, hole mir das Kränzlein, welches hängt in meinem Schrein,
Aber fass' es sanft — es wird wohl dürre zum Zerbrechen sein.
Damit will ich heut' mich kränzen, wie an meinem Ehrentag,
Will auf diesem Felde feiern noch einmal mein Brautgelag.
Schaff' auch schöne frische Blumen für den Bräutigam herbei,
Daß das Lager weich und duftig meinem edlen Schläfer sei.
Einen Rosensenker steck' ich ihm in jedes offne Mal,
Daß sie einst aus seinem Hügel sprießen im Eurotasthal;
Und von diesen Rosen wind' ich dir den Kranz, mein Töchterlein,
Wenn einmal ein Heldenknabe wird um deine Liebe frein,
Einer, der zum Werbegelde so viel Türkenschädel gab,
Als blutrothe Rosenstöcke blühn auf deines Vaters Grab.
Aber morgen in der Frühe, wenn mein Bräutigam nun ruht,
Zieh' ich aus die Festgewänder, nehm' den Kranz von meinem Hut;
Und im grauen Wittwenhemde schleich ich durch den grünen Wald,
Nicht zu lauschen, wo im Dickicht Nachtigallenschlag erschallt;
Nein, um einen Baum zu suchen, ohne Blüth' und ohne Blatt,
Den die Turteltaubenwittwe sich zum Sitz ersehen hat,
Und dabei die frische Quelle, die sie trübe macht zuvor,
Eh' sie trinkt und eh' sie badet, seit sie ihren Mann verlor,
Da will ich mich niederlegen, wo kein Schattendach mich kühlt,
Wo der Regenguß die Thränen kalt mir von den Wangen spült;
Und mit meiner Turteltaube heb' ich einen Wettstreit an,
Wer am jämmerlichsten klagen, wer am frohsten sterben kann!"

Wilhelm Müller.

Soldatengrab.

Hoch in dem Hügelkirchhof
Weht eine schwarze Fahn';
Dort kniet ein Weib voll Schweigen,
Mit Lumpen angethan.

Sie gräbt das Trauerzeichen
Bei welken Kränzen ein
Und drückt die blinden Augen
Auf kühlen Grabesstein.
Die Tochter lehnt daneben,
Sie ängstet sich und weint;
Die Alte betet und lauschet
Am Rasen wie versteint.
Da unten liegt ein junges
Todbleiches Angesicht —
Der erschossne Sohn wohl heimlich
Mit der sterbenden Mutter spricht?

Franz Brömel.

Der Soldat an seinen alten Mantel.

„Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt,
Hast mich wie einen Bruder beschützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir Beide haben niemals gebebt!
Wir lagen manche liebe Nacht
Durchnäßt bis auf die Haut,
Du allein du hast mich erwärmet,
Und was mein Herze hat gehärmet,
Das hab' ich dir, Mantel, vertraut!
Geplaudert hast du nimmermehr,
Du warst mir still und treu,
Du warst getreu in allen Stücken,
Drum laß ich dich auch nicht mehr flicken,
Du, Alter, du würdest sonst neu!
Und mögen sie mich verspotten,
Du bleibst mir theuer doch;

Denn wo die Fetzen herunter hangen,
Sind die Kugeln hindurch gegangen,
Jede Kugel, die machte ein Loch!
Und wenn die letzte Kugel schlägt
In's Preuß'sche Herz hinein,
Lieber Mantel, laß dich mit mir begraben,
Weiter will ich von dir nichts mehr haben,
In dich hüllen sie mich ein!
Da liegen wir zwei Beide
Bis zum Apell im Grab!
Der Apell, der macht Alles lebendig,
Da ist es dann auch ganz nothwendig,
Daß ich meinen Mantel hab!"

Carl von Holtei.

Das todte Pferd.

Zwölf Grenadiere sitzen
Um einen Eichenstamm;
Die Bratenwender blitzen,
Es sprüht die Reisigflamm'.
Sie sitzen rings im Kreise,
Mit Messern wohl bewehrt,
Und schneiden sich die Speise
Von einem alten Pferd.
Doch abseits von dem Dutzend,
Da sitzt ein Kriegergreis,
Der schaut bald grimmig trutzend,
Bald weinend in den Kreis.
Er blickt mit wüstem Hirne,
Das Herz voll bittrer Qual,
Mit tiefgefurchter Stirne
Die Zecher und ihr Mahl.

Da fragt von ihnen Einer:
„Was schaust du finster drein?
Sag', willst du alter Greiner,
Nicht unser Gast auch sein?"
Der aber spricht: „„O lasset
Mich nur aus eurem Troß,
Die ihr am Fleische prasset,
Am Fleisch von meinem Roß!
Von meinem guten Rosse,
Das mir so viele Jahr
Ein kecker Kampfgenosse,
Ein treuer Freund mir war!
Wo die Kanonen krachten,
Im wirren Kampfesgraus,
Im Donner heißer Schlachten:
Wie war es da zu Haus!
Da hat es courbettiret;
Da flog es wie der Blitz!
Wie hell hat es gewiehert
Am Tag von Austerlitz!
Wie hat sein Aug' gefunkelt
In Eilaus blut'gem Kampf!
Wie jauchzt' es, rings umdunkelt
Von Wagrams Pulverdampf!
Wie hob es seinen Nacken
Bei Borodino keck!
Selbst schrecklichen Kosacken
War es ein wilder Schreck!
Wie schnob es heiß und heißer,
Da mich's bei Hanau trug!
Umsonst hat nicht der Kaiser
Gestreichelt seinen Bug!

Ja, Allen war es theuer,
Das einz'ge der Schwadron,
Nachdem wir Moskaus Feuer
Und Rußlands Frost entflohn!
Und jetzt von schnöden Messern
Zerstückelt wie ein Aas,
Dient's ekelhaften Fressern
Zum ekelhaften Fraß!
Mir ist's, als ob zerschnitten
Ich selber jetzt auch wär',
Als ob ich selbst gelitten
Den Schmachtod meiner Mähr'!
Doch laßt es euch nur schmecken;
Seid froh, wenn ihr's könnt sein;
Nur mich sollt ihr nicht wecken
Aus meinen Träumerein!
Laßt mich von Frankreich träumen,
Zertrümmert und besiegt!
Laßt mich vom Kaiser träumen,
Der jetzt gefesselt liegt!
Vom Kaiser, den in Schanden
Man hält wie einen Dieb,
Und dem von allen Landen
Nicht eine Spanne blieb!"" —
Er schweigt. Jedoch zur Erde
Die Andern blicken still,
Und Keiner von dem Pferde
Jetzt einen Bissen will.

Ludwig Kalisch

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.
Da hörten sie Beide die traurige Mähr':
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.
Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"
Der Andre sprach: „„Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben!""
„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bessres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!
Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.
Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.
So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,

Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.
Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

Heinrich Heine.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde,
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.
Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.
Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten, todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.
Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Wälschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;
Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

* * *

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.
Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.
Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

* * *

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.
Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.
Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.
Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.
Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:

Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.
Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich!" ist die Parole,
Die Losung: „Sanct Helena!" —
Dieß ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält!

J. Ch. Freiherr von Zedlitz.

Im Haus der Invaliden.

Er saß mit dem Bivac-Mantel bedeckt,
Sein hölzernes Bein vor sich ausgestreckt,
Auf der Bank am großen Kamin;
Es las in der Zeitung; verdrießlich, stumm,
Schlug er ein Blatt nach dem andern um,
Dann murmelt' er vor sich hin:
„Heute wie gestern, morgen wie heut',
Tag-täglich, klag-kläglich wiedergekäut
Die Mähr' vom ewigen Frieden!
Da schlag' doch ein heiliges Wetter hinein,
Gelähmt, gefangen, begraben zu sein
Im Haus der Invaliden!
O Frankreich, du gelobtes Land,
Gegeben in der Philister Hand,
Verendest du früh oder spat;
Neue Namen und Menschen rings umher,
Doch nirgends keine Kraft nicht mehr,
Kein Mann, kein Arm, keine That!

Sie tragen für dich weder Frost noch Glut,
Sie können nur Tinte verspritzen statt Blut,
Statt Schwerter nur Ränke schmieden!
Auf, jage die Schächer zum Tempel hinaus,
Sie gehören, nicht wir, in dieses Haus,
In's Haus der Invaliden!

Zum Teufel das Wort und der Gänsekiel,
Die Krämerwaag', das Soldatenspiel,
Das Geschreibsel und das Geschrei!
Wo littet und strittet und kriegtet ihr denn,
Wo warbet und starbet und siegtet ihr denn,
Wo wart ihr und wann mit dabei?
Ihr lerntet bei'm Ofen das A=B=C,
Als wir bei der Moskwa schlugen im Schnee,
Und eh' zwölf Jahre schieden,
Da saßt ihr zum Dank fein heil und warm
In der Kammer, und wir, daß Gott sich erbarm'!
Im Haus der Invaliden!

Kamerad vom Sechsten, her deine Hand!
Komm, kehre mich um nach jener Wand,
Daß ich Ihn, meinen Kaiser, seh'.
Den drüben mit seinem Boutiquen=Gesicht,
Verzeih' mir's der Himmel, ich mag ihn nicht,
Sein Anblick thut mir weh'.
Ich gönn' ihm die Krone alle Weil',
Ich wünsch' ihm droben ewiges Heil
Und ein seliges End' hienieden;
Hat uns ja auch, der brave Mann,
Der Bürgerkönig, Bene gethan
Im Haus der Invaliden!

Gegrüßt, gegrüßt viel tausend Mal,
Mein Kaiser, mein Feldherr, mein General,

Am liebsten „„Vater““ genannt!
Ja, du bist es, aber du bist es nicht recht,
Der Maler, der Pfuscher, traf dich schlecht,
Er hat dich ja nimmer gekannt!.
Wohl traf er das Hütlein, klein und spitz,
Doch wo das Auge von Austerlitz,
Wo die Stirn' von den Pyramiden?
Nein, malt Ihn noch eins, doch malt Ihn so,
Wie zu Fontainebleau, wie zu Waterloo,
Im Haus der Invaliden!“ —
Der Alte schwieg. Das Haupt gesenkt,
Die grauen Wimper Thränen=getränkt,
Saß er im stillen Gemach;
Dann hinkt er fort, die Treppen hinab,
In den Dom hinüber, an's Kaisergrab,
Und knieete nieder und sprach:
„Herr Gott, wer hätte das damals gedacht,
Mein Kaiser, als wir in der Judas=Nacht
Am Bord des Bellerophon schieden,
Daß ich Dich — und so! — müßte wiedersehn,
Unter Einem Dach mit Dir schlafen gehn,
Im Haus der Invaliden!“ —

Franz Dingelstedt.

Der Flügelmann der alten Garde.

(Ein Pfarrer besucht den Gottesacker, wandelt von Grab zu Grab, und bei dem Grab des Flügelmannes der alten Garde stehen bleibend, erzählt er):

Das tiefe nächste Grab verbarg,
In ungewöhnlich langem Sarg,
Müd' schlummernd einen alten Krieger. —
Als ob auf weichem Flaume lieg' er:

So lag er auf den harten Spänen,
Benetzt von keines Freundes Thränen,
Der einst zur Seite ihm gestritten,
Und Durst und Hunger mitgelitten
Auf langem Marsch, in heißen Schlachten
Und all' dem Elend, das sie brachten. —
Jetzt trat er aus der Gruft heraus,
Und stand davor so kerzengrade,
Als hielt sein Kaiser die Parade! —
Ein hoher ungebeugter Greis,
Mit reichem Haare silberweiß,
Einst Flügelmann der alten Garde! —
Zu Füßen ihm die wilde Narde,
Die würzig füllte rings die Luft,
Der einz'ge Schmuck auf seiner Gruft. —
So sah den greisen Krieger ich,
Und mußt' der Stunde feierlich
Gedenken, als bei seinem Ende,
Aus Ehrfurcht vor dem Sakramente,
Vor dem er Herz und Knie stets neigte,
Das Ehrenkreuz er fromm mir reichte,
Das ihm sein Kaiser einst gegeben. —
Er trug's — bescheiden — nicht bei Leben,
Und wünschte, daß von seiner Bahre
Es wandern möge zum Altare,
Um dort an der Monstranz zu hangen,
Und Gott zu Ehren nur zu prangen. —
Es möge ihm die Andacht frommen! —
Ich bin dem Wunsche nachgekommen! —
Und wenn ich mit dem Sakramente
Dem Volk den heil'gen Segen spende,
Dann bet' ich auch, daß Gottes Segen
Das Herz, auf dem dieß Kreuz gelegen,

Wie tief es auch im Grab nun ruht,
Mög' schirmen mild mit seiner Hut; —
Das Herz, das in so blut'ger Zeit
Des Krieges dennoch stets geweiht
Der Frömmigkeit so ganz verblieben,
Und, fest im Glauben, treu im Lieben,
Die Hoffnung, die den Christen hält,
Als höchstes Ziel sich hingestellt! —
Ich schied vom Grab der wilden Narde. —
Der Flügelmann der alten Garde
Verschwand in seinem Schilderhaus:
Gott ruf' ihn einst zu sich hinaus! —

Gedeon von der Heide.

Lätitia Buonaparte.

Auf der Roma Welten-Trümmern
Wandelt eine Frau'ngestalt,
Wie die Löwin um die Söhne
Forschend sucht durch Berg und Wald;
Schaut vom Capitol hernieder,
Schaut hinaus in's öde Meer,
Und die weißen Locken flattern,
Und ihr Blick sinkt Wehmuth-schwer.
Schaut sie an, ihr Königstöchter!
Sie war keines Fürsten Braut:
Doch die stolzen Söhne haben
Selbst die Throne sich erbaut.
Und sie sah mit Lust und Bangen
Ihres Hauses Sonnenglanz,
Sah um aller Söhne Scheitel
Blühen und verblühn den Kranz.

Einsam sitzt sie auf den Trümmern
Ihrer eingestürzten Welt;
Jetzo schaut sie Meer hinüber
Und ihr Auge sprüht erhellt.
Und sie lächelt mild durch Thränen,
Denn sie schaut den Heldensohn
Hell im Lichtglanz seines Ruhmes:
Seht! ihr winkt Napoleon!

Söltl.

Soldatenrache.

Trommel schallt,
Lustig wallt
Auf dem Weg Turenne's Heer,
Wie die Flut im blauen Meer,
Alles zieht
In geschloss'nem Glied.
Einer nur
Durch die Flur
Schlendert seitwärts von der Schaar,
Nimmt der strengen Zucht nicht wahr,
Lehnt am Baum
Im Gedankentraum.
Bald erwacht
Er nicht sacht;
Denn der Marschall stieß im Zorn
In sein schnelles Roß den Sporn,
Jenem gab
Grimmen Streich sein Stab.
„Fort von hier,
Musquetier!

Willst du schnell in Reih' und Glied?
Doch ein dunkles Auge sieht
Unter'm Hut
Zu ihm auf in Glut.
„„Herr, euch reut,
Daß ihr heut
Einen Braven unbefugt
Um des kleinen Fehles schlugt!““ —
Murrt's in Bart
Nach Soldatenart.
Trommel schallt,
Feld und Wald
Zieht das stolze Heer entlang:
Hoch vom Felsenüberhang
Aus dem Moos
Ragt es riesengroß.
Finster liegt
Nie besiegt,
Nicht vom Hunger, nicht vom Sturm,
Dort die Veste Thurm an Thurm.
„Auf zum Wall!“
Ruft der Feldmarschall.
Zögernd sieht
Glied um Glied
An dem steilen Stein empor,
Endlich treten Zwanzig vor:
„„Folget mir!““
Ruft ein Musquetier.
Pulverdampf
Sturm und Kampf;
Von der Leiter stürzen viel!
Jetzund oder nie an's Ziel!

Einer steht
Von der Fahn' umweht.
Jubelschall
Tönt vom Wall.
„Sagt, wer drang so kühn empor,
Sagt, wer öffnet uns das Thor?" —
Durch den Schwall
Ruft's der Feldmarschall.
Und zur Stund
Blutig wund
Bringt man einen Musquetier:
„„Dieser Held ist's, dieser hier!
In dem Heer
Ist kein solcher mehr!""
Trommel schallt
Und alsbald
Blinkt das grüßende Gewehr,
Und der Marschall reitet näh'r;
Und erschrickt,
Wie er Den erblickt.
Unter'm Hut
Glüht aus Blut
Ein bekanntes Augenpaar —
Ist es möglich? ist es wahr?
Solches kann
Ein beschimpfter Mann?
Dieser spricht:
„„Staune nicht!
Aber sag', ob dich nicht heut,
Daß du mich geschlagen, reut;
Ob nicht Scham
Auf die Stirn' dir kam?""

Vor dem Heer
Athmet schwer,
Seinen Helm, lorbeerumlaubt,
Nimmt Turenn' vom Lockenhaupt;
Abgewandt
Reicht er ihm die Hand.
Trommel schallt,
Lustig wallt
Alles Heer mit Siegerschritt;
Wo ist, der so herrlich stritt? —
Stille zieht
Er in Reih' und Glied.

Gustav Schwab

Fehrbellin.

Herr Kurfürst Friedrich Wilhelm, der große Kriegesheld,
Seht, wie er auf dem Schimmel vor den Geschützen hält!
Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin.
Wollt ihr, ihr trotz'gen Schweden, noch mehr vom deutschen Land?
Was tragt ihr in die Marken den wüth'gen Kriegesbrand?
Herr Ludwig von der Seine, der hat euch aufgehetzt,
Daß Deutschland von der Peene zum Elsaß werd' zerfetzt.
Doch nein, Graf Gustav Wrangel, hier steh' nun einmal still;
Dort kommt Herr Friedrich Wilhelm, der mit dir reden will.
Gesellschaft aller Arten bringt er im raschen Ritt
Sammt Fahnen und Standarten zur Unterhaltung mit.
Nun seht ihn auf dem Schimmel, ein Kriegsgott ist es, traun!
Den Boden dort zum Tanze will er genau beschaun.
Und unter seinen Treuen da reitet hintenan
Zuletzt, doch nicht aus Scheuen, Stallmeister Froben an.

Und wie Herr Wrangel drüben den Schimmel nun erblickt,
Ruft er den Kanonieren: „Ihr Kinder, zielt geschickt!
Der auf dem Schimmel sitzet, der große Kurfürst ist's,
Nun donnert und nun blitzet: auf Wen's geschieht, ihr wißt's!“
Die donnern und die blitzen und zielen wohl nichts Schlechts,
Und um den Herren fallen die Seinen links und rechts;
Dem Dörflinger, dem Alten, fast wird es ihm zu warm,
Er ist kein Freund vom Halten mit dem Gewehr im Arm.
Und dicht und immer dichter schlägt in die Heeresreihn
Dort in des Schimmels Nähe der Kugelregen ein.
„„Um Gott, Herr Kurfürst, weiche!““ Der Kurfürst hört es nicht;
Es schaut sein Blick, der gleiche, dem Feind in's Angesicht.
Der Schimmel mocht' es ahnen, wem dieses Feuer gilt,
Er steigt und schäumt im Zügel, er hebt sich scheu und wild.
Die Herren alle bangen, doch ihm sagt's keiner an;
Wär' doch nicht rückwärts gangen der fürstlich große Mann.
Und doch, der Tod ist nahe und mäht um ihn herum,
Und Alles zagt und trauert, und Alles bleibet stumm.
Die Scheibe ist der Schimmel, das merket Jeder nun;
Doch helfen mag der Himmel, von uns kann's Keiner thun.
Da reitet zu dem Fürsten Emanuel Froben her:
„Herr Kurfürst, euer Schimmel, er scheut sich vor'm Gewehr,
Das Thier zeigt seine Launen, ihr bringt's nicht in's Gefecht:
So nehmt nur meinen Braunen, ich reit's indeß zurecht.“
Der Herr schaut ihm herüber: „„Es ist mein Lieblingsroß;
Doch das verstehst du besser, so reit' es nur zum Troß.““
Sie wechseln still, dann sprenget rasch, ohne Gruß und Wort,
Den Zügel lang verhänget, der edle Froben fort.
Und weit von seinem Herren hält er zu Rosse nun.
Für wenig Augenblicke scheint das Geschütz zu ruhn.
Der Kurfürst selber sinnet, warum es jetzt verstummt,
Und: „„Wacker war's gewinnet!““ der alte Dörfling brummt.

Da plötzlich donnert's wieder gewaltig über's Feld,
Doch nur nach einem Punkte ward das Geschütz gestellt:
Hoch auf der Schimmel setzet, Herr Froben sinkt zum Sand,
Und Roß und Reiter netzet mit seinem Blut das Land.
Die Ritter alle schauen gar ernst und treu hinein.
O Froben dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesschein!
Der Kurfürst ruft nur leise: „„Ja, war das so gemeint?““
Und dann nach Feldherrnweise: „„Nun vorwärts in den Feind!““

Julius Minding.

Der Choral von Leuthen.

Gesiegt hat Friedrich's kleine Schaar. Rasch über Berg und Thal
Von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl;
Die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht;
Des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.
Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht,
Die goldnen Sterne ziehn herauf wie Sand am Meer so dicht;
Sie strahlen so besonders heut', so festlich hehr ihr Lauf,
Es ist, als wollten sagen sie: „Ihr Sieger blicket auf!“
Und nicht umsonst. Der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag.
Drum still im ganzen Lager ist's, nicht Jubel noch Gelag:
So still, so ernst die Krieger all', kein Lachen und kein Spott —
Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!“
Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein,
Kamraden um ihn her im Kreis gleich stimmen sie mit ein;
Die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor,
Und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.
Aus allen Zelten strömt's, es reiht sich singend Schaar an Schaar,
Einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Husar;

Auch Musica will feiern nicht, zu reiner Harmonie
Lenkt Horn, Hobo' und Klarinett die heil'ge Melodie.
Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer,
Am Ende, wie aus Einem Mund, singt rings das ganze Heer;
Im Echo donnernd wiederhallt's das aufgeweckte Thal,
Wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

Hermann Besser.

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.
Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.
Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.
Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.
Und die Trompete schmettert, —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.
Victoria — so klang es,
Victoria — überall,

Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.
Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.
Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

Julius Mosen.

Der Contingent der Kapuziner im Jahr 1809.

Laut klopft es an die Zellenthür,
„Ave Maria! — Ah! — seid's Ihr?
Was ist der Wunsch, Herr Commandant?"
Darauf der biedre Wirth am Sand:
„„Ehrwürdiger Provinzial,
Das Land bringt Opfer ohne Zahl:
Der Reiche gibt sein Geld und Gut,
Das Weib den Mann, der Mann sein Blut;
Die Eltern geben hin das Kind,
Ob's Ein Sohn, ob es mehre sind;
Ein Jeder gibt in ganz Tirol:
Was gebt nun Ihr dem Landeswohl?""
„Wir Kapuziner sind geweiht
Der Armuth und der Einsamkeit.
Wir haben nichts als das Gebet,
Wenn Gott und Ihr es nicht verschmäht!"
„„So leichten Handel geht's nicht an!
Ihr Ordensleut', stellt Euren Mann!"" —

„Herr Commandant, wie kann dieß sein?“
Der Sandwirth öffnet: „„Jetzt herein!““
Eintritt ein Pater feur'ger Art,
Von hellem Aug', mit feur'gem Bart.
„„Den gebt!““ ruft er mit lauter Stimm':
„„Gebt uns den Pater Joachim!““
Und Joachim liegt auf den Knie'n,
Und langsam breitet über ihn
Der Greis mit sinnendem Gesicht
Die Hände segnend aus und spricht:
„Wohlan! Gott ruft dich offenbar,
So theile Mühen und Gefahr
Mit unsern Brüdern! Sei ihr Hort
Durch Christi Kraft und heil'ges Wort!
Dem Feind' auch werd' ein milder Schutz —
Beug' oder brich den starren Trutz —
In Allem stehe Allen bei,
Ob's Freund, ob's Feind, Leib, Seele sei!
So geh' durch Kugeln unversehrt,
Mit diesem Kreuze da bewehrt:
Dich segne, Der dich ziehen heißt,
Der Vater, Sohn und heil'ge Geist!“ — —
Horch, wie Kanonendonner schallt!
Aufspringt, von Gluten überwallt,
Der Pater jetzt: „„Fort, fort zum Streit!““ —
„„Ja, ja,““ sagt Hofer, „„nun ist's Zeit!““

Alois Flir.

Das Lied von Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Passeier
Inspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen Mittags kommen;

Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hoch = Vivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.
Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille;
Wir sind All' dem Tode eigen!
Ich ließ nicht um eitle Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen!
Kniet bei euren Rosenkränzen!
Dieß sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drein zeigen!
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser;
Dieß ist mir das liebste Carmen;
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!
Ich hab' keine Zeit zum Beten;
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe;
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen;
Gott allein kann uns beschützen!"

Max von Schenkendorf.

Die Auswanderer.

(Sommer 1832.)

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;

Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.
Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Waizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!
Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.
Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euern Feldern Reis und Mais!

Ferdinand Freiligrath.

Der Auswanderer am Orinoko.

Ich stand auf einem Berg im Abendstrahle,
Und schaut' hinab auf Feigenbaum und Palme,
Auf Mais und Blumenpracht im nahen Thale,
Und auf des Orinoko Bambushalme;
Und weit und weiter über die Savannah,
Wo schimmernd wogten tausendart'ge Pflanzen,
Bis zu dem Urwald, bis nach Uruana,
Um dessen Saum des Stromes Fluthen tanzen.
Viel Kolibris und andre Fittigschläger
Umkreisten farbenreich mich im Gewimmel,
Und leuchtend flattert ein Laternenträger
Mir dicht um's Haupt, und schwang sich auf zum Himmel.
Dort las mein Blick im höchsten Glanz der Sterne:
„Fern bist du hier vom Vaterland im Süden!“

Dort stand voll Glut der Mond in dunkler Ferne,
Und winkte majestätisch Ruh' dem Müden.
Da plötzlich hört' ich brüllen eine Heerde,
Und sanftharmonisch läuten ihre Glocken.
Es war, als weh' ein Hauch von deutscher Erde
Den Klang herüber, mich zurück zu locken.
Ich sah im Geist mich in der Waldung Schatten,
Die ich so oft durchstreift als muntrer Knabe,
Sah meiner Heimath Heerd' auf grünen Matten,
Und bei ihr stehn den Hüter mit dem Stabe.
Sah all' die Theuren, die ich schnöd' verlassen,
Die wohl sich oft in Trauer mein erinnern;
Da konnt' ich mich in Wehmuth nicht mehr fassen,
Ich weint' und fühlte mich zerknirscht im Innern.
Nun sind so öd' mir all' die prächt'gen Räume,
Wo ich geglaubt des Daseins Glück zu finden;
Nach Morgen schau' ich, wo der Kindheit Träume,
Wie Epheu, sich um traute Pfosten winden. —
Hierher, ihr Schiffer, steuert eure Masten,
Führt mich zurück zum vaterländ'schen Boden;
Gern will ich tragen dort die alten Lasten,
Um nur zu schlummern einst bei lieben Todten!

Adolph Bube.

Freundesliebe.

Das Kameel ist müde,
Lagert es zur Rast,
Und auf seinem Rücken
Leichtert ihm die Last!
Saget den Genossen,
Daß sie ruhen sollen;
Daß wir Zelte schlagen
Und uns lagern wollen!

Aber von den Andern
Wer den Weg der Wüste
Bei dem langen Wandern
Denkend sich versüßte;
Wer nach Heimathfluren
Und nach Haus sich sehnt,
Wo in liebe Arme
Er die Sorge lehnt:
Der mag ruhig träumen,
Bis der Morgen naht,
Und den Stab dann weiter
Tragen den Wüstenpfad!
Doch an meiner Seite
Da schläft mein Freund so still,
Daß ich aus seinem Schlummer
Ihn nicht wecken will.
Er hat des Tages Sonne
Gekühlt mit sanftem Wort;
Er sprang, wie die Gazelle,
An meiner Seite fort;
Und wenn die Andern träumten
Von Heimath und von Haus,
Las ich in seinen Augen
Mir meine Heimath aus.
Du bist mir Vater und Mutter
Und Schwester in fremdem Land;
Du leitest durch die Wüste
Und kühlst den Sonnenbrand!
Drum schlafe — die lieben Sterne,
Die sind am Himmel Gottes Aug',
Und eine treue Liebe,
Das ist auf Erden Gottes Hauch!

P. Kaufel.

Der ungarische Roßhirt.

— Hinaus, hinaus, mir kocht das Blut!
Hinaus, hinaus, mir wallt der Muth!
Das Dörflein harrt in Neubegier,
Wild auf der Haide rennt das Thier.
Es flattern die Mähnen, es donnert der Huf,
Die Peitsche gellt zum Hussaruf; —
Ich nahe dem Roß, — es schleudert die Rechte
Um seinen Hals die zähmende Flechte; —
Die Männer jauchzen, die Dirnen beten!
Zwölf Schritte bin ich zurückgetreten,
Und recke mich, strecke mich mächtig zur Erde,
Und ziehe mit schwellenden Sehnen den Strick
Um's stolze Genick,
Und strammer und strammer dem schnaubenden Pferde.
Kaum spürt
Der bäumende, schäumende Renner die Schlinge,
So fegt er wie des Sturmes Schwinge,
Und sauset und brauset im engen Ringe,
Indeß der Strick die Kehle schnürt:
Die Peitschen gellen, die Hunde bellen,
Die Gräser sterben, verderben,
Es wirbelt der Staub zum Himmel auf,
Es singet, es springet der bunte Hauf.
Ich aber ruhe mit kühnem Blick
Auf der zitternden Erde,
Und nah und näher dem rasenden Pferde,
Und stemme mich mächtig und halte den Strick, —
Und die Hand ist wund,
Und es schäumt der Mund,
Und alle Pulse klopfen,
Und es fällt der Schweiß in schweren Tropfen.

O Herre Gott, o Herre Gott,
Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht,
Laß nimmer mich werden zum Kinderspott! —
Da schwindet der Athem, — da strauchelt, — da bricht
Das rauchende Thier mit Macht, mit Macht,
Sein Auge weint, mein Herze lacht.
Nun ist es Zeit,
Ich wachse schnell vom Boden auf, —
Stehend,
Zwischen die gespreizten Schenkel
Nehm' ich das hingestreckte Roß,
Lasse locker die schnürende Schlinge,
Fasse die wehenden Mähnen,
Ein ungrischer Reiter!
Gieb Acht! gieb Acht!
Nun athmet freier das keuchende Thier,
Und reckt die schlanken Vier,
Und hebt sich geflügelt mit dumpfem Geschnauf, —
Und hebt mich sogleich mit auf, —
Und bäumt sich und rennt und rennt,
Sein Herz und seine Sohle brennt.
Und es rennt in die weite Welt hinein,
Und die klaffenden Hunde hinterdrein,
Und es rollen die Schollen im Haidegrund,
Und meine Sporen stacheln es wund,
Und die Peitsche in meiner linken Faust
Laut knallend um seine Hüfte saust —:
So zähmet der Janko das wilde Roß,
Und jubelnd umringt mich der bunte Troß. —

Carl Beck.

Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsren Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn! —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!
Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset
Das Tambourin ꝛc.
An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer Alt und Jung genug,
Wir wissen Alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset
Das Tambourin ꝛc.
Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,

Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset
Das Tambourin ꝛc.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren
Und meinen Vater schoß man todt,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brod!
Es brauset und sauset
Das Tambourin ꝛc.

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind!
Es brauset und sauset
Das Tambourin ꝛc.

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein!
Es brauset und sauset
Das Tambourin ꝛc.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm!

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz!

Clemens Brentano.

Das Hüttchen am See.

Ein Hüttchen steht am See
Mit den Füßen tief im Schnee,
In seinen Augen, den Fensterlein,
Glänzt es wie Thränenfunkelschein;
Von den bleichen Wangen
Flocken niederhangen,
Wie Todesgedanken,
Die leise sich ranken
Nach schmerzlichem Siege
Um die ersterbenden Züge.
Dem zitternden Haupt
Hat der Winter die Locken geraubt,
Hat es umhüllt mit weißem Linnen,
Denkt, die Träume schlummern drinnen,
Denkt, sie werden nie wieder erstehn,
Mögen auch mildere Lüftchen wehn.
Doch leise — leis'
Durchzuckt es das Eis —

Und es bricht und knistert
Und weint und flüstert
Der Schnee, der den todtmüden Schädel bekränzt;
Und am Scheitel glänzt,
Ein flimmernder Hauch,
Der bläuliche Rauch —
Erst durchsichtiger Schaum,
Wie des Scheintodten ahnender Lebenstraum,
Dann Nebelgewühl,
Silberhell, ein Gottgefühl,
Dann mächtig flutende Wolkensäule,
Eine wandernde Gedankenzeile,
Hinaufgesendet zum Sternenzelt
An den Lenker der Welt,
Ihm still zu verkünden,
Daß in des Thales eisigen Gründen
Tief unter'm Schnee
Ein lebend Weh,
Verborgner Gram,
Noch von der Erde nicht Abschied nahm.

Adolph Schirmer.

Madonna campestris.

Im Frühlicht blinkt es von Feld und Rain,
  Verschneit sind alle Stätten:
  Das Mägdlein steht am Dachfensterlein
  Und thät ihr Flachshaar glätten.
Da kommen vom Himmel, so weit und frei,
  Die Vöglein mit jubelndem Schalle,
  Und flatternd so fragend und zagend herbei,
  Und kennen das Fensterlein alle.

Die Kleine öffnet den Riegel hold —
Husch! fliegt es von dannen im Schwarme:
Sie streuet auf's Dach der Körnlein Gold
Mit reichen Händen — die Arme!
Und hinter den Vorhang behende sie hüpft,
Mit funkelnden Augen zu lauschen,
Wie die Vöglein wiederum kommen geschlüpft,
Wie sie picken und flattern und rauschen.
Nicht spinnt es und lebt doch, das Vögelein:
Am Himmel da wärmet die Sonne,
Und du, du stehest im Fensterschrein —
Eine liebliche Feld-Madonne.

Titus Ullrich.

Das stille Haus.

Es liegt abseits vom Wege
Ein kleines, stilles Haus,
Aus blühendem Gehege
Schaut es gar froh heraus;
Und grüne Ranken weben
Sich um Gesims und Stein,
Du sprichst: „Hier muß das Leben
Gar süß und selig sein!"
Du siehst am Fenster droben
Die rosige Gestalt,
Von Blumen rings umwoben,
Von Blüthenduft umwallt;
Der Morgenwind umwehet
Ihr braunes Lockenhaar
Und nach den Bergen spähet
Ihr dunkles Augenpaar.

Doch schwebt auf diesem Munde
Ein Zug von leisem Gram.
Ob der wohl aus dem Grunde
Des reinen Herzens kam?
Ist Schmerz die Morgengabe,
Die solcher Magd gebührt?
Du sprichst: „Beglückt der Knabe,
Der sie zum Tanze führt!“
Und doch hat sie zum Tanze
Wohl nie ein Knab' verlangt,
Und doch hat sie im Kranze
Der Schwestern nie geprangt;
Kein Freund sucht diese Zelle,
Kein froher Abendgast,
Und auf der öden Schwelle
Hält nie ein Pilger Rast.
Das Gras wächst in dem Wege
Und wuchert rings heraus,
Und einsam im Gehege
Steht das verfehmte Haus.
Ein Mann mit rothem Kragen
Geht düster aus und ein,
Das Kind ist, laß dir's sagen —
Scharfrichters Töchterlein.

Friedrich Otte

Auf der Trift.

Es tost der Bach in wildem Lauf,
Im Sturme beben Busch und Baum,
Die Rinder weiden ab und auf
Am herbstlich bunten Waldessaum.

Der Knabe dürres Reisig bricht
  Zum Feuer auf der kühlen Hut,
  Ihm schlägt der Regen in's Gesicht
  Und schlägt ihm in des Feuers Glut.
Und wenn des Winds Unbändigkeit
  Sein heller Hirtenruf durchtönt,
  Hoch aus der Luft ein Rabe schreit,
  Der sturmgetragen ihn verhöhnt;
Und wenn den Hügel er besteigt,
  Wo seines Dorfes Thurm er schaut,
  Ist rings, so weit sein Auge reicht,
  Die Welt in Wolkenschwall ergraut.
Er köpft die Distel, bohrt den Stab
  In's lockre Moor, er staut den Bach,
  Gräbt der erlegten Schlang' ein Grab,
  Baut über's Grab ein Binsendach. —
Einsamer Knabe, deß Geschick
  Mit süßem Heimweh mich ergreift,
  O wüßt' ich doch, warum mein Blick
  Nach deiner Trift so gerne schweift!?
O könnt' ich diese Lust verstehn
  Am Blättertanz im Wirbelwind,
  Wenn tief die grauen Wolken gehn
  Und abgeblüht die Fluren sind;
Die stille Lust am falben Schein
  Der Wälder, wenn der Herbst sie fegt,
  Wenn die Natur in ihren Schrein
  Ihr festliches Geschmeide legt;
Die Lust am heimlichsten Geheg,
  Wo hörbar Waldesodem weht,
  Und unverrathen im Gespräch
  Die Wiese mit dem Felsen steht!

Einsamer Knabe, deine Welt
Der Dürftigkeit, sie ist so reich,
Der Stein, auf den du dich gestellt,
Ist einer Königswarte gleich! —
Was schaut den fremden Wandersmann
Dein wetterfrisches Angesicht
Mit klarem Blick so forschend an?
O denke: Mit ihm tausch' ich nicht!

Gustav Pfarrius

Zertreten!

Der Hirtenknab' am Felsenstein
Singt seine schlichten Weisen
Frisch in den sonnigen Tag hinein,
Die Ziegen ihn kletternd umkreisen.
Da sieht er ein Röslein am Waldesrand
Durch die Zweige verstohlen blicken,
Und bricht es gleich mit kecker Hand,
Den Hut damit sich zu schmücken.
Doch ahnt er nicht, daß, als er gebückt
Nach der blühenden Blume langte,
Sein Fuß die reife Beere zerdrückt,
Die duftend am Boden prangte.

Georg Scherer.

Der Bach.

Ein Apfelbaum stand grünend
Auf meines Vaters Au,
Ein Bach floß still vorüber,
Geschmückt mit Veilchen blau.

Und Veilchen an dem Bache
Las ich und noch ein Knab',
Ich trug sie heim, mein Lieber –
Sank in die Flut hinab.
Der Knabe ist ertrunken,
Veilchen und Baum verdorrt,
Das Bächlein aber fließet
Noch heute klagend fort.

Carl Heinrich Schnauffer.

Des Knaben Reichthum.

Ein Knabe stand in Lust am hellen Rhein,
Die Füßchen naß vom zarten Kuß der Wogen,
Und suchte Muscheln, glänziges Gestein.
Die Wellen, sie wallen vorüber.
„O gelbe Muscheln, rundlich zart gebogen,
Und Kieseln, bläulich wie das Himmelsrund,
Mit röthlichem Geäder schön durchzogen!"
Die Wellen, sie wallen vorüber.
Zum Vater bringt er froh den seltnen Fund:
„O sieh den Schatz, des Stromes liebe Gabe!
Und Vieles liegt noch still im blauen Grund."
Die Wellen, sie wallen vorüber.
Der ernste Vater zürnt: „„Du armer Knabe!
Das ist verächtlich Zeug, nicht Blickes werth!""
Und wirft zum Strom des Kindes reiche Habe.
Die Wellen, sie wallen vorüber.
Und durch die junge Seele ging ein Schwert:
„Ich hol' euch wieder, wenn ich Mann geworden!
Dann spielen wir zusammen unverwehrt!"
Die Wellen, sie wallen vorüber.

Die Zeit ist um; der Knab' ist Mann geworden!
Er steht am Strom: wird er nach Kieseln spähen?
Ein Schiff enteilt; er blickt gramvoll nach Norden,
Und sieht ein weißes Tuch zum Abschied wehen.
Die Wellen, sie wallen vorüber.

Ludwig Braunfels.

Die sterbende Waldblume.

Es fällt der Abendschatten in das Thal,
Die Sonne sinkt, nur an der Lindenblüthe
Hängt bienengleich ihr letzter Purpurstrahl.
Im Scheiden streift er noch das Fenster jetzt,
Als grüßte er die trauernde Orchide
Jüngst aus dem Walde in den Topf versetzt.
Die schaut wie träumend aus dem Ätherblau,
Denkt an das duftend Moos, an Baumes-Rauschen,
An Vogelsang und den verlornen Thau.
Der Mondenschein umflattert ihr das Haupt,
Die Sterne blicken tröstend auf sie nieder,
Sie denkt der Heimath nur, der sie geraubt.
Der Morgen naht, rings blühet auf die Luft,
Doch Eine Blume sieht die Sonne nimmer —
Sie starb am Heimweh nach der Mutterbrust.

Theobald Kerner

Die Trauerweide.

Gebeugt von tiefem Mutterschmerz,
Kniet dort die alte Weide,
Der Fluß riß ihr in wildem Scherz
Die Tochter von der Seite.
Sie neigt ihr thränenschweres Haupt,
Ob Nichts sie wieder finde,

Mit hundert Armen, dicht belaubt,
Langt sie nach ihrem Kinde.
Umsonst! — Nichts bringt es mehr zurück,
Für immer ist's verloren,
Denn Trauerweiden sind zum Glück
Auf Erden nicht geboren!

Arthur Schott.

Der Löwe.

Der Löwe schläft. Der Pranger ist zu Ende,
Und tiefe Nacht verhüllt die Sclaverei;
In müdem Groll an seine Kerkerwände
Gestemmt, tief athmend liegt er und ist frei.
Der Löwe träumt. Der Feuerstrom der Trope
Durchflammt sein Blut; vor seinem Sprunge knackt
Der Bambuswald; die schlanke Antilope
Stirbt unter ihm, der sie zermalmend packt.
Der Löwe brüllt. Er ruft im Siegesgrimme
Die Löwin und den Löwensohn zum Mahl; —
Sein Traum zerstiebt vor einer Menschenstimme,
Der Wächter ruft der Morgenstunde Zahl.
Der Löwe wacht. Es kreischt zu seiner Rechten
Der Pavian und links der Papagei;
Der Löwe schweigt; ein König unter Knechten,
Stumm tritt er an dem Gitterwerk vorbei.

Wilhelm von Merckel.

Das sterbende Reh.

Im düstern Tannenwalde
Da ruht ein junges Reh,
Sein Blut strömt von den Lenden
Hernieder in den Schnee.

Es wühlt mit dem Gehörne
Sich in den Boden ein,
Als wollt' es in der Erde
Begraben Angst und Pein.
Und da ihm Gott die Stimme
Zum Racheruf versagt,
So hat es stummen Blickes
Den Mörder angeklagt.
Der sitzt in seiner Hütte
Vergnügt bei'm Abendmahl —
Doch sieht er Nachts im Traume
Das Reh und seine Qual.

C. W. Neumann.

Birken.

Der greise Förster zog in Wald,
Den Holzschlag abzuhalten;
Der Wind durchrauscht die Birken kalt,
Die moosbedeckten Alten
Gar ungern in die Rinde haut
Er der Zerstörung Zeichen,
Mit einem Blick der Wehmuth schaut
Er auf die frischen Leichen. —
Nur Eine graue Birke stand
Noch in dem neuen Schlage:
Der Förster war's am Waldesrand,
Der zählte seine Tage. —
Nun schleicht wohl bald der kalte Tod
Zum letzten Birkenbaume,
Mit scharfer Axt dem Alten droht
Im süßen Waldestraume.

Alexander Graf von Würtemberg.

Irrlicht.

Klare Bahnen zog ich
In dem Kreis der Sterne,
Blumendüfte sog ich
Aus der Himmelsferne.
Nun im Erdbereiche
Zieh' ich über Grüfte
Bietend mir als reiche
Nahrung — Gräberdüfte.
Und ich will zur Höhe
Manchmal wieder streben;
Doch in Todesnähe
Bricht die Kraft dem Leben.

Franz Stark.

Palmyra.

Palmyra sank dahin in Schutt und Staub,
Verschwunden sind die Fahnen und Standarten,
Verschwunden Fürst und Volk und Kriegesraub,
Verweht der königliche Garten.
Rings Wüsteneien jetzt! — Zwei Säulen nur
Stehn einsam noch und sehen still mit trüber
Schmerzlicher Frage auf die kahle Flur —
Und lächelnd steht der Mond darüber.

Hermann Schauenburg

Die Waldkapelle.

Einsam an des Waldes Schwelle
Auf des Berges Höhn,
Siehst du ragend die Kapelle
Dort verlassen stehn?

Eine Eich' im Dämmerscheine
  Flüstert neben ihr,
  Ausgetretne Leichensteine
  Liegen vor der Thür.
Und am Giebel eingegittert
  Steht, von Moos umhüllt,
  Abgebleicht und abgewittert,
  Ein Mariabild.
Einsam wanken hohe Gräser
  Um die Sacristei,
  Die gemalten Fenstergläser
  Schlug der Wind entzwei.
In dem kühlen Abendschauer,
  Wie von Geisterhauch
  Bebt dort an der Kirchhofmauer
  Ein Holunderstrauch.
Aus der fernen Mauerecke
  Ragt dort, still beiseits,
  Neben jener Rosenhecke,
  Ein zerbrochnes Kreuz.
An dem frommen Bildwerk naget
  Zehrend Zeit und Wurm,
  Und das Messenglöckchen klaget
  Im durchbrochnen Thurm.
Und bei'm Niedergang der Sonne
  Hat man oft gesehn
  Schwebend eine weiße Nonne
  An der Kirchthür stehn.
Einsam an des Waldes Schwelle,
  Auf des Berges Höhn,
  Siehst du winkend die Kapelle
  Dort verlassen stehn.

Ludwig Leist.

Prokop's Kapelle bei Prag.

Auf kleiner grüner Höhe steht
Ein Kirchlein weiß und klein;
Die Thäler ihr freundlich grüßen seht,
Der Strom gemach vorübergeht,
Die Luft mit frischem Muthe weht
Im lustigen Sonnenschein.

Die Schlüsselblumen duften lind,
Vergißmeinnicht ist nah,
Die Erdbeerblüthe, sie blüht geschwind,
Die Birken, Kind und Kindeskind,
Die Buchen auch daheim hier sind —
Der Himmel ist Allem nah.

Verlassen steht das Kirchlein klein,
Die schwarze Thür bleibt zu,
Doch durch ein zerbrochen Fensterlein
Da ziehen Luft und Sonnenschein
Und Vogelsang und Duft hinein
Und füllen ihm seine Ruh'.

Ida von Düringsfeld.

Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkünd'st du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, eine Lilie, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine,
In fernem Süden ist der Nacht entblüht

Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.
Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längst vergangne Welt;
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

August Stöber.

Die Begegnung.

Hell schauet der Mond aus den Wolken grau
Auf das Kloster La Trappe, auf den alten Bau;
Aus den Zellen ringsum, so dumpfig und graus,
Glotzt gespenstigen Aug's die Nacht heraus.
Da schallen im öden düsteren Gang
Sich Schritte entgegen mit hohlem Klang,
Zwei Mönche sind's — so finster und bleich,
Zwei Wandelnden aus dem Grabe gleich.
Sie haben geendet ihr Nachtgebet,
Nun Jeder zurück zur Zelle geht,
Doch mitten des Weg's, im Mondenlicht,
Da schauen sich Beid' in's blasse Gesicht
Und ein Schrei erschallet aus Beider Mund,
Der grausig nachhallt im öden Rund,
Denn Jeder erkennt, zu Freud' und Pein,
In dem andern Mönch den Bruder sein.
Und Beider Wangen, gebleicht von Qual,
Werden wieder roth mit Einemmal,
Und Jeder streckt aus den zitternden Arm,
Den Bruder zu drücken an's Herz so warm.
Da mahnt sie's im Innern: „Gedenket der Pflicht!
Eure Zunge ist todt, belebet sie nicht!
Was euch band, ist zerrissen, ihr kennet den Eid,
Für euch ist auf Erden nur Buß' und Leid!"

Und es sinket ihr Arm, und es wanken die Zwei,
Eine Thrän' im Aug', an einander vorbei;
Ihre Schritte verhallen, — mit bleichendem Schein
Hüllt traurig der Mond in's Gewölk' sich ein.

Johann N. Vogl.

Im Kloster.

Sie stand im dunklen Kreuzgang
Im blüthenweißen Kleid,
Ein Mönch in brauner Kutte
Ernst sinnend ihr zur Seit'.
Es blüht auf ihren Wangen
Wie heller Frühlingsschein,
Der Mönch mit weißem Barte
Sieht wie der Winter drein.
Hell funkeln ihre Augen
Von Jugendlust und Glück,
Es glimmt kein Strahl der Freude
Mehr in des Mönches Blick.
Sie stürmt in heitre Zukunft
Ein lächelnd Kind hinaus,
Er sehnt aus des Lebens Wüste
Sich todesmüd nach Haus.
Jetzt sinkt vor dem Greis sie nieder,
Und küßt sein rauh Gewand,
Und auf dem blonden Scheitel
Ruht segnend seine Hand. —
Es war ein Bild zum Malen,
Mir aber macht es bang;
Sie stehen doch nah beisammen
Aufgang und Niedergang!

Friedrich Halm.

Winterbild.

Es weicht die Nacht und über'm Hügel
Glimmt rother Schein am Himmelssaum,
Noch birgt der Vogel unter'm Flügel
Sein träumend Haupt in weichen Flaum.
Nur leise schallen helle Stimmen,
Die bald verhallen über'm See,
Im Kloster seh' ich Kerzen glimmen,
Und Nonnen gehn durch zarten Schnee.
Ein stiller Zug von wenig Schwestern:
Es stirbt das Nonnenkloster aus;
Davon verschied die Jüngste gestern,
Man senkt sie in des Grabes Haus.
Darauf ein still Gebet der Frauen,
Doch keine heiße Thräne rinnt,
Kein Schluchzen tönt, und ist zu schauen
Kein trostberaubter Mann und Kind.
Es fallen leichte Flocken nieder,
Und nichts ist von dem Grab zu sehn,
Und weit und breit ist Stille wieder
Und Tag wird's, als ob nichts geschehn.

O. F. Gruppe.

Frühlingshohn.

Den Hut gestreckt zur milden Gottesgabe,
Sein alt Gebet hinsummend in den Wind;
Im Blüthen-Schatten, seine einz'ge Habe,
Steht voll Geduld ein Bettler alt und blind.
Und um ihn wogt's heran und zieht vorüber,
Und Menschensang, und Lerch' und Finkenschlag,
Die Erde grün, der blaue Himmel drüber,
Und goldne Sonnen leuchten durch den Tag.

Er sieht sie nicht, Nacht sind ihm tausend Sonnen —
Sie sehn ihn nicht die Menschen, voll die Brust,
Die weichen Herzen in den Maienwonnen,
Sie sehn ihn nicht vor lauter – Lieb' und Lust.
Da weht's und reich in seinen Hut es regnet,
Er hebt sein blödes Aug' zum Himmel an:
„Seid, gute Leute, tausendmal gesegnet!"
Und reich — an Blüthen steht der arme Mann.

C. F. Scherenberg.

Der Blinde.

Der Blinde schleicht am Wanderstabe,
Weiß nicht, daß schon die Sonn' im Meer;
Er trägt an seiner Last so schwer,
Die Last ist seine einz'ge Habe.
Den Knaben trägt er heut' zu Grabe,
Der treu ihn durch die Welt geführt:
Ihn hat der Hungertod berührt,
Als er für ihn gefleht um Gabe.
Die Gabe, die geschenkt dem Kleinen,
Die er ihm sterbend dargereicht,
Das Brod, mit Thränen eingeweicht,
Kann er nicht sehn und nur beweinen.
Er sucht, geweihte Erd' zu finden,
Und scheut, zu missen seine Last:
Wenn er die kalte Hand nicht faßt,
Was soll ihn noch der Welt verbinden?
Dem Blinden kann sich auch verkünden,
Der ihn im hohen Himmel kennt:
Er hat ihn von der Welt getrennt,
Daß er ihn hier allein soll finden.
Der Müde sinkt und an der Stelle
Fühlt er des Altars heil'gen Stein;

Er gräbt den ird'schen Führer ein,
Des Himmels Führer strahlt ihm helle
Des Himmels Frühling ist erschienen
Bei seines Lieblings ird'schem Grab:
Es wurzelt ein der Wanderstab,
Das dürre Holz will wieder grünen.
Es wächst zum Blüthenkranz am Grabe,
Und der im Himmel richtend liebt,
Hat ihn aus Liebe nur betrübt, —
Der Gott im Menschen war der Knabe.

Ludwig Achim von Arnim.

Der blinde Fischer.

Morgenluft, du wehst so lind
Über's Land vom Meere:
Knabe, führe mich geschwind
Zu der raschen Fähre!
Bin ich jetzt auch schwach und blind,
Kann das Meer nicht sehen:
Morgenluft und Abendwind
Kann ich doch verstehen.
Das ist leiser Wellenzug!
Das ist Wogen-Rauschen!
Siehst du jenes Adlers Flug,
Knabe? Mich laß lauschen!
Sehend hab' ich lang genug,
Ach! seit fünfzig Jahren,
Mit dem Netz und Wasserkrug
Dich, o Meer! befahren.
Glaubst du wohl, nicht wüßt' ich mehr,
Wo die Fische spielen,
Wo die See von Klippen leer,
Wo die Netze fielen?

Knab', o schreite vor mir her,
Laß zu Schiff uns gehen!
Morgenluft, wie frisch vom Meer
Hebst du an zu wehen! —
Morgenluft, du trugst so lind
Hin und her die Fähre:
Doch wie braust der Abendwind
Schrecklich heut' vom Meere!
Ach! wo bleibt der Fischer blind
Mit dem schönen Knaben?
Wehe, weh'! im Meere sind
Beide sie begraben.

S. Daxenberger.

Der Pilger.

„Wandersmann, woher des Weges? und was schaust du kummervoll?
Sprich, ob ich von meinen Blumen einen Kranz dir winden soll?“
Dank dir! Meine Blumen welkten in des Lebens wildem Tanz,
Drum so trag' ich jetzt am Gürtel nur noch einen Rosenkranz!
„Wolken thürmen sich am Himmel und ein schweres Wetter dräut,
Blitze zucken durch das Dunkel: nimm bei uns ein Obdach heut!“
Bin's gewohnt! Ob Blitze zucken, ob der wilde Sturm erwacht,
Laß mich ziehen: meine Bahn führt lange schon durch Sturm und Nacht!

G. von Vincke.

Der Mutter Wahnsinn.

„Lieb' Mütterchen, schaust mich so finster an,
Ei! hat dir dein Knabe was Leid's gethan?
Sahst immer so freundlich, so mild und lind,
Und bin ich denn nicht mehr dein liebes Kind?“
Die Mutter, die hört es und hört es nicht:
Eine Nacht hat geraubt ihr der Sinne Licht!
Das Kind, sonst ihr Leben und Lebensglück,
Sie starrt es nun an mit des Irrsinns Blick. —
Wie draußen so rosig der Morgen lacht!
Ach! hat keinen Strahl er für solche Nacht?
Sie fasset den Knaben und trägt ihn hinaus
Und eilt mit dem Kleinen weit, weit vom Haus.
Und wo sich die Thalschlucht enger zieht,
Wo der Berge Haupt durch die Wolken sieht,
Da schleppt sie den Knaben gar hoch empor,
Nicht achtet sein Wort ihr entfremdetes Ohr.
Drauf blickt sie ihn wieder wild lachend an
Und herzet und küßt ihn — und schlägt ihn dann!
Und streichelt ihn wieder und legt ihn hin,
Als kehrte zurück der Muttersinn.
Da liegt er, geklemmt, an des Abgrunds Saum,
In Farren und Moosen und athmet kaum.
Sie giebt ihm den Segen: „„Lieb' Knäbchen schlaf,
Schläfst weich hier und sicher, als wie ein Graf!““
Drauf wandelt sie schweigend vom Knaben weg,
Gedankenlos starrend in's Dorngeheg;
Manch scharfer Dorn ihr den Fuß durchsticht,
Er blutet, — ach! blutet ihr Herz denn nicht?
Dahin ist ganz der Erinnrung Kraft,
Nicht denkt sie des Knaben in fester Haft;

Da rauscht es und pfeift's durch den Felsenhag,
Da schießt es herab wie ein Wetterschlag!
Ein lungernder Geier umkrallt das Gewand
Des zitternden Knaben, so dicht am Rand;
Schon hebt er die Waffe nach Räuberart
Zum Stoß' in den Busen so jung und zart.
Doch die Mutter, die hörte des Kindes Schrei,
Mit der Eile des Pfeiles sie flog herbei
Und umfaßte den Geier verzweiflungsstark
Und zerdrückt' ihm den Schädel mit Hirn und Mark.
Und statt in die Wolken mit seinem Raub,
Das Unthier entfleucht in der Tiefe Staub; —
Doch die Mutter befreit das gerettete Kind
Von den grausam einengenden Steinen geschwind.
Sie trägt es auf bebendem, blutigem Arm'
Nach der heimischen Hütte und legt es warm;
Und ihr Auge, nicht rollend und finster mehr,
Blickt mild, wie der Tag, wie die Sonne hehr.
Wohl drücket und preßt mit der alten Lust
Sie den Wiedergebornen an ihre Brust,
Bedeckt ihn mit Küssen und wahrt ihn vor Schmerz: —
Den Wahnsinn besiegte das Mutterherz!

Franz Fitzinger.

Das Echo.

Es irrt ein Mägdlein ganz allein
Auf ödem Pfade durch den Hain.
Es klagt und weint die Äuglein roth:
Seine Mutter, sagen sie, ist todt.
Und jammernd ruft es durch den Wald,
Daß laut das Echo wiederhallt:

„Wo bist du, Mutter? sage mir!“
Und horch! das Echo tönet: — hier!
Das Mägdlein lauscht, ihm wird so bang;
Weiß nicht, woher die Stimme klang,
Schaut in das Thal, schaut in die Höh',
Fährt auf, wie ein gescheuchtes Reh,
Und läuft durch Dorn und Busch und Grund,
Das Kleid zerreißt, der Fuß ist wund; —
Sie aber jammert durch den Wald,
Daß laut das Echo wiederhallt:
„Wo bist du, Mutter? sage mir!“
Und wieder tönt das Echo: — hier!
Sie kam an eines Seees Rand,
Geschmückt mit Blumen allerhand,
Mit Rosen und mit Rosmarin,
Mit Trauerweiden dicht und grün.
Dem Kinde däucht die Flut so blau,
Als ob's in Mutterauge schau';
Die Welle rauscht so sanft, so weich,
Dem Wiegenlied der Mutter gleich:
„Wo bist du, Mutter? sage mir!“
Und aus den Wassern tönt es: — hier!
Da schwillt vor Ungeduld ihr Herz,
Und heitern Auges, ohne Schmerz,
Rasch in die Flut stürzt sie hinein:
„Nun hab' ich dich, lieb Mütterlein!“

R. E. Prutz.

Das öde Haus.

Habt ihr im tiefen Walde das öde Haus gesehn?
Man sah dort eine Hütte vor Jahren freundlich stehn.
Da wohnte friedlich drinnen ein armer alter Mann;
Zu dem trat einst am Abend ein Reicher stolz heran.

„Heraus, du frecher Schuldner, jetzt ist die Hütte mein!"
„„Ach Herr, mein Weib will sterben, ach Herr, erbarmt euch mein!""
„Heraus, ihr frech Gesindel, im Wald ist Raum zum Tod!" —
Da folgen still die Alten in Thränen dem Gebot.
Sie schwanken schwach und müde fort in den tiefen Wald;
Drin rauschten Sturm und Regen, die Nacht war trüb und kalt.
Sie kehrten nimmer wieder dort aus des Waldes Graus;
Aus ihrer alten Hütte ward schnell ein stolzes Haus.
Der Reiche wohnte drinnen in Pracht und Schwelgerei;
Doch mocht' ihm das nicht frommen, daß er zufrieden sei.
Allnächtlich an der Pforte da pocht es zitternd an:
Zwei bleiche Schattenbilder traten zu ihm heran.
Ein leises, leises Wimmern schlich durch den stolzen Saal;
Es klang um's Bett des Reichen bis zu dem Morgenstrahl.
Er ward ein Bild des Jammers bald, wo er stand und ging;
Am Morgen eine Leiche er an der Pforte hing. —
Habt ihr im tiefen Walde das öde Haus gesehn?
's geht Jeder still vorüber, wagt nicht hinein zu gehn.

August Kahlert.

Der tolle Tambour.

Es schallen Trommelwirbel in Bedlams Irrenhaus,
Der tolle Tambour schreitet aus seiner Zelle heraus.
Die Trommel umgehangen, die Wirbel kunstgewandt,
Schlägt er mit loderndem Auge, mit der entfleischten Hand.
Er schreitet durch die Gänge, er geht von Thür zu Thür,
Er trommelt aus allen Wänden die Wahnsinnsbrüder herfür.
Das Lied des alten Tambours lockt sie in Menge herbei,
Er singet immer dasselbe, doch ihnen scheint's immer neu.
Sie stehen in steinernen Gruppen, die Augen weit aufgethan:
„Tambour, du Bedlamssänger, fang' nun dein Liedchen an!"

Der hebt zum Wirbel die Schlägel: „„Man hat mir in der
Welt, —
Ich möchte sie gern vergessen! — drei Mährchen vorerzählt;
Ich möchte sie gern vergessen, verjagen wie ein Mann,
Drum rühre dich, brave Trommel, und fang' zu wirbeln an!
Wer sprach mir von Lieb' und Treue? Wo ist der Lügenmund?
Die schöne gleißende Lüge will ich trommeln in den Grund!""
Und einen Wirbel schlägt er — es geht durch Mark und Bein,
Es löst sich an den Wänden der Mörtel vom Gestein.
„„Den Glauben an die Menschheit, den übertromml' ich laut,
Daß auf die Sandeswelle kein Sterblicher mehr baut!""
Und einen Wirbel schlägt er — es geht durch Mark und Bein,
Es löst sich an den Mauern der Mörtel vom Gestein.
„„Jetzt, Trommel, gilt's! Jetzt schreitet die große Lüge herbei,
Die Lüge, daß da drüben ein Gott und Vergeltung sei!""
Und einen Wirbel schlägt er — doch plötzlich stille steht
Des Wahnsinns Rad — er weinet — und trommelt zum —
Gebet.

Ferdinand Helbling.

Der alte Lord.

1.

„Er ist zum Tod getroffen!"
So haben sie gesagt.
„Weit steht die Wunde offen!
Dem Himmel sei's geklagt!"
Der Thäter hat vernommen
Der Zeugen Schreckenswort.
Schon ist der Tag verglommen,
Und schnell enteilt der Lord.
Vor Richtern seines Gleichen
Klagt man den Mörder an;

Man bringt vor sie den bleichen
Von ihm erschlagnen Mann.
„Mord! Mord!““ tönt's in der Runde;
„„Verflucht der Mörder sei!
Wohlan, bringt ihm die Kunde,
Dem Lord auf seiner Abtei!““

2.

„Und hab' ich ihn erschlagen,
So war's ein edles Wild!
Ich bin es zu beklagen
Wohl nimmermehr gewillt.
Und haben sie gesprochen
Fluch über den Mörder aus:
Mit der Welt hab' ich gebrochen;
Wen kümmert denn mein Haus?
Vereinsamt will ich wohnen
Auf meiner stillen Abtei!
Hochfürstlich will ich thronen,
Als ob ich König sei!“
Er ruft dem Diener, dem alten:
„Sei du mein Hofmarschall!
Nach Willkür magst du schalten
In Küche, Kammer und Stall!
Du magst mir schenken vom besten
Südländisch-feurigen Wein,
Bei'm Tische, leer von Gästen,
Zugleich mein Truchseß sein!
Und hab' ich Rath vonnöthen,
Magst du mir sitzen bei!
Und will das Wild ich tödten,
Mein Jägermeister sei!

Wir brauchen Niemand weiter,
Du alter, treuer Knecht!
Sei du nur mein Begleiter,
Dann ist mir's eben recht!
Den Dienertroß, den lauten,
Den jag' zum Thor hinaus! —
Und was die Künstler bauten,
Zerfall' in Schutt und Graus!"

3.

Der Lord mit dem alten Diener
Sitzt einsam auf seiner Abtei,
In den weiten Hallen und Gängen
Wandeln fortan nur Zwei.
Und bei den Fenstern nisten
Der Krähen schwarze Reihn;
Durch die zerbrochnen Scheiben
Pfeift lustig der Wind herein.
In Hallen und in Gängen,
Da steigt der Schutt zu Hauf,
Vom Dache fall'n die Steine,
Vom Thurm der goldne Knauf.
Die Gärten stehn verödet,
Das Feld unangebaut,
Derweil nach langen Jahren
Dem Lord das Haar ergraut.

4.

Der Diener ist verblichen
Auf öder Lagerstätt',
Die ihm nach seinem Sterben
Noch dient als Grabesbett.

Der Lord mit grauen Haaren
Und wildverworrnem Sinn,
Sitzt einsam in der Halle
Und starrt zur Diele hin;
Das Haupt zur Brust geneiget,
Getrübt der Augen Licht,
Und aus den wilden Zügen
Ein wildes Drohen spricht.
So sitzt er unter Trümmern,
Der Lord auf seiner Abtei,
Und Keiner hat gemeldet,
Wann er verschieden sei.

Rudolph Marggraf.

Die vier wahnsinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.
Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla!
Waren einst vier schlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Bei'm Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geschwärmt;

Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.
Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier:
„Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führt er fort von hier:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla!"
Und er sprach's und war verschieden,
Jene aber rührt es nicht;
Doch er ging zum ew'gen Frieden,
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nach der Hölle, fern dem Himmel.
Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr',
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Lust'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mähr' ist Gott und Teufel!
Einst, als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd sie vom Schmauß;
Horch! da tönt Gesang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
„Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!"
Schreien sie aus Satans Munde.
Stürzen die verruchten Wichte
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla!

Und ihr Mund — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht;
Gottes Zorn hat sie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.
Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die Vier; — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.
Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla!

Justinus Kerner.

Der wahnsinnige König.

Es wohnt ein König im Meeresthurm,
Ein König, dem ist der Thron geraubt,
Drum schaut er stützend das greise Haupt
Hinaus, laut klagend bei'm Wogensturm.
Und steigt die Sonne aus blauem Meer,
Da wähnt er zu schauen den Königskranz,
Als strahl' er im Meer in goldnem Glanz,
Er greift in die Locken und seufzet schwer.
Es brausen die Wogen in finstrer Nacht,
Sie spritzen hinauf am Königsthurm;
Es rollt der Donner, es tobt der Sturm,
Der König ist d'ran vom Schlaf erwacht.

Da ruft er hinaus vom zitternden Thurm:
„Was tobt's und donnert's in meinem Reich?
Mein Volk, ich gebiete dir Ruhe sogleich!"
Und lauter und schrecklicher donnert der Sturm.
Und es brauset der König voll Zorn erblaßt:
„Da mag es wohl gelten, ich muß hinaus,
Sie achten nimmer das Königshaus!" —
Er stürzt hinunter, der Wirbel ihn faßt.

A. Lebret.

Zwei Räuber.

Zwei Tannen blicken schauernd
Tief in den Grund hinein,
Zwei Räuber sitzen kauernd
Auf hartem Bett von Stein.
Zu ihren Füßen ruhten
Gebirg' im weiten Raum
In irren Morgengluten —
Still war es, wie im Traum.
Zum Jungen sprach der Greise:
„Hörst du aus Thaleskluft
Die frommen Glöcklein leise
Hertönen durch die Luft?
Die Frommen müssen beten
In Fast' und Gottes Frohn,
Wirst nie zu ihnen treten
Mein froher, freier Sohn!"
Still bleibt des Jüngern Brüten
Und wieder spricht der Greis:
„Wie sie die Äcker hüten
In Sclavennoth und Schweiß!
Blut klebt an ihren Schollen
Auf deinem Alpenpfad,

Wie darfst du ihnen grollen,
Mein freier Kamerad!"
Der Junge brütet schweigend
Und wieder spricht der Mann:
„Ein Hochzeitszug zieht geigend
Das grüne Thal hinan.
Bei Knechten herrschen Weiber,
Feig wird das Herz und schwer,
Du bleibst ein freier Räuber,
Kein Weib betrügt dich mehr!"
Der Alte ruft: „Wir leben
So froh, daß Gott erbarm'!"
Des Jüngern Fäuste beben,
Es zuckt sein starker Arm.
Sein Auge flammet nächtig:
„„So schweig' einmal, du Hund!""
Mit einem Faustschlag mächtig
Wirft er ihn in den Grund.

Alfred Meißner.

Banditenbegräbniß.

Auf blut'ger Bahre rastet
Ein Leichnam, blaß und kalt;
Den tragen, schwer belastet,
Sechs Männer durch den Wald.
Sechs Männer, schwarz vom Haare,
Bewehrt mit Blei und Stahl,
Gehn schweigend mit der Bahre
Durch's düstre Fichtenthal.
Die Bahr' sind zwei Gewehre
Mit Läufen rund und lang:

Darüber sind die Quere
Gelegt drei Schwerter blank.
Auf Klingen ruht, der muthig
Einst selber schwang das Erz;
Sein Haupt, entstellt und blutig,
Hangt rücklings erdenwärts.
Weit klafft die rothe Wunde
Am bleichen linken Schlaf,
Wo ihn zur bösen Stunde
Die Todeskugel traf.
Es tröpfelt von den Locken
Geronnen Blut und Hirn;
Vom Wehn der Berge trocken,
Umklebt es Hals und Stirn.
Das Aug' ist blutumflossen,
Der Wange Braun entflohn.
Die Lippen, fest geschlossen,
Umzuckt ein bittrer Hohn.
Die Rechte, die im Kampfe
Das Schwert mit Macht geführt,
Hält's noch mit starrem Krampfe,
Daß sie es nicht verliert.
Es blitzte Tod dem Sbirren;
Er läßt es nimmer los.
Es schleift mit leisem Klirren
Durch Steingeröll und Moos.
Wie dicke, blut'ge Thränen,
Rinnt rieselnd Blut daran:
Das Schwert, so muß man wähnen,
Weint um den todten Mann.
Die Linke, zugekniffen,
Hält starr den Gürtelschawl,

Als hätt' er ihn ergriffen
In letzter Todesqual.
Gelöst wehn Schnur und Litze
Und sein zerhau'n Collet;
Am Gurt mit scharfer Spitze
Schwebt lässig das Stilet.

So liegt der bleiche Schläger,
Der einst so wild, so kühn;
So tragen ihn die Träger
Im finstern Apennin;
So ruht er auf dem Degen; —
Im tiefsten, tiefen Wald,
Fernab von Straß' und Wegen,
Da ruft der Führer: „Halt!"

Da klirrt die Bahre nieder,
Und muß nun Schaufel sein;
Da graben ihm die Brüder
Ein Grab tief in den Rain.
Kein Sarg macht ihm Beschwerde:
Los, ledig, sonder Druck,
Grüßt er sein Bett, die Erde,
Im Blut- und Waffenschmuck.

Die Feier ist vollendet,
Das Grab steht schwarz und baar.
Mit finsterm Schweigen wendet
Sich ab die kleine Schaar.
Sie sehn nach den Gewehren;
Sie laden, da tönt schrill
Ein Pfeifen! — in die Föhren
Stürzt Jeder! — Alles still.

Ferdinand Freiligrath.

Die Räuberbrüder.

„Vorüber ist der blut'ge Strauß,
Hier ist's so still, nun ruh' dich aus!"
„„Vom Thal herüber kommt die Luft;
Horch! hörst du nichts? die Mutter ruft!""
„Die Mutter ist ja lange todt,
Eine Glocke klingt durch's Morgenroth."
„„Lieb Mutter, hab' nicht solches Leid,
Mein wildes Leben mich gereut!"" —
„Was sinkst du auf die Knie' in's Gras?
Deine Augen dunkeln, du wirst so blaß!" —
Es war von Blut der Grund so roth,
Der Räuber lag im Grase todt.
Da küßt der Bruder den bleichen Mund:
„Dich liebt' ich recht aus Herzensgrund!"
Vom Fels dann schoß er noch einmal
Und warf die Büchse tief in's Thal.
Drauf schritt er durch den Wald zur Stadt:
„Ihr Herrn, ich bin des Lebens satt!
Hie ist mein Haupt, nun richtet bald,
Zum Bruder legt mich in den Wald!"

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Der bleiche Jäger.

Durch Nacht und Nebel und Wetter und Wind,
Wer ist der Jäger, so grimmgesinnt?
Der bleiche Jäger, den Pfeil zur Hand,
Die Sehne zum Todesflug gespannt?
Auf dem Haupt die Krone, zur Hand den Speer,
Es reitet ein König gewaltig daher.

So weit sie der Sonne Strahl erhellt,
Erobern will er die große Welt.
„Du wirst nicht erobern die große Welt!“
Der Jäger zielet, der König fällt.
Es stehen, als ging es zu Spiel und zu Tanz,
Im reichen Haare den Myrthenkranz,
Ein Mädchen, ein Knabe am Hochaltar,
Es murmelt das Volk: „Ein schönes Paar!“
Am Pfeiler gelehnet der Bleiche steht,
Gewitter von seiner Braue weht.
„„Die Hochzeit spiele im Himmelreich!““
Kalt liegen die Beiden am Altar gleich.
„O Mütterchen, gib mir ein Krümmchen Brod,
Und hast du nicht Nahrung, so gib mir den Tod!“
„„Ich habe nicht Nahrung, ich habe nicht Brod,
Ich kann dir nicht geben, mein Kind, den Tod!““
Der Bleiche wandelt im tiefen Thal,
Schlaff hängen ihm Arme und Pfeil einmal.
„„O Wanderer, gib mir ein Krümmchen Brod,
Mein Kindlein schreiet im Hungertod!““
„„Ich kann dir nicht geben ein Krümmchen Brod,
Doch helf' ich dem Kinde aus aller Noth!““
Der Jäger zielet, der Bolzen flog,
Des Kindes Seele von dannen zog.
Durch Nacht und Nebel und Wetter und Wind
Der bleiche Jäger, so grimmgesinnt,
Der Jäger im Walde, im Königsaal,
Der Jäger im Tempel, im tiefen Thal,
Der Jäger um Abend- und Morgenroth,
Der bleiche Jäger, das ist der — Tod.

Christian Joseph Matzerath.

Meister Tod's Wanderung.

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Herrscher gilt's, einem hohen Herrn,
Der steigt wohl von seinem Thron nicht gern,
Allein ein größerer Herrscher gebeut;
Heil dir, wenn dein Herrschen dich jetzt erfreut!
Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einer Jungfrau gilt's mit langem Haar,
Mit Rosenwangen und Äuglein klar,
Die blühte wohl gern' noch in Luft und Licht,
Doch der Gärtner droben, der will es nicht;
Drum reich' mir nur immer die weiße Hand,
Es winkt dir ja drüben ein Blumenland!
Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Wechsler gilt's, einem klugen Mann,
Der ein großes Gut durch sein Rechnen gewann;
Er rechnete wohl und zählte noch lang',
Denn das Gold hat hellen lieblichen Klang —
Doch zu Ende gelaufen ist nun die Frist,
Mit dem Leben sein Wechsel zu zahlen ist!
Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einer Mutter gilt's, aus der Kinder Kreis
Ruft der Herr sie ab zur finsteren Reis';
Hu! Thränen und Stöhnen! — fast greift's mich an,
Und hab' doch kein Herz, bin der Knochenmann;
Nun, komm' nur! — der Vater im Sternenlicht
Vergißt deiner Waisen auf Erden nicht!

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Doctor gilt es, gar hochgelahrt,
Der viel tiefes Wissen in sich verwahrt,
Der nie sich gegönnet im Forschen Ruh' —
Nun klapp' nur den Folianten zu;
Ein größeres Buch wird dir aufgethan,
Es hängen die Sterne des Himmels dran!
Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Schreiner gilt es, der immerdar
Beflissen und treu seinem Handwerk war,
Als Bursch und Gesell und als Meister dann,
Und schaffet noch immer so viel er kann;
Doch die Sehne erschlafft, die Kraft gebricht —
Hinunter! — du hast ja erfüllt die Pflicht!
Horch, horch, kein Glöcklein — der Donner ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Krieger gilt's, an Muthe reich,
Den hat wohl gefället des Gegners Streich;
Ha! vorn in der Brust, wie so weit und roth,
Das ist ja der Orden vom Sieger-Tod! —
Willkommen! — die Hand mir! — du bebst wohl nicht?
Fort! fort! — daß der Lorbeer dein Haupt umflicht!
Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Kindlein gilt's, so bleich und krank!
Du hast wohl dem Leben noch wenig Dank,
Und bist noch so zart, so hilflos und klein,
Und kennest sonst nichts als der Erde Pein —
Schnell', schnelle zur Mutter! — Du lächelst mild!
Ha, du liebes, freundliches Engelbild!

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Sänger gilt's, der mit freud'gem Klang
Allein nur das Große und Wahre besang,
Der begeistert gerühmt der Vorzeit That
Und gehungert bei fröhlichen Liedern hat; —
Nun komm' nur, dir wird das Scheiden nicht schwer:
Ihr Sänger, ihr stammt ja von oben her!
Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem Bettler gilt's, daß Gott erbarm',
Wie ist er doch gar so elend und arm!
Und er möchte doch darben und betteln fort,
Denn das Grab ist ihm ein grauser Ort.
Herab nur, du Armer — nur frisch, nur frisch:
Es geht nicht in's Grab — an des Herren Tisch!
Horch, horch, schon wieder ein Glöcklein ruft!
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft:
Einem armen Sünder gilt der Klang,
Der Henker harret, es schwanket der Strang,
Man sieht es, er hat's wohl bereut in Schmerz;
Nun brich nur, nun brich, du armes Herz!
Wozu dich getrieben die böse Glut,
Die kühle Erde macht's wieder gut!
Und immer und immer das Glöcklein ruft,
Und läßt mir nicht Ruh' in der stillen Gruft:
Muß rennen und schweifen um's Erdenrund
Und schwingen die Sense zu jeder Stund'.
Drum hörst du das Glöckchen, so denke an mich,
Denn morgen vielleicht — kommt die Reihe an dich!

Johann N. Vogl.

Mene mene tekel!

Vom hohen Kirchenthurme
Hallt Nachts der Glocke Ton,
Es saß, erschreckt vom Sturme,
Die Wittwe bei dem Sohn.
Sie las im Bibelbuche.
Da lästerte der Sohn;
Er sprach mit grassem Fluche
Den heil'gen Lehren Hohn.
„Schweigt mit Gebet und Singen!“
Fährt er vermessen fort.
„„Noch an den Galgen bringen
Wird dich solch ruchlos Wort!““
„Den Galgen möcht' ich sehen!“
Da stirbt ihm schier das Wort:
Ein Blitz erhellt die Höhen,
Er sieht den Galgen dort.

Friedrich Beyer.

Der Sterbende.

Es schlägt der Puls so matt, so bang!
Wie ist die Nacht so lang, so lang!
Der Athem ringt sich scheu hervor,
Ein Irrlicht aus dem düstern Moor!
Bald ist die Brust ein Todtenschrein, —
Das stille Herz — die Leiche drein!

Heinrich Rustige.

Windstille.

Auf des Meeres glattem Spiegel
Liegt ein Schiff, als läg's in Ketten;
Denn kein Lüftchen rührt die Flügel,
Es aus seinem Bann zu retten.

Und, wie eines Leichnams Glieder,
Träg und schlaff von allen Masten
Hangen Tau' und Segel nieder,
Schwere, regungslose Lasten.
Nicht der kleinsten Wellen Kräuseln
Bis zum fernsten Himmelssaume!
In der Luft kein leises Säuseln,
Tod umher in weitem Raume!
Drin im Fahrzeug auf der Decke
Bleiche, wankende Gestalten,
Die, daß er die Winde wecke,
Bang zu Gott die Hände falten.
Denn seit sieben langen Tagen,
Hungrig und mit müß'gen Händen,
Haben sie die Noth ertragen,
Und noch will's und kann's nicht enden.
Ach, wie waren's andre Zeiten,
Da im Sturm die Segel flogen,
Da's zu handeln gab, zu streiten
Mit den Wettern, mit den Wogen!
Wenn die starken Maste borsten,
Und in tosendem Gewimmel,
Bergen gleich, drauf Adler horsten,
Well' an Welle schlug gen Himmel!
Wie da fühlten sich die Kräfte!
Jeglicher, an seinem Orte,
Hißte, ruderte und reffte,
Nach des Hauptes strengem Worte.
Ach, wie waren's schönre Fahrten,
Wenn sich dann dem flücht'gen Kiele
Muntere Delphine schaarten,
Wie zu Tanz und lust'gem Spiele!

Wenn der Bursch im Mastkorb lugte,
Plätschernd rings die Wellen schlugen
Und das Schiff, das festgefugte,
Gradaus nach dem Hafen trugen!
„Land!" nun rief's; da lagen Höhen,
Wald und quellenreiche Thale,
Wie ein Paradies zu sehen,
In der Abendsonne Strahlen.
Und am Lande, wie da scheuchten,
Neue Freuden altes Bangen!
Wie da gab's ein Augenleuchten,
Wie da stieg das Blut in Wangen! —
Jetzt hohläugig, blaß die Lippe,
Liegen sie gestreckt am Borde,
Abgemagert zum Gerippe,
Frech bedacht auf grause Morde.
Denn, zum wilden Trieb' erreget,
Wird der Hunger zur Hyäne,
Die in's Fleisch der Brüder schläget
Ihre Klauen, ihre Zähne.
Daß sich ihrer Gott erbarme!
Daß ein Sturm das Schiff erfaßte
Und es drückt' in seine Arme
Und zermalme Kiel und Maste!
Daß er's, ihm den Tod zu geben,
Unter spitze Klippen triebe! —
Besser Tod, als solches Leben
Ohne That und ohne Liebe.

Carl Förster.

Das kranke Mädchen.

Sie sitzt am Fenster blaß und stumm.
Die Schwalbe zieht am Sims herum.
Das matte Auge folgt dem Flug,
Der Flieder bebt im Windeszug.

„O scheide nicht, o meide nicht
So früh des Nordens kaltes Licht!
Kommst du im Frühling über's Meer —
Die Freundin findest du nicht mehr.

Die Brust so krank, das Herz so schwer —
Dieß todte Nachtgedanken-Meer —
Der Schnee, das kalte Sonnenlicht,
Der kurze Tag, — ich trag' es nicht.

Aus deinem Süden kommst du an,
Ich bin im andern Süden dann;
Dort drückt kein Leid und keine Zeit
Und keine Liebesseligkeit. —

Girrst du am Fenster auch dein Lied,
Ist's nur der Flieder, der noch blüht;
Um einen Hügel, schmal und grün,
Wird dann dein Flügel klagend ziehn!

Carl Herloßsohn.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,

Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?
Die Mutter spricht: „„Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir Alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!"" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?
Großmutter spricht: „„„Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl Dem, der that, was er sollt'!""" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?
Urahne spricht: „„Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?''' —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?
Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind,
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag!

Gustav Schwab.

Der Schieferdecker.

Der Schieferdecker hing hoch am Thurm,
Am Seile schwebte der Knopf hinauf;
Er faßt' ihn kräftig trotz Wind und Sturm
Und setzt' ihn der äußersten Spitze auf.
Und unter ihm stand auf der schwankenden Leiter
Der greise Vater, sein treuer Begleiter.
Der Sohn vollbrachte sein Meisterstück,
Es harrte seiner die zitternde Braut.
Er schaute hinab mit sicherem Blick
Und sprach die weihende Rede laut.
Froh jauchzte unten die gaffende Menge
Und wogt' und wallt' in dichtem Gedränge.
„Mein Vater! hörst du die Harmonie'n?
O sieh' das glühende Flammenmeer!"
Die Berge kommen, die Berge ziehn
Und drehen tanzend sich um ihn her.
Es faßten ihn schreckliche, finstre Gewalten,
Er zittert und wankt und sucht sich zu halten.
„„Bet' schnell ein Vaterunser, mein Sohn!
Befiehl' die Seele dem gnädigen Gott!
Du stehst nun bald vor des Ewigen Thron,
Drum ruf' ihn an in der letzten Noth!
Verzeih' mir, Gott, meine eigenen Sünden!
Laß' Beid' uns Erbarmen und Gnade finden!""
Und taumelnd stürzet der Sohn hinab
Und faßt im Falle den zitternden Greis;
Er reißt sich ihn nach in das offne Grab,
Hinab in der Menge flüchtenden Kreis.
Und unten liegen die blutigen Leichen,
Und ringsum waltet ein gräßliches Schweigen.

Die Glocken tönen zum Erstenmal
Vom neuen Thurm mit klagendem Ton.
Wem gilt der traurige Glockenschall?
Er gilt dem Vater und seinem Sohn.
Der Tod hat die Liebenden nimmer geschieden,
Sie ruhen zusammen vereint im Frieden.

Georg Keil.

Die Versöhnung.

Der Thürmer schauet vom Thurme
Zur Nachtzeit über die Stadt:
„Dort unten schläft wohl Mancher
Recht müd' und lebenssatt!"
Der Wächter durchzieht die Straßen:
„„Der droben auf dem Thurm
Wacht wohl recht traurig und einsam
In Mainacht und Wintersturm!""
Der Thürmer und Wächter, zwei Brüder,
Die haßten sich lange Jahr': —
Heut' stieg über'm Kirchdach der Vollmond
Wie nimmer so mild und klar.
Da wird es Beiden so wehe,
So einsam, so schauerlich —
Sie breiten von oben und unten
Voll Sehnsucht die Arme nach sich. —
Ein Bürger darauf am Morgen
Den andern verwundert fragt:
„Warum hat Thürmer und Wächter
Die Stund' nicht angesagt?"
Am Kirchhof, blickend nach oben,
Steht der Wächter starr und todt;
Es schauet der Thürmer vom Thurme
So bleich im Morgenroth.

Theodor Oelkers.

Der Thürmer.

Hoch lodert die Flamme, wild wüthet der Sturm
Und schüttelt den feuergerötheten Thurm,
Die ganze Ebene weit umher
Glüht rings, ein wogendes Feuermeer.
Der Thürmer schwinget mit starker Hand
Die Glocke, verkündend den lodernden Brand;
Laut jammernd umstehen ihn Weib und Kind:
„O rette dich, Vater, o rett' uns geschwind!"
Und lauter tönet die Glocke nach,
Schon dringt der Qualm durch Sparren und Dach!
„„Und bis mir ermattend die Kraft gebricht,
Nichts reißt mich hinweg von der heiligen Pflicht!""
Laut prasselt die Flamme, wild wirbelt der Sturm
Und treibt sie je höher und höher den Thurm;
Da stürzt die Glocke dumpf donnernd herab,
Und deckt den Thürmer — und wird sein Grab.

Heinrich Stieglitz.

Der Harlekin.

Es war im Circus. Wie ein Kornfeld steht
Im Sonnenbrande, wenn kein Lüftchen weht,
So ruhig Kopf an Kopf, halbauf den Mund,
Das Aug' gewendet zu der Reitbahn Grund.
Die Zimbel tönt, es sprengt der Harlekin
In weiten Kreisen zu dem Ziele hin;
So wie der Zeiger an des Todes Uhr
Läßt auch sein Roß im Sande keine Spur.
Bald hier, bald dort! — Das Haar, die Mähnen fliegen,
Als gält' es über Raum und Zeit zu siegen.
Er stürmt dahin zu wildem Rythmustakt
Und hinten nach des Beifalls Katarakt.

Ihn kümmert's nicht, wenn lauter Jubel schallt,
Als wär' er einsam, blickt er trüb und kalt:
Ein Feuerwerker, der Raketen schürt
Zur Winterszeit und selbst dabei erfriert. —
Ich blickte hin; ich weiß nicht, wie's geschah,
Daß ich im Traum verwandelt Alles sah,
Mir kam es vor, ich sei der bleiche Reiter
Auf schwarzem Roß im Sturmesfluge weiter
Und weiter sprengend durch ein fremdes Land;
Vom harten Hufe flog der Wüste Sand
Leicht hinten nach, bis er bald nicht mehr flog,
Weil spurlos seine Bahn mein Renner zog.
Zuerst noch sah ich Pilger mir zur Seite
Mit frohem Blicke schauend in die Weite,
Sie winkten freundlich mit der Hand zum Gruß,
Es schien als zöge gleiche Bahn ihr Fuß.
Doch ach! wie bald schwand ihre volle Zahl,
Weil abwärts Mancher da und dort sich stahl,
So Manchem brach die Kraft an's ferne Ziel,
Bis einer nach dem andern nieder fiel.
Sie hoben noch das Haupt dem Tod verfehmt,
Ein jedes Glied rang vorwärts bald gelähmt,
Sie seufzten tief, es wirbelt Staub daher —
Bald war es auf der Straße öd' und leer.
Der Rappe knirschte zornig in's Gebiß,
Daß er beinah' den Zügel mir entriß,
Als gält's zu kämpfen jetzt in heißer Schlacht,
Zu siegen über jene dunkle Macht,
Die aus der Wüste Schweigen furchtbar bang
Doch unsichtbar an meine Seele drang;
Sie war's, vor ihr sah ich die Pilger weichen,
Sie stand als Siegerin auf ihren Leichen!

Mit kühnem Sinn ließ ich die Zügel fliegen,
Im Rythmus wollte jedes Glied sich wiegen,
Und rascher, rascher ging der wilde Lauf:
Hier sinkt die Sonne, dort schon wieder auf,
Die Sterne bleichen, glimmen wieder an,
Als hätte überholt sich unsre Bahn.
Jetzt Tag, jetzt Nacht — zerrissen sind die Zügel,
Glutschnaubend fliegt das Roß mit Sturmesflügel,
Es glitzert fern, ich hör' das Meer schon brausen,
Die straffen Adern schwellt ein süßes Grausen,
Und adlergleich — da dringt ein Schrei in's Ohr,
Ich schau', aus halbem Traume rasch empor:
Im Circus tobt das Pferd von Schaum bedeckt,
Zu Boden liegt der Harlekin gestreckt,
Und war's ein Schwank, so war's der letzte wohl,
Daß er im Staube röchelt bang und hohl.
Das Antlitz hebt er noch einmal, das bleiche,
Er seufzt, er zuckt und sinkt zurück als Leiche.

Adolph Pichler.

Der junge Jäger.

In die kühle Felsengrotte tritt der junge Jäger ein.
Heiß ist's draußen, um zu schlummern legt er still sich auf's Gestein.
Und der Schlaf, der ewig milde, schließt ihm bald die Augen dicht;
Holder Träume lichte Schatten fliegen über sein Gesicht.
In die kühle Felsengrotte tritt ein Mädchen, hoch und schlank,
Sieht den Schläfer, hold erschreckend, naht sie hastig seiner Bank.
Will ihn wecken, höret Schritte, ruft mit Angst: „Es ist zu spät!"
Macht des Kreuzes schirmend Zeichen über ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildschütz, sieht den jungen Jägersmann,
Greift erblassend nach der Büchse, spannt den Hahn, legt auf ihn an.
Vor den Bruder tritt das Mädchen, doch er drängt sie stumm zurück;
„„Der hat einst auf mich geschossen!““ sagt ihr ernst und streng sein Blick.
„Sieh ihn schlafen“ — spricht sie leise — „er ist jetzt in Gottes Schutz,
Ihm zur Seite steht ein Engel, fühlst du nichts in deinem Trutz?“
Als er auflacht, fleht sie innig: „Sieh, er schläft so ruhig fort!
Laß, bis er erwacht, ihn leben!“ — Er gelobt's mit kurzem Wort.
Still am Flintensteine schraubend, blickt er auf den Feind so wild;
Lautlos auf die Kniee sinkend, liegt sie bleich, ein Marmorbild.
„„Glaubst du nicht an seinen Engel, oder bist du's selbst zumeist?““
„Ach, ich bete“ — seufzt sie weinend — „daß du nie ein Mörder seist!“
Pulver auf die Pfanne schüttend, spricht er finster, ungeirrt:
„„Wenn ich auch ein Mörder werde, ist es nur, daß Der's nicht wird!““
Ringsum Stille, durch das Summen eines Käfers kaum gestört,
Tief genug, daß man des Schläfers leise Athemzüge hört.
Horch! da raschelt's vor der Grotte, und ein Hirsch, neugierig, streckt
Seinen Hals hinein zum Eingang, springt zurück und flieht erschreckt.
Doch der Schütz rasch, unwillkürlich, sendet seinen Schuß ihm nach,
Flucht dann laut und stürmt von hinnen, denn es hallt, wie Wetterschlag.

Aus dem Schlummer, der ihn deckte, fährt der Jäger rasch empor;
Eine Rose sieht er liegen, die das Mädchen kaum verlor.
Die gemahnt ihn an die Jungfrau, die an ihm vorüber flog,
Eine Thräne stolz zerdrückend, als er jüngst den Wald durchzog.
Eine Rose, weiß, wie diese, trug sie still an ihrer Brust;
Daß sie seines Feindes Schwester, war ihm nimmermehr bewußt.
Als er aus der Grotte schreitet, trifft er mit verbissner Wuth,
Den an seiner Statt des Schützen Kugel traf, den Hirsch im Blut.
„„Frevler, damals wollt' ich fehlen, denn das Herz erstarrte mir!
Doch, ertapp' ich jetzt dich wieder, sollst du stürzen, wie dieß Thier!''
An den Hut die Rose steckend, schwur er's und verschwand im Wald. —
Sagt mir, was der Schuß bedeutet, der von dort herüberhallt?

Friedrich Hebbel.

Die Monduhr.

Der Förster ging zu Fest und Schmaus! —
Der Wildschütz zog in den Wald hinaus.
Es schläft sein Weib mit dem Kind allein,
Es scheint der Mond in's Kämmerlein.
Und wie er scheint auf die weiße Wand,
Da faßt das Kind der Mutter Hand.
„Ach Mutter, wie bleibt der Vater so lang,
Mir wird so weh, mir wird so bang!"
„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Schließ' deine Augen und schlafe ein.'' —
Der Mondschein zieht die Wand entlang,
Er scheinet wohl auf die Büchse blank.
„Ach Mutter! und hörst den Schuß du nicht?
Das war des Vaters Büchse nicht!"

„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Das war ein Traum, schlaf ruhig ein.““
Der Mond scheint tief in's Kämmerlein
Auf des Vaters Bild mit blassem Schein
„Herr Jesus Christus im Himmelreich!
O Mutter, der Vater ist todtenbleich!“ —
Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben sie todt ihn hereingebracht.

Robert Reinick.

Der Fischer.

Des Meeres Wogen brausen,
Der Fischer sitzt im Kahn;
Er hört des Sturmes Sausen,
Des Meeres Wogen brausen,
Er sieht sie schäumend nahn.
Da sucht er das Verderben. —
Den grausen Wellentod
Sah er das Söhnlein sterben,
Drum sucht er das Verderben
Im alten, morschen Boot.
Auf gelbem Meeressande
Zieht still die Flut dahin;
Der Fischer sitzt am Strande,
Auf gelbem Meeressande,
Und fischt mit trübem Sinn.
Er fühlt in seinem Netze
Ein mächtiges Gewicht:
„Wohl fang' ich heute Schätze!“ —
Da starrt aus seinem Netze
Des Sohnes bleich Gesicht.

Adolph Schirmer.

Die Schifferin.

„Was plätschert da draußen im See so spät?
Lieb Töchterchen, sieh' doch zu!“ — —
„„'s ist Nachbars Ente, die schwadern geht;
Schlaf', Mütterchen, schlaf' in Ruh'!““
„Was rauschet im Wasser so heftig und laut?
Ach, Töchterchen, mir ist bang!“ — —
„„Wohl schwemmt ein Bauer sein Rößlein traut;
Schlaf', Mütterchen, süß und lang!““
„Das brauset ja schaurig wie Sturmeswuth;
Horch, Töchterchen, Nothgeschrei!“ — —
„„Es singt und rudert ein Schiffer gut;
Schlaf', Mütterchen, sorgenfrei!““
„O Jammer, o Wehe, nun muß ich hinaus,
Nun bricht mir mein armes Herz!“ — —
Sie ruft's und flieget hinab vom Haus,
Die Mutter voll Angst und Schmerz.
Und still zu des Ufers beschilftem Rand
Treibt todt sich ein Leib heran;
Da liegt er bloß in dem nackten Sand:
„Barmherziger Gott, mein Mann! —
Nun, Töchterchen, will ich dir schlafen nun,
Will schlafen die ganze Nacht!
Will lang und süß und in Freuden ruhn,
Den Schlaf, der nie erwacht!“ — —

J. R. Wyß, der Jüngere.

Die Schreinergesellen.

„Fürwahr, ein traurig, ein schaurig Thun!
Eine Leiche soll zwischen den Brettern hier ruhn!“
„„Du Weichherz! wie, deine Thräne rinnt?
Was schiert dich fremder Leute Kind?““

„So sei doch auch nur nicht gleich so arg,
  Bedenk', es ist ja mein erster Sarg!"
„„Sei's erster, sei's letzter! da, thu' mir Bescheid!
  Und sing' eins, und schaff' dir kein Herzeleid!
Zerschneide die Bretter, und nimm den Stab,
  Und hoble die knirschenden Späne ab!
Und füge zusammen wohl Brett an Brett,
  Und schwärze fein sauber das enge Bett!
Und leg' in den firnißduftenden Schrein
  Die Späne, die abgefall'nen, hinein!
Auf den Spänen muß ruhn der verwesliche Staub,
  Das ist ein gemeiner Schreinerglaub'!
Und trage den Sarg in's Trauerhaus!
  Leich' hinein! Deckel zu! und dann ist's aus!""
„Wohl zerschneid' ich die Bretter, wohl nehm' ich den Stab,
  Wohl mess' ich hinauf, und wohl mess' ich herab.
Wohl hobl' ich die rauhen Bretter glatt,
  Doch mein Aug' ist trüb, und mein Arm ist matt.
Wohl füg' ich die Bretter hin und her,
  Doch mein Herz ist voll, und mein Herz ist schwer.
O, ein traurig Thun und ein schaurig Thun!
  Eine Leiche soll zwischen den Brettern hier ruhn!"

Ferdinand Freiligrath.

Am Fenster.

Da rollt am Haus vorbei, schwarz ausgeschlagen,
  Mit seiner stillen Last der Todtenwagen.
Es sitzen Kinder in dem Staub der Gassen,
  Die sich durch ihn im Spiel nicht stören lassen.
Da springt das eine auf, ein blonder Junge,
  Und schwingt sich rückwärts auf mit kühnem Schwunge.

Und freudig stolz blickt er von seinem Sitze
Und winkt den Andern zu und schwenkt die Mütze.
So fährt er fröhlich hin der blonde Knabe,
Und fährt so fröhlich mit vielleicht zu Grabe.
Die Andern sahn ihm nach mit stillem Neide
Auf seine schöne Fahrt, auf seine Freude.
Wie ich den Knaben auf der Fahrt erschaute,
Am Fuß des Sargs, zu Grabe zieh'nd — mir graute.
Die Kinder sahn ihm nach mit stillem Neide
Auf seine schöne Fahrt, auf seine Freude.

Moritz Hartmann.

Friedhofs-Bild.

Der Himmel ist so trüb umflort,
Als wie mit einem Trauertuch;
Schneewolken lagern rings herum —
Und drüben naht ein Leichenzug.
Und wie den Sarg die Gruft verschlingt,
Ein Sonnenblick den Flor zerreißt,
Und lächelt in das offne Grab,
Als wär's des Hingeschiednen Geist.

Theodor Klein.

Der Todtengräber.

Wieder ein neues Grab!
Wieder Einer hinab
In die kühle Erde,
Zu verschlummern die Beschwerde!
Warst du gut,

Schläfst du auch gut
In Grabeshut!
Deckt dich kein Marmorstein,
Sondern ein Sandstein,
Gleichviel,
Unter beiden ist's kühl,
Beide verschließen das Leben
Und Weben
Mit seinem Sehnen
Und Kummerthränen!
Die Klagen schweigen
Und steigen
Nicht hinab
In's kühle Grab.
Die Seufzer verhallen,
Kühlende Weste wallen
Über's entschlummerte Herz
Und verwehen den Schmerz.
Der Marmor verwittert,
Der Sandstein zersplittert;
Dein frommer Spruch ist tief gegraben,
Aber die Zeit muß ihn doch haben.
Gräme dich nicht,
Armer Wicht!
Drüben die metallnen Kronen
Wird sie nagend nicht verschonen!
Und so lege dich nieder,
Oft komm' ich noch wieder
Und bringe dir Brüder;
Falle endlich, müd' und matt,
Selbst hinab
In gleiches Grab;

Liege still, wie du,
Ein Fremder deckt mich zu;
Vom Fremden wird wieder der Fremde bedeckt —
Doch endlich ein Morgen uns Alle weckt!

Heinrich Grünig.

Der Todtengräber zu Münsingen.

Wie ist's so stumm und öde
Zu Münsingen in der Stadt!
Wie stockt da jede Rede!
Wie welkt da Blüth' und Blatt!
Als ob die Pflanze selber
Getroffen sei vom Pfeil
Des Todes! — Gelb und gelber,
Stirbt sie in hast'ger Eil'.
Lautlos sind all die Schreier,
Die kleinen in der Luft.
Die Raben nur und Geier
Ziehn kreischend um die Gruft.
Und wo ein abgebleichtes
Gebein hervor sich stiehlt,
Ein halb gemodert feuchtes,
Da wird es aufgewühlt.
Krummschnäbler, wie sie hacken
Und mit den Krallen fest
Die sichre Beute packen,
Des Fleisches Überrest!
So halten sie verdrossen
Den kümmerlichen Schmaus! —
Die Läden sind verschlossen,
Ein Grab ist jedes Haus!

Kein Rauch steigt aus den Häusern,
Kein Lichtlein flackert mehr!
Der Tod liegt da so eisern,
Gruftstille rings umher!
Ein Greis nur mit der Schippe
Auf dumpfem Moder steht;
Ein Hund, ein halb Gerippe,
Knurrt in sein fromm Gebet;
Er knurrt und legt sich nieder,
Das Aug' erloschen fast;
Er streckt die matten Glieder
So steif auf Sand und Bast.
Und eines Jünglings Leiche
Ist nebenan zu schaun;
Dem will der Greis, der bleiche,
Die letzte Hütte baun.
In's Auge mocht' ihm blitzen
Die Leiche so vergilbt;
Da hat er sich den spitzen
Hut auf die Stirn gestülpt.
„So hab' ich nun begraben
Die ganze Bürgerschaft!
Dein Grüftlein sollst du haben!“
Er sagt's und gräbt mit Kraft.
„Du, der mir beigestanden,
Du todter Helfer mein,
Du kamst nun selbst zu Schanden!“
Er gräbt und betet drein.
„Da steh' ich Allerletzter,
Der Todtengräber, noch.
Der wilde Gram, wie hetzt er
Mich an, zu schaufeln doch!

Geselle mein! Das Hündlein
Laß ich zu dir hinab!
Eh' mir noch kommt mein Stündlein,
Habt ihr ein ehrlich Grab!
Ein ehrliches Geläute
Soll noch ein Zeichen sein,
Das in die Ferne deute:
Ganz Münsingen schlief ein!"
Die Grabesschollen hat er
Zum Hügel schon gehäuft;
Ein kalter, lebenssatter
Schweiß von der Stirn ihm träuft.
Die Pest, der Tod, die Seuche!
Wie ihm der Fuß schon wankt!
Halb lebend, halb schon Leiche,
Der Greis zur Kirchthür schwankt.
Er stützt sich auf sein Stöcklein,
Er kommt zur Glockenuhr;
Da tönen hell die Glöcklein
Und tönen durch die Flur.
Hell schallt es in die Weite,
Verklingt so still und matt —
Das war das Grabgeläute
Für Münsingen die Stadt!

Hermann Marggraff.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.
Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;

Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.
Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.
Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.
Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.
Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.
Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.
Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.
Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.
Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;

Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:
„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!
Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!
Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"
Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.
Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —
Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Nikolaus Lenau.

An meine lieben Todten.

Es sitzt im frohen Bunde
Ein Freundekreis bei'm Mahl;
Da geht von Mund zu Munde
Der goldne Lustpokal:

Doch aus der Ferne summet
Des Todtenglöckleins Klang,
Und jeder Mund verstummet,
Und jedes Herz wird bang.
Nein! jedes Herz wird weiter,
Verklärter jeder Blick,
Und Alle kehren heiter
Zur Gegenwart zurück;
Doch edler und erhöhter
Herrscht Frohsinn im Verein,
Und führt vom Himmelsäther
Die todten Freunde ein.
So tritt in's frische Leben
Der theuren Todten Bild;
Ach! ihre Schatten schweben
Um uns so traut und mild,
Nicht als Gespenster schreckend,
Zernichtend unsre Lust,
Nein, höhres Leben weckend
In unsrer tiefsten Brust.
Drum, meine lieben Todten,
Trag' ich euch treu im Sinn;
Ihr weis't als sichre Boten
In's bessre Leben hin.
Durch eure Grabcypressen
Weht ew'ger Liebeshauch:
Ich werd' euch nie vergessen,
Und ihr — ihr liebt mich auch!

Eduard Freiherr von Badenfeld.

Die Lilie.

Viel Blumen blühten einst auf einem Grabe,
Hießen sich Röslein, Veilchen, Hyacinthe.
Winter erschien, da gingen all' die Blumen,
Kamen auch nimmer auf den stillen Hügel.
Doch eine Blume, Lilie geheißen,
Griff ein mit starker Wurzel in die Erde,
Jahre vergingen, und sie stund noch herrlich.
Kam ein Gärtner auf den Grabeshügel,
Sah die Schöne, dacht' in einen Lustwald
Vom verlassnen Orte sie zu pflanzen;
Riß sie aus, doch wehe! aus dem Grabe
Riß ein Herz er, das sie fest umschlungen.

Justinus Kerner.

Mährchen-Zauber.

Dichtung ist es, die am Tage
Um der Liebe Schläfen zart
Flicht das bunte Moos der Sage
In das Laub der Gegenwart.

Ruhlos dann in dieß Geflechte
Streut sie bei der Sterne Glanz
Den demantnen Thau der Nächte
Und vollendet so den Kranz.

Uffo Horn.

Die Blumenkönigin in ihrem Reiche.

Schneeglöckchen fühlt den warmen Schein
Und denkt: Es ist wohl an der Zeit,
Ich läute jetzt den Frühling ein;
Die Schwestern sind gewiß erfreut! —
Es schüttelt sich den Schnee herunter
Und läutet Alles wach und munter.
Die Primel hebt ihr lauschend Ohr
Und ruft entzückt die Andern vor:
„Aurikelchen, du mußt dich eilen,
Und nicht so lang bei'm Putz verweilen!“
Die Kleine kommt im sammtnen Kleide
Und trägt auch Perlen als Geschmeide;
Sie äugelt freundlich Jeden an,
Ob man den Schmuck auch sehen kann. —
Stiefmütterchen nimmt als verwandt
Das junge Veilchen bei der Hand
Und sagt: „„Du sollst nun Düfte streuen,
Das wird die Königin erfreuen!““ —
Da kommt die Tulipane schon,
Die Gräfin, stellt sich an den Thron. —
Was hat das abermal'ge Läuten
In solcher Frühe zu bedeuten?
Es ist des Himmelsschlüssels Klang;
Mir wird um einen Todten bang!
Ein Schmetterling ist wohl verschieden;
Du schöner Freund, so ruh' in Frieden! —
Doch horch! welch fröhliches Gebimmel,
Es scheint ein Ton vom heitern Himmel!

Die Hyacinthe strengt sich an
Und läutet, was sie läuten kann.
Da strömt das Volk zu Wies' und Garten,
Es kann die Fürstin kaum erwarten. —
Zum Zweitenmal tönt's silberfein,
Das wird das Maienglöckchen sein!
O seht, jetzt kommt die erste Dame
Der Fürstin, Lilie ist ihr Name!
In weißem Atlas schön geschmückt,
Ein Goldkreuz auf die Brust gestickt. —
Noch einmal summt mit mächt'gem Klang
Die Glockenblume lange, lang. —
Das war zum Dritten, will ich meinen,
Nun wird die Königin erscheinen! —
Und sie erscheint — erscheint in ihrer Schöne.
Die Nachtigall singt ihre liebsten Töne. —
Ja, sie erscheint, in tiefer Ehrfurcht neigen
Sich alle Blumen ihr, im tiefsten Schweigen;
Aus Morgenröthe ist ihr Kleid gewoben,
Ein Thaugefunkel glänzt als Krone oben
Stolz steht sie da — und doch, so wie ich wähne,
Von Scham geröthet ob der eignen Schöne.
Die Luft durchbebt ein Singen und ein Klingen,
Ein Wonnehauch eilt Alles zu durchdringen,
Des Himmels Bläue war noch nie so rein,
So lachte nie die Flur im Sonnenschein.
Hehr steht sie da; — wie ihre Düfte fließen,
Eilt Alles sich in Liebe zu ergießen,
Es freut die junge Welt sich ihrer Triebe,
Und kniet am Thron der Königin der Liebe!

Caroline Braun

Die Mythe von den Schmetterlingen.

Der Mai erschien mit mildem Strahlenregen,
Mit seines Thaues goldnem Überfließen,
Vom Haupte wallt' ihm reicher Blüthensegen,
Der Kränze Fülle lag zu seinen Füßen;
Die Vögel sangen fröhlich ihm entgegen,
Die Blumen dufteten mit stillem Grüßen,
Und vor ihm war ein Lager ausgegossen
Von jungen Kräutern und von Frühlingssprossen.
Und wie er schlief im Würzehauch der Düfte,
Vom bunten Blumenglockenkranz umhangen,
Und über seinem Haupt in's Blau der Lüfte
Sich wohlgemuth die Vogelchöre schwangen,
Und in das tönelose Reich der Grüfte
Der Frühlingslieder allerschönste sangen —
Da seufzten viele Blumen auf der Erden:
„O könnten wir wie diese Vöglein werden!
Wie wollten wir uns hoch und höher schwingen,
Uns fittigen zum Strahlentanz der Sonnen!
In Lust und Weh durch Ätherströme dringen,
Umquollen rings von namenlosen Wonnen!" —
Sie lauschen — himmelher ein Tönen, Klingen,
Ein linder Duft — der Duft in Licht zerronnen —
Und vor den Blumen lächelnd steht ein Engel,
In seinen Händen Stab und Lotosstengel.
Und er berührt die Blumen mit dem Stabe,
Verleihet Flügel all den Flügellosen,
Und hoch erfreuen sich der milden Gabe —
Halb Blüth', halb Vogel — Lilien und Rosen.

Noch sieht man auch zu seines Durstes Labe
Den Schmetterling um seine Freundin kosen,
Mit Blüth' und Blume kommen und entstehen,
Mit Blüth' und Blume leben und vergehen.

Hermann Marggraff.

Hänschen.

Hänschen läuft in den Wald;
Sieht ihn ein Vöglein bald,
Zwitschert ihn an so hell:
„Hänschen, wohin so schnell?"
„„Waldaus, waldein über Thal und Höh',
Bis ich mein Gretchen wiederseh'!""
Vöglein schweiget alsbald.
Hänschen läuft durch den finstern Wald;
Frägt ihn ein Blümchen im Gras:
„Hänschen, was bist du so blaß?"
„„Still, still, du Blümlein, was frägst du doch?
Lieb Gretchen ist ja viel blässer noch!""
Blümchen weiß nicht, was er will,
Hänschen setzt sich an's Bächlein still.
Spricht's Bächlein: „Hör', mein Hänschen, lieb,
Was sind deine Äuglein so naß und so trüb?"
„„Und soll ich nicht weinen die Äuglein roth,
Mein herzallerliebstes Gretchen ist todt!""
„Und ist sie todt," spricht's Bächlein klar,
„So muß ich weinen immerdar!"
Bächlein weinet durch's Gestein,
Fragen die muntern Waldvögelein:
„„Bächlein, was weinst du in tiefer Noth?""
„„Hänschen's herzliebes Gretchen ist todt!""

„„Und ist die süße Blume verblüht,
So woll'n wir ihr singen das Todtenlied!'“
Bang hallt ihr Sang durch den stillen Wald;
Fragen neugierig die Blumen bald:
„Ihr Vöglein, was singt ihr so traurig und trüb'?“
„„Gestorben ist Hänschen's Gretchen lieb!'“
„Und ist sie todt, o Herzeleid!
So woll'n wir ihr läuten das Grabgeläut'!“ —
Da klangen viel tausend Glöcklein so hell,
Es weinten die Vöglein, es schluchzte der Quell.
Hörst du, mein Hänschen, die Blumenglöcklein?
Sie läuten in seligen Schlummer dich ein.
Schlaf' wohl, nun siehst du dein Gretchen bald,
Kommst nimmermehr aus dem stillen Wald!

Heinrich Beer.

Käferhochzeit.

Wie sich Braut und Bräutigam zur Hochzeit rüsten.

Ich will das Eisenhütlein fragen
Ob es uns leihen will seinen Wagen.
Der Wagen hält schon vor der Thür —
Du schöne Braut komm' rasch herfür!
Wir müssen auch noch Reiter haben,
Die vor uns her zur Kirche traben.
Es wartet schon der Rittersporn. —
Du schöne Braut, der reitet vorn!
Doch Eins macht mir noch viele Sorgen:
Wo soll ich mir ein Kränzchen borgen?
Die schönsten Blumen sind bereit —
Nun leg' nur an dein Hochzeitkleid!
Und schmücke dir, o Braut, die Locken;
Es läuten schon die Blumenglocken;

Die Flüglein zeig' im hellsten Glanz,
Denn heute geht's zum Hochzeittanz!
Doch sag', wo werden wir einst wohnen?
Tief in den bunten Blumenkronen! —
Noch Eins — wo werden wir getraut? —
Bei der heil'gen Lilie, liebe Braut!

Was die Gäste zur Hochzeit mitbringen.

Jeder soll willkommen sein!
Kommt herein! kommt herein! —
Bienlein! sprich, was bringst du heim?
„Honigseim! Honigseim!" —
Fliege! was schaffst du zur Kost?
„Milch und Most! Milch und Most!" —
Wespe! was trägst du uns ein?
„Näscherein! Näscherein!" —
Schmetterling! bringst du nach Brauch?
„Blumenhauch! Blumenhauch?" —
Spinnchen! was hast du bereit?
„Hochzeitkleid! Hochzeitkleid!" —
Und, Goldkäfer! dein Geschenk?
„Gold in Meng'! Gold in Meng'!" —
Was trägst du, Glühwürmchen! ein?
„Kerzenschein! Kerzenschein!" —
Bremse! was bringst du für Glück?
„Tanzmusik! Tanzmusik!" —
Mücke! du kamst leer zum Fest?
„Tanzen ist das Allerbest'!
Leichte Füße, leichter Sinn!
Nehmt mich zum Tanzmeister hin!
Juchhe! Juchhe!" —

Der Tanz.

Die Bremse strich den Conterbaß,
Die Grille strich die Fiedel,
Die Käfer all in Laub und Gras
Begannen nun ihr Liedel:
„In den Gezweigen singen und geigen
Summen und brummen wir!“
Schnell wie der Blüthenhauch
Dringt es durch Baum und Strauch,
Klingt durch die Auen es weit und breit:
„Kurz ist das Leben und flüchtig die Zeit!“
Die Mücke führte an den Tanz,
Ihr folgt der Bräut'gam schnelle,
Mit ihm die Braut im Hochzeitkranz,
Und nach ihr die Libelle.
„Über die schnellen, rauschenden Wellen
Hüpfen und schlüpfen wir,
Fröhlich im Mondenstrahl
Hoch über Berg und Thal
Fliehn wir und ziehn wir im leichten Kleid:
Kurz ist das Leben und flüchtig die Zeit!“

Rudolph Löwenstein.

Schwalbenmährchen.

Auf dem stillen, schwülen Pfuhle
Tanzt die dünne Wasserspinn';
Unten auf krystallnem Stuhle
Thront die Unkenkönigin.
Von den edelsten Metallen
Hält ein Reif ihr Haupt umzogen,
Und wie Silberglocken schallen
Unkenstimmen durch die Wogen.

Denn der Lenz erschien; die Schollen
Sind zerflossen; Blüthen zittern;
Dumpfe Frühlingsdonner rollen
Durch die Luft, schwarz von Gewittern.
Wasserlilienkelche fließen
Auf des Teiches dunkelm Spiegel,
Und die ersten Schwalben schießen
Drüberhin mit schnellem Flügel.
Aus den zarten Schnäbeln leise
Tönt Gezwitscher in die Wellen:
„Viele Grüße von der Reise
Haben wir dir zu bestellen.
Lange waren wir in fremden,
Sandbedeckten, heißen Ländern,
Wo in weiten Kaftanhemden
Träge Turbanträger schlendern.
Purpurfarbne Wunderpflanzen
Dienten uns zu Meilenweisern;
Gelbe Mauren sahn wir tanzen
Nackt vor ihren Leinwandhäusern.
Lechzend auf dem warmen Sattel
Saß der Araber, der leichte,
Während Ziegenmilch und Dattel
Ihm auf's Pferd die Gattin reichte.
Auf die Jagd der Antilopen,
Kriegerisch mit Spies und Pfeile,
Zogen schlanke Äthiopen;
Klagend tönte Memnon's Säule.
Aus des Niles Flut getrunken
Haben wir, matt von der Reise;
Gruß dir, Königin der Unken,
Von dem königlichen Greise!

Alles grüßt dich, Blumen, Blätter!
Doch zumeist der Grüße viele
Bringen wir von deinem Vetter
Von dem Krokodill im Nile!"

Ferdinand Freiligrath.

Die Sommergeister.

Sommers laufen in Mittagsglut,
Ohne die Sohlen zu ritzen,
Luftige Geister ohne Blut
Über der Ähre Spitzen.
Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden sie erst lebendig;
Wenn der Himmel von Hitze weiß,
Spielen sie fort beständig.
Jedes Wölkchen die Kinder verscheucht,
Daß sie sich eilig verschlupfen,
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben sie hin am Schnupfen.
Leicht gekleidet im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen;
In silberner Sprache, seltsam und fremd,
Singen sie köstliche Liedchen.
Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Spiel des Sommers, ein Ende.
Fröstelnd in Höhlen kauern sie
Sich im Herbste zusammen;
Sehnend und weinend betrauern sie
Des Sommers liebliche Flammen.

Gustav Pfizer.

Das Begräbniß der Rose.

In Blumen und Zweigen vergraben
Lag ich unter schattigem Dach,
Da seh ich 'nen wilden Knaben
Der ein Waldröslein brach.
Doch bald warf er's zur Erde
Gesättigt von seinem Hauch;
Dann sprang er ohn' Sorg' und Beschwerde
Von dannen der kleine Gauch.
Da nahten sich schwärzliche Käfer
Und zogen am grünen Strang,
Zu wecken die träumenden Schläfer
Durch Trauerglockenklang.
Maiglöckchen tönten leise
Mit fernhin säuselndem Hall,
In seltsam schauriger Weise
Zu künden den Todesfall.
Nun kamen von allen Seiten
Zaubergestalten viel,
Das Begräbniß zu bereiten
Bei Sang und Orgelspiel.
Der Dom war gewölbt von Zweigen,
Fernher erschallte schon
Durch's dumpfe Trauerschweigen
Des Baches Orgelton.
Die Blumen nahten im Leide
Weil die Schwester gestorben war;
In priesterlich weißem Kleide
Trat die Lilie vor den Altar.
Sie sandte Gebete so leise,
Unhörbar himmelwärts,

Doch Düfte, wie Seufzer so heiße,
Bezeugten den tiefen Schmerz.
In bunten Chorgewanden
Die Schmetterlingsschaar auch kam,
Die dienend den Altar umstanden;
Die Schwingen erbebten vor Gram.
Die Bienen in Schaaren summten
Herbei von ferner Flur;
Die Blumen im Leid verstummten,
Thauthränen hatten sie nur.
Geschäftige Käfer gruben
Ein Grab im kühlen Moos,
Indessen die Bienen erhoben
Den Todtengesang der Ros'.
„Du warst eine Wonne Allen,
Nun bist du Allen Schmerz;
Laßt Trauerglocken schallen
Und Lieder himmelwärts!
Laßt uns die schöne Hülle
Begraben tief in's Moos!
Da liegt sie kühl und stille
Von Glanz und Düften los.
Doch wenn auch Würmer nagen
Den schönen Leib entzwei,
Laßt ab vom bangen Klagen,
Denn ihre Seel' ist frei!
Die reinen frommen Düfte
Sind ihr unsterblich Theil,
Die schwingen durch die Lüfte
Sich auf zum ew'gen Heil!
Wo Engelsstimmen klingen
In des Allmächt'gen Ohr,

Schwebt nun auf geist'gen Schwingen
Der Todten Seel' empor!
Im Himmel wird sie wallen,
Weil sie so fromm und rein,
Da saugt mit Wohlgefallen
Sie der Allmächt'ge ein!
So innig ihm vereinet,
Wird sie von ihm ein Theil!
Was klaget ihr und weinet?
Lobsingt und preist ihr Heil!"
Das Lied versäuselte schaurig,
Sie senken die Rose hinab,
Die Blumen schüttelten traurig
Thautropfen und Duft auf's Grab.
Da flüstert ein Veilchen mit Beben:
„Ich habe sie heiß geliebt;
Doch weil du so prächtig im Leben,
Stand ich dir fern betrübt!
Und drang meiner Düfte Sehnen
Nicht zu dir, verweht von der Luft,
So fallen doch meine Thränen
Jetzt nieder auf deine Gruft!" —
Ob das Veilchen noch lange gelebet,
Ob's nicht verblichen bald?
Nicht weiß ich's, — von Schauern durchbebet
Verließ ich den stillen Wald.

Friedrich von Sallet.

Mährchen.

Es liegt so abendstill der See
Und spiegelt des Westens bleichende Glut;
Am Ufer trinket der Hirsch und das Reh,
Und Schwäne durchkreisen die stille Flut.

Der Fischerknabe löset den Kahn,
Mit plätscherndem Ruder hinaus er zieht;
So träumerisch schaut ihn der Abend an,
Er weiß nicht, wie seinem Herzen geschieht.
Die dunkeln Wellen umflüstern ihn
In singendem Spiele weit und breit,
Vom Ufer die Wellen umdüstern ihn
Und die träumenden Berge, stolz und weit.
Die leise kühlende Abendluft
Durchspielt seiner Locken goldene Pracht,
Die Uferblumen entsenden Duft
Und neigen die Häupter zum Traum der Nacht.
Nur die Wasserrosen schaun noch empor,
Doch nicken sie schlummermüd' ihm zu,
Sie möchten nach ihm noch tauchen hervor,
Doch ruft sie der Abend zur Wellenruh'.
Da schwindet sein Traum und das Steuer ruht,
Es glühet der Blick in plötzlicher Lust,
Er neigt sich hinab, er greift in die Flut,
Er pflückt eine Rose und steckt sie zur Brust.
Doch horch! da rauschen die Wälder laut,
Es hebt der See sich brausend empor,
Und plötzlich über die Berge schaut
Der rothe Vollmond zornig hervor.
Und es spricht der See mit wogender Brust:
„Was störst du die Kinder in meinem Haus?"
Und es rauschet der Wald: „„Sie sind meine Lust,
Was führst du die süßen Schwestern heraus?""
Doch der glühende Mond blickt wild auf ihn:
„„Was buhlest du um mein Blumenlieb?"'
Und der Knabe in Angst flieht rudernd dahin,
Im Haus bei der Mutter, da birgt er sich trüb.

„„„„O Mutter, es brauste der See empor,
Es rauschte der düstere Wald mir nach,
Am Berge trat zornig der Vollmond vor,
O Mutter, weil ich die Blumen brach!"""

Wolfgang Müller.

Kinder am Ufer.

„O sieh' doch, siehst du nicht die Blumenwolke
Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
O, das ist schön, hätt' ich nur einen Stecken,
Schmalzweiße Kelch' mit dunkelrothen Flecken;
Und jede Glocke ist frisirt so fein
Wie unser wächsern Engelchen im Schrein!
Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab,
Und wat' ein wenig in die Furth hinab?
Pah! Frösch' und Hechte können mich nicht schrecken,
Allein ob nicht vielleicht der Wassermann
Dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht —
Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
Komm, laß uns lieber heim, die Sonne sticht!"

Annette Elisabeth von Droste=Hülshof.

Der Herthasee.

Es liegt im Jasmuswalde ein tiefer schwarzer See;
Nichts lebt in seiner Tiefe, kein Laut ist in der Höh'.
Du hörest nur das Rauschen des Laub's im dichten Wald;
Hörst nur wie rings am Felsen das Echo wiederhallt.
Es wallt' an Hertha's Festen dorthin der Priesterzug;
Verschleiert war der Wagen; ein heilig Bild er trug.
Es ward das Bild gebadet im See von Priesters Hand,
Drum ward in Heidenzeiten er Hertha=See genannt.

Noch wohnen böse Geister rings in dem Götterhain;
Sie steigen zu dem Bade bei hellem Vollmondschein.
Den langen Zug eröffnet das schönste Frauenbild,
Und Dienerinnen folgen, von Schleiern eingehüllt.
Hörst du ihr nächtlich Plätschern, so sei auf deiner Hut!
Lenk' ab vom düstern Walde, geh nicht zur dunklen Flut!
Denn wessen Auge schaute die wunderbare Fee,
Den lockt sie zu dem Wasser, den lockt sie zu dem See.

J. W. Schäfer.

Des Mummelsee's Röslein.

Hoch auf dem Tannenberge, da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet ein Röslein, weiß wie Schnee.
Es kommt ein Hirtenknabe mit einem Haselstab:
„Das Röslein muß ich haben, das Röslein brech' ich ab!"
Er zieht es mit dem Stabe wohl an den Blumenrand;
Doch aus dem Wasser hebet sich eine weiße Hand.
Sie zieht das Röslein nieder tief in den dunkeln Grund:
„„Komm, lieber Knab', ich mache dir viel Geheimes kund!
Im See am Boden wurzelt das Röslein, das du liebst,
Da will ich dir es brechen, wenn du dich mir ergiebst!""
Den Knaben faßt ein Grauen, er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen das Röslein weiß wie Schnee.
Er irret durch die Berge, der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu sagen, wo er geblieben ist.

Alois Schreiber.

Lilien im See.

Schau wie die hohen Ufer
Kühl spiegeln in stiller Flut,
Wie tief der Wald da drunten
So grün und dämmernd ruht!

Es zieht der Kahn im Schatten
Von weicher Flut umschmiegt,
Wo still die Wasserlilie
Ihr duftig Köpfchen wiegt.
Es geht die alte Sage:
Wo Lilien trägt der See,
Da ist voreinst gebrochen
Ein Herz in tiefem Weh.
Die Blume schaut mit Sehnsucht
Geheimnißvoll dich an,
Als sei's eine arme Seele,
Die nimmer ruhen kann;
Die muß vergeblich duften
Und muß vergeblich flehn,
Es kann sie Keiner lösen
Und Keiner sie verstehn.

Edmund Höfer.

Die Lilien im Mummelsee.

Im Mummelsee, im dunkeln See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen sich, sie biegen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern an's Gestade.
Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Von selbst zu einem Kranze,

Und schweben leis' umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.
Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab durch's nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maaß,
Und immer lauter schwellen
An's Ufer an die Wellen.
Da hebt ein Arm sich aus der Flut,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
Vom langen Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!"
Da stockt der Tanz, die Mädchen schrei'n
Und werden immer bläſſer.
„„Der Vater ruft: puh Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!""
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

August Schnezler.

Die Elfenkönigin.

Was unter'm Monde gleicht
Uns Elfen flink und leicht?
Wir spiegeln uns im Thau
Der sternenhellen Au,
Wir tanzen auf des Baches Moos,
Wir wiegen uns am Frühlingssproß,
Und ruhn in weicher Blumen Schoos!
Ihr Elfen, auf den Höhn,
Ihr Elfen, an den Seen,
Zum thaubeperlten Grün
Folgt eurer Königin!
Im silbergrauen Spinnwebkranz
Umflimmert von des Glühwurms Glanz,
Herbei! Herbei! zum Mondscheintanz!
Ein Schleier, weiß und fein,
Gebleicht im Sternenschein,
Auf kühler Todtengruft,
Umwall' euch leicht wie Duft!
Durch Moos und Schilf, durch Korn und Hain,
Bergauf, thalab, waldaus, feldein,
Herbei! Herbei! zum Ringelreihn!
Uns wölbt der Nessel Dach
Ein sichres Tanzgemach;
Ein weißer Nebelflor
Umschleiert unser Chor!
Wir kreisen schnell, wir schweben leicht;
Ein finstres Gnomenheer entsteigt
Dem Erdenschoos und harft und geigt!
Herbei! Herbei! zum Tanz
Im grauen Spinnwebkranz!

Schnell rollt der Elfen Kreis
Im zirkelrunden Gleis!
Wo ist ein Fuß, der nimmer glitt?
Wir Elfen fliehn mit Zephirschritt,
Kein Gräschen beuget unser Tritt!

Friedrich von Matthisson.

Elfenleben.

Falbe Dünste sprühn im Westen
Und der Irrwisch hüpft im Sumpf;
Blau aus dunklen, thaubenäßten
Tannenästen
Glimmt der morsche Weidenstumpf.

Wo Kastaniendolden schimmern,
Luft'ges Völkchen, winzig klein,
Wohnet dort in Blüthenzimmern,
Webt bei'm Flimmern
Stiller Nacht den Elfenreihn.

„Auf zum Tanz, und schlingt die Kreise,
Halm und Muschel sind gestimmt!
Summt dem Mond die alte Weise,
Leise, leise,
Daß uns nicht der Kauz vernimmt!

Wächter, zieht auf eure Posten,
Schröter fangt und Fledermaus,
Nagelt sie an Kreuzwegpfosten;
Späht nach Osten,
Vor dem Frühroth kehrt nach Haus!“

Und des Eichbaums Zwerggeschöpfe
Krieg'risch schaaren sich zu Hauf;
Rüst'ge Männlein, bärt'ge Köpfe,

Eichelnäpfe
Prangen keck als Helme drauf.
Frisch die Tanne bläst zum Streite —
Tannennadeln, spitz und schmal,
Tragen blankgeschuppte Leute,
An der Seite,
Fähnlein züngeln ohne Zahl.
Tann' und Eichbaum schlagen Brücken
Grüner Zweige, schwank und frei;
Lärmend all die Schwerter zücken,
Trutzig rücken
Sie heran mit Kampfgeschrei.
Lieder säuseln, Düfte flirren,
Wundersames Leben glüht;
Auf und ab die Geister schwirren,
Schwerter klirren,
Irrwisch tanzt und Weide sprüht.
Da heran die Boten jagen
Von der Wacht am Pappelthurm.
Schröter muß sie brummend tragen;
Warnend schlagen
Nah und fern die Pfosten Sturm.
„Fort! der Morgenwind geschnoben
Kommt im rothen Waffenschmuck;
Oft hat sein Panier erhoben,
Lerche rührt die Trommel droben!" —
Kaum gewoben,
Husch, zerstoben
Ist der ganze Geisterspuk.

H. Kossel.

Elfenwirthschaft.

„Wo sind sie nur alle hingekommen,
Die Blumenglöcklein von zuletzt?“ —
Das Elfenvolk hat sie mitgenommen
Und sie als Helme sich aufgesetzt.
„Doch wo sind die Hälmlein, möcht' ich wissen,
Die auf der Wiese schwankten frei?“ —
Das Elfenvolk hat sie ausgerissen
Als Schwerter und Lanzen zum Festturnei
„Wohin sind alle die Bienen gegangen,
Die lustig flogen und saugten Duft?“ —
Das Elfenvolk hat sie eingefangen
Und reitet turnierend durch die Luft.
„Wo aber blieb die schöne Rose,
Die glühend mit tausend Blättern stand,
Mit goldner Krone tief im Schooße,
Mit hellem Thau gefüllt zum Rand?“ —
Den Thau wird das Elfenvolk wohl trinken,
Trinkschaalen müssen die Blätter sein;
Auf Elfenkönigs Stirn' wird blinken
Die Rosenkrone mit goldigem Schein.
„Doch sag'! was ist's mit den Schmetterlingen?“ —
Die starben der Rose nach aus Schmerz;
Die Elfen nahmen die bunten Schwingen
Zum Putz für die Damen bei Tanz und Scherz
„Wo aber blieben denn die Grillen,
Die ringsum zirpten mit lustigem Schall?“ —
Die müssen den Elfen zirpen und schrillen
Als Musikanten bei'm festlichen Ball.
„Ach, auch die schönen Lilien schwanden,
Die hier geblüht in stiller Pracht!“ —

Die Elfen schleppten sich fast zu Schanden,
Bis sie sie endlich hinweggebracht.
Nun stehn sie als Säulen stolz und mächtig,
Als Zier des Saales bei'm Elfenball,
Und auf den Blüthenkronen prächtig
Ruhet die Wölbung von lichtem Krystall.
Doch komm nach Haus! es dunkelt im Thale,
Heut' leuchtet uns nicht der Würmlein Schein;
Die schweben als Lichter im Elfensaale,
Wetteifernd mit schimmerndem Edelstein.
Nun freun sich die Elfen deß, was sie genommen;
Hörst du sie nicht jubeln im tiefen Haus?
Doch wenn der Frühling wiedergekommen,
Dann geben sie Alles wieder heraus!

Friedrich von Sallet.

Das Kind im Walde.

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt ein Kind.
Sie sitzt im Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.
Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.
Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Theodor Storm.

Die zechenden Waldmeisterlein.

Es blitzt von Thaugezitter
Der maienfrische Wald.
Im Grünen lag der Ritter
Und schlief und träumte bald.
Er sog in vollen Zügen
Der Würzekräuter Hauch —
Da tänzeln voll Vergnügen
Zwerglein aus Busch und Strauch.
Seltsamlich kleine Männlein
In Röcklein grün wie Gras,
In jeder Hand ein Kännlein,
Ein Gläslein von Topas.
Und Syrinxflöten locken
Die Schaar zum Ringelreihn,
Und Anemonenglocken
Erklingen lustig drein.
Sie tollen wie die Böcklein,
Sammtkäppchen auf dem Kopf;
Darnieder auf die Röcklein
Im Nacken hüpft ein Zopf.
Heisa, Waldmeistermännlein!
Sie zechen und jubeln baß
Und füllen frisch die Kännlein
Aus eines Gnomen Faß;
Bis über Bram und Wurzel,
Farren und Binsenrohr
Rauschselig, mit Gepurzel,
Hinplumpst der ganze Chor.
Jetzt auf des Ritters Nase
Schwingt sich, wie auf ein Roß,

Mit funkelhellem Glase
Das Meisterlein vom Troß.
Der fährt mit mächtigem Niesen
Empor aus seinem Traum —
Und Männlein und Kännlein zerfließen
Im grünen Waldesraum.

Ignaz Hub.

Die verlassene Mühle.

Das Wasser rauscht zum Wald hinein,
Es rauscht im Wald so kühle;
Wie mag ich wohl gekommen sein
Vor die verlassne Mühle?
Die Räder stille, morsch, bemoost,
Die sonst so fröhlich herumgetost,
Dach, Gäng' und Fenster alle
Im drohenden Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
Da knisterten die Äste,
Da schlichen sich den Bach entlang
Gar sonderbare Gäste:
Viel Männlein grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie schleppten Müllersäcke
Daher aus Busch und Hecke.

Und alsobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen sich im Saus,
Das Glöcklein schellt daneben;
Die Männlein laufen ein und aus,
Mit Sack hinein, mit Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer toller schwärmten sie
Wie Bienen um die Zellen,
Und immer toller lärmten sie
Durch das Getös' der Wellen;
Mit wilder Hast das Glöcklein scholl,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel oben
Der Vollmond sich erhoben.
Da öffnet sich ein Fensterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein schönes bleiches Mägdelein
Zeigt sich im Mondesglanze,
Und ruft vernehmlich durch's Gebraus
Mit süßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Des Mehls genug für heute!"
Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und jeder sitzt auf seinem Sack
Und reitet in die Wildniß.
Schön Müllerin schließt's Fenster zu,
Und Alles liegt in alter Ruh',
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben.
Und als ich kam am andern Tag
In trüber Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz verfallen lag
Bis auf die letzten Mauern;
Das Wasser rauschet neben mir hin,
Ich weiß wohl, was ich fühle,
Und nimmer mehr will aus dem Sinn
Mir die zerfallene Mühle.

August Schnezler.

1. Die Zwerge auf dem Baume.

Sonst wimmelte das Haslisthal
Von niedlichen Zwergen überall,
Die halfen im Felde, die halfen im Wald,
Und trugen uns Holz ein, wurd' es kalt.
Sagt an, ihr Leute! was ist geschehn:
Es läßt sich keiner mehr da sehn?!
Was ist geschehn? — Ein böser Streich!
Sie wurden verlacht — da flohn sie gleich.
Sie huschten so gern auf den Ahornbaum,
Und träumten da nickend den Mittagstraum:
Da sägt ein Schelm den Ast entzwei,
Wo sie neulich gesessen in einer Reih'.
Und nun, den andern Mittag drauf,
Huscht wieder das Zwergleinvolk hinauf;
Sie hatten so fleißig gemäht das Gras,
Es war Jedwedem sein Stirnlein naß.
Und, wie sie trocknen, so bricht der Ast,
Zersägt wie er war, — von der vielen Last!
Sie purzeln herunter und Alles lacht;
Da haben sie sich davon gemacht.
„O Himmel, wie bist du so hoch überall,
Wie groß ist die Untreu in Haslisthal!"
So riefen sie aus und schrie'n sehr:
„Einmal hierher und nimmermehr!"

2. Die Zwerge in Pinneberg.

In Pinneberg eine Hochzeit ist, auf auf, ihr lustigen Geister!
Flink hin, wo's was zu essen gibt, wir sind Schnablirens Meister!
Ja! rief das sämmtliche Gezwerg,
Nach Pinneberg — nach Pinneberg!

Mit feinen Stimmchen: Pinneberg!
Mit gröberen: — Nach Pinneberg!
Ja Pinneberg!
Nach Pinneberg!
Die Gäste sitzen schon am Tisch und denken nun zu schmausen;
Doch zwischen hockt das Geistervolk, und flink beginnt das Mausen.
Kehrt sich ein Gast zur Nachbarin,
Schlipp schlapp, ist seine Suppe hin!
Es faßt es kein Verstand und Sinn,
Er sieht sich um, wo ist sie hin?
Wo ist sie hin?
Wo ist sie hin?
Es sind die Zwerge nicht zu sehn, sie haben Nebelkappen,
Sie drehen, wenden, ducken sich, man kann sie schwer ertappen.
Sie höhlen aus den ganzen Fisch,
Sie ziehen aus der Gans den Wisch,
Sie langen das Confect vom Tisch,
Sie trinken aus den Gläsern frisch
Wein und Gemisch
Verschwenderisch.
Der Tanz beginnt, man steht nun auf, die Gäste sind noch nüchtern,
Es knurrt der Magen, und man war im Nehmen doch nicht schüchtern;
Doch kam auch noch so viel herein,
Gleich war das Zwergvolk hinterdrein,
Weg war sogleich Bier, Meth und Wein,
Im Nu auch jeder Teller rein
Von Leckerein
Und Näscherein.
Die Gäste sind zum Tanz so leicht, als wär' es vor dem Speisen,
Hei! wie gelang den Paaren es im Saal herumzukreisen!

Doch bald erhebt ein Stäubchen sich
So mächtiglich und fürchterlich,
Als tanzte hier unsichtbarlich
Der Küsterich mit Alberich
Und Alberich
Mit Kalberich.
Und sieh', so war's; die Zwerge sind vom vielen Wein betrunken:
Da wird im Saal herumgeschleift, gehumpelt und gehunken!
Dem Einen juckt so wild die Haut,
Er küßt beherzt die schöne Braut,
Und was der Eine sich getraut,
Getraut sich alles böse Kraut:
Es graut der Braut,
Die fühlt, nicht schaut.
Den Bräutigam verdrießt das Ding; er schlägt um sich im Zorne,
Und trifft: da fliegt ein Käppchen ab dem einen Zwerg von vorne.
Das fängt der Bräutigam sodann,
Und sieht nunmehr den kleinen Mann,
Der aber blickt ihn bittend an
Und weint so sehr man weinen kann:
„Sei kein Tyrann!
Laß los den Bann!"
Halt' fest! rief da ein Gast ihm zu, dann kommen andre Zwerge,
Die bringen dir zum Lösegeld viel Schönes aus dem Berge,
So! kneif' ihn recht! dann schreit er sehr,
Da kommen Zwerge mehr und mehr:
Sieh'! Keiner hat die Hände leer
Und Alle tragen Schätze schwer;
Sie keuchen sehr:
Kneif' ihn nicht mehr!
Wie mühsam kommt nun Einer an mit einer goldnen Kette,
Und fleht der schönen Braut, daß sie den Kameraden rette.

Die Braut, zufrieden mit dem Kauf,
Setzt nun dem Schelm sein Käppchen auf,
Gibt einen Kuß ihm obenauf
Und sagt: Nun, armer Schelm, nun lauf'!
Lauf', Zwergehauf,
Den Berg hinauf!
Da lief so schnell es konnte fort das ganze Volk der Zwerge,
Und zankte sich noch lange Zeit, man hört' es tief im Berge.
Sie sagten: Nie nach Pinneberg —
Spricht Einer noch von Pinneberg,
Den schicken wir nach Pinneberg,
Und lassen ihn in Pinneberg,
In Pinneberg,
In Pinneberg!
Der Braut zu Füßen aber liegt der Saal gehäuft voll Schätze,
Und jeder Gast empfängt ein Stück, daß er sich dran ergötze.
Auf's Neu beginnt das ganze Fest;
Und da nun fort das Wespennest,
Ein Jeder sich's auch schmecken läßt,
Was man ihm bringt aus Ost und West,
Und hält es fest
Bis auf den Rest.

---

3. Des kleinen Volkes Überfahrt.

„Steh' auf, steh' auf! Es pocht an's Haus!"
Tipp tipp. „Wer mag das sein?"
Der alte Fährmann geht hinaus:
Tipp tipp. „Wer mag das sein?"
Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond:
Die Sache däucht ihm ungewohnt! —
Da flüstert es fein:
„„O Fährmann mein,

Wir sind ein winzig Völkelein,
Und haben Weib und Kindelein,
Fahrt über uns, die Müh' ist klein,
Und Jedes zahlt sein Hellerlein:
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!
Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerschlag,
Und schießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag!"" —
Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„Ich will euch fahren, kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!"
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah:
Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Es klang wie fern, und war doch nah,
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.
Der Schiffer ruft dem Knechte sein,
Er kommt . . . die kleinen Wesen schrein:
„„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!""
Da mußt' er wohl behutsam sein.
Tück tück, fiel's in den Krug hinab,
Wie Jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und stapft zum Kahn,
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Weint, ruft und zankt sich überquer,
Es drängt und zwängt sich immer mehr:

„„Fahr' ab; der Kahn will sinken;
Fort! eh' wir All' ertrinken!"“
Der Schiffer stößt vom Ufer los,
Und als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
„„Auh!"“ schrie die ganze kleine Schaar,
In Ohnmacht fiel da manche Frau:
Das hörte man am Ton genau.
Nun dappelt's hinaus
Mit Katz' und Maus,
Mit Kind und Kegel, Stuhl und Tisch,
Mit Kisten und Kasten und Flederwisch.
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch.
Nichts sieht man, doch am Schalle
Hört man, hinaus sind Alle.
Nun holt er wieder neue Schaar:
Die lärmt hinaus; er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das Tück tück tück.
Er fährt den letzten Theil zum Strand;
Der Mond geht unter am Himmelsrand;
Noch dunkelt es nicht:
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein,
Wie von Johanneswürmelein.
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen.
O welche Wunder er nun sah:
Der ganze Strand war all bedeckt:

Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold,
Und Edelstein und rothes Gold.
Hei, denkt der Knecht,
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan . . . .
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Und fängt ein Zeterschreien an;
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte.
Drauf flog es her wie Erbsen klein;
Es mochten kleine Steinchen sein,
Die warfen sie mit großer Pein
Und ächzten mühsam hinterdrein.
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!“
Sie wenden geschwind
Herum wie der Wind
Und stoßen eilig ab vom Land,
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es noch vom Strand:
„„Das Fliehn war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nie zurücke!““

August Kopisch.

Der Bergknappe.

Der König saß unter dem Purpurthron,
Den Wein kredenzt ihm der eigene Sohn,
Der schaute hinauf und sahe nieder,
Ein brauner Mantel floß um ihn her,

Der Lipp' entströmte geheime Mähr',
Die Gäst' ergötzten die Lieder.
Da hob der König den Scepterstab:
„Laß von den gespenstischen Liedern ab!
Ich, der Vater, der König will es haben.
Was gehst du wie mein geringster Knecht,
Der um Sold sich wagt zu dem Gnomen-Geschlecht,
Und mit Kränzen gleich Liederknaben?“
Still ließ der Sänger sich auf ein Knie,
Und sprach zu schmelzender Melodie:
„„Was wehret der König meinem Liede?
O laß mich, Vater, in meiner Natur!
Dort unten vergeht der Ängste Spur,
In der Nacht wohnt ewiger Friede!
Nicht mich belaste mit Gold und Gestein;
Meinen Schmuck laß den Kranz, die Blende mir sein!
Verstoße mich tief, wo Geister rauschen,
Sprich meinem Bruder die Krone zu!
Ich bin schon mächtig, bin König, wie du,
Und möchte mit dir nicht tauschen!““
Da warf der König sein Scepter hin:
„Sohn! ändre deinen verkehrten Sinn,
Ich, der Vater, der König, will es haben.
Den Sänger laß spielen, dein Kleid wirf ab,
Der Knapp' nur steig' in die Grube hinab,
Nicht ziemt das fürstlichen Knaben.“
Den Sohn bedrückte des Wortes Last,
Er hielt den Talar des Vaters umfaßt,
Er blickte so demuthsvoll zum König:
„„O Vater, deine Gebote sind schwer!
Doch ich will's; ein einzig Verlangen gewähr',
Ich flehe zum Vater, zum König.

Noch ein Mal verlang' ich zum tiefsten Schacht
Hinab in die stille, die heilige Nacht.
Und bin ich daraus hervorgestiegen,
Dann nimm mich hin, als wär' ich dein Knecht,
Der Lock' entsinke des Kranzes Geflecht,
Mich soll der Purpur umfliegen!
Laß folgen drei Ritter mit Lampenglut,
Denn im Finstern schlummert unheimliche Brut;
Ich führe sie wohl in meine Schächte,
Denn ich bin mit jeglichem Gange vertraut,
Wo ich wunderbarliche Frucht gebaut,
Wo ich sprach zum Geister-Geschlechte.""
Drauf senkte der König den goldenen Stab,
Den Sohn entließ er sammt Ritter und Knapp':
Der führte sie wohl in seine Schächte;
Denn er war mit jeglichem Gange vertraut,
Wo er wunderbarliche Frucht gebaut
Und gesprochen zum Geister-Geschlechte.
Wohl ging er mit klingender Laute voran,
Ihm schwoll der Busen von Sehnsucht an,
Ihn lockten die dunkeln, die reichen Klüfte.
Schon saust' ein geheimes Rauschen her,
Wie ein unterirdisch ertosendes Meer,
Es redeten heimlich die Lüfte.
Und er schwand hinab in den tiefen Schacht,
In die ewig stille, die heilige Nacht.
Was flüstert von fern, gleich Sturmes Gewimmer?
Wohl folgen Ritter mit Lampenglut,
Doch im Finstern lauert die Gnomen-Brut,
Es verlischt des Grubenlichts Schimmer.
Nur der Sänger sieht in schauriger Nacht,
Ihm leuchtet's ringsher, wie Rubin und Smaragd,

Und Knaben erscheinen, mit Krystallkronen
Auf zarten Locken aus reinstem Gold,
Sie nahn und lächeln, sie winken hold,
Wo mag der König auch wohnen?
Und wie den Sänger ihr Glanz umwebt,
Und das Herz herunter, herunter strebt,
Daß er dort bei'm Feste der Nacht erscheine;
Da hörten die Ritter gar leisen Klang,
Als tönte zur Laute Geistergesang,
Fern schimmert's wie Edelgesteine.
„„Mein Herr! mein König! wo bist du hin?““
Aus der Tief' antwortet's: „„„Dahin! dahin!“““ —
Wohl hörte das Ohr die Wasser brausen,
Wohl tönt's tief unten, wie leise Musik,
Doch der Herr, der König kehrt nicht zurück —
Sie verließen den Ort mit Grausen.

Otto Heinrich Graf von Löben.

Das stille Kind bei Erfurt.

„Habt ihr das stille Kind gesehn
Durch unsre Fluren einsam gehn?“
„„Was sollen für ein Kind wir sehn
Durch unsre Fluren einsam gehn?““
„So hört: Es wandelt ein Mägdelein
In Feld und Flur umher allein.
Weiß ist sein Kleid, bleich sein Gesicht,
Woher es kommt, man weiß es nicht.
Von Maaßlieb trägt es einen Kranz,
Seine Augen haben keinen Glanz.
Es hat in der Hand ein'n braunen Stab,
Damit schlägt es die Blumen ab.

Und überall, wohin ihr blickt,
Da findet ihr Blumen abgeknickt.
So wandelt's da, so wandelt's dort,
Mit keinem Menschen spricht's ein Wort.
Mit sich nur spricht es, wo es geht,
Doch Worte, die kein Mensch versteht.
Und wollt ihr euch dem Mägdlein nahn,
Kommt euch ein seltsam Grausen an.
Und geht ihr nach dem bleichen Kind,
So reut euch euer Gang geschwind.
Ein Bauer gab ihm einen Schlag,
Der redet irr' seit jenem Tag." —
„„Genug, genug! Uns faßt ein Grau'n,
Wir wollen die bleiche Maid nicht schau'n!""

Ludwig Bechstein.

---

1. Der Knabe im Moor.

O schaurig ist's über's Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Haiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche;
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt,
O schaurig ist's über's Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!
Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstische Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!
Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei;
Das ist der Geigemann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller gestohlen.
Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margreth:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.
Da mählig gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimathlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
O schaurig war's in der Haide!

2. Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still,
Und horcht des Herzens pochender Flut.
„O will es denn nimmer und nimmer tagen!
O will denn nicht endlich die Stunde schlagen!
Ich wache, und selbst der Seiger ruht!
Doch horch! es summt, eins, zwei und drei, —
Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
Elf, zwölf, — o Himmel! war das ein Schrei?
Doch nein, Gesang steigt über die Wacht;
Nun wird mir's klar, mit frommem Munde
Begrüßt das Hausgesinde die Stunde,
Anbrach die hochheilige Osternacht!"
Seitab das Fräulein die Kissen stößt,
Und wie eine Hinde vom Lager setzt;
Sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
In's Häubchen drängt sie die Locken jetzt;
Dann leise das Fenster öffnend, leise,
Horcht sie der mählig schwellenden Weise,
Vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.
O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor, —
Da tritt aus der Halle das Hausgesind'
Mit Blendlaternen nur einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
Am Dochte zupfet der Jäger säumend,
Und wie ein Oger gähnet der Mohr.
Was ist? — wie das auseinander schnellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,

Und eine Wacht vor die Dirnen stellt
Die graue Zofe sich ehrbarlich.
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balcone starren die Blicke,
Nun langsam wenden die Häupter sich.
O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ'?
Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder, — welch ein Geblend'!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
Das ist mein Strich über Stirn' und Locken!
Weh, ich bin toll, oder nahet mein End'!"
Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
Und leise rührend die Stufen zieht
Am Steingelände das Nebelgesicht;
In seiner Rechten trägt es die Lampe,
Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
Verdämmernd, blau, wie Elfenlicht.
Nun schwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
Und Jeder tritt einen Schritt zur Seit'. —
Nun lautlos gleitet's über die Schwelle, —
Nun wieder drinnen erscheint die Helle,
Hinauf sich windend die Stiegen breit.
Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
Sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht;
Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
Wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ist's im Saale — nun im Archive —
Nun steht es still an der Nische Tiefe —
Nun matter, matter, — ha! es erbleicht.

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!“
Und wie ein Aal die beherzte Maid
Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,
Hier droht ein Stoß, dort häkelt das Kleid;
Leis' tritt sie, leise, — o Geistersinne
Sind scharf! — daß nicht das Gesicht entrinne!
Ja muthig ist sie, bei meinem Eid!
Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
— Ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt;
Sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
Drückt zögernd sie an der Spalte Rand:
Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
Der Pergamente glaubt sie zu lauschen,
Und einem Streichen entlang der Wand.
So niederkämpfend des Herzens Schlag,
Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt, —
Was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.
Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
Dann tritt sie näher — so die Gestalt —
Nun stehen die Beiden, Auge in Aug',
Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
Das gleiche Linnen, wie Schneees Flocken,
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.
Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
Sich Linie um Linie entgegenreckt
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;

Nun rührt sich's — die Lebendige spüret,
Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
Der Schemen dämmert, — zerrinnt — entschwand.
Und wo im Saale der Reihen fliegt,
Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
Doch lustig die Maid; sie hieß ja immer
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."

Annette Elisabeth von Droste-Hülshof.

Die Nachtwandlerin.

„Ach Mutter — Mutter! laß mich hinaus,
Schon schwirret lustig die Fledermaus;
Und sieh, wie des Mondes kindliches Licht
Zum Nebelkranze die Berge verflicht,
Wie fromm und gut
Das wilde, brausende Leben ruht!"
So sprach das Fräulein vom Bodenstein.
Sie sehnte sich stets in die Nacht hinein,
Und wie der Sphynx mit dämmernder Nacht
Zum Rundflug auf duftigen Blumen erwacht,
Erwachten auch
Des Fräuleins Geister bei'm Abendhauch.
Die Mutter wohl sprach: „„Des Tages Gold,
Mein Töchterlein, ist dem Guten hold,
Des Mondes Silber ist todtenbleich,
Und die Nacht an Betrug und Tücke reich;
Drum bleib, mein Kind,
Daß nicht der Versucher dich einst umspinnt!""

Das Fräulein vergaß die Mahnung schnell;
Wie ahndend auch scholl der Hunde Gebell,
Wie warnend auch klang der Eulen Schrei'n,
Ging träumend sie doch in die Nacht hinein,
Ging sonder Graus
In's matt erleuchtete Todtenhaus.
Sie schmähte die Wahrheit am Tageslicht,
Die frostig zum frostigen Geiste spricht;
Und mit den Schatten, schwankend und bleich,
Dem Feuerwurme, der Unk' im Teich
Und dem Nebelgebild,
Mit allen kos'te sie liebend mild.
Sie schaut' auf das dunkelsaphirne Meer,
Und auf der silbernen Wölklein Heer,
Und dacht' und sehnte sich freventlich:
„O trügen der Wolken Flügel mich,
Vom Himmelsrand
Zu schauen die Erd' im Nachtgewand!"
Vom Bodenstein hallte die eilfte Stund',
Da schwebte hervor aus dem düsteren Grund
Ein Wölklein, dunkel im innern Raum,
Ringsum verbrämt mit purpurnem Saum,
Und berührte den Fuß
Des staunenden Fräuleins mit purpurnem Kuß.
Es stand ein Jüngling im luftigen Kahn,
Wie ein rosiger Knabe fast angethan,
Aus Regenbogen war sein Gewand,
Das um die Hüften ein Mondstrahl band,
Auf dem goldenen Haar
Von buntem Gestein die Krone war.
„„O Fräulein, Fräulein! was sitzest du hier,
Die Armuth beschauend für und für?

Komm', steig' in meinen flüchtigen Kahn;
Ich führe dich schnell auf der Stürme Bahn
Zu dem wonnigen Raum,
Wo Traum ist Leben, und Leben Traum!'''
Es bot ihr der Jüngling die rosige Hand;
Das Fräulein dem Locken nicht widerstand;
Es trug sie ein Zephir aus Blumenduft
Bald hin bald her durch die silberne Luft,
Bis an Bergeshöhn
Das Wolkenschifflein blieb stille stehn.
Es legte der Wolke Saum sich rund
Um des Blocksbergs Felsen als Purpurbund,
Und des Jünglings Regenbogengewand
Flugs über die Kuppe war ausgespannt;
Und der Steuermann
Das Fräulein führte den Berg hinan.
Hier stellte dem schwärmenden Mägdlein sich dar
Der eigenen Träume verwirrende Schaar:
Was wachend und schlummernd die Seel' ihr je
Geschaffen hatte zu Lust und Weh,
Mit eignem Sein
Erblickte sie's hier in bunten Reih'n.
Auch sah sie der Frauen und Mägdlein viel,
Gleich ihr ergeben dem träumrischen Spiel,
Und jede, gleich ihr, von der Träume Schaar,
Die sie selbst geboren, umgeben war;
Wie Waldgesang
Und Flöten die Rede der Schatten klang.
Nun reiten sie alle bei'm grünlichen Glanz
Der Feuerwürmchen zum schwebenden Tanz,
Dann aßen sie Brod von Blumenstaub,
Und tranken Thau vom Cypressenlaub,

Und sangen zum Mahl,
Vergessend des sonnigen Lebens Qual. —
Das Fräulein saß wieder bei'm Morgenschein
Wohl auf dem Berg am Bodenstein;
Doch war's dasselbe Fräulein nicht mehr,
Denn ach! der Busen war liebeleer:
Wie des Tages Licht
So floh sie der Menschen Angesicht.
Den Geistern und Träumen lebte sie blos,
Sie sagte von Mutter und Schwestern sich los,
Sie sagte sich los von dem liebenden Mann,
Der werbend sie schon zur Braut gewann;
In der Höhle Nacht
Vergrub sie sich vor der Sonne Pracht.
Sie durchschweifte die Nacht mit thränendem Blick,
Und sehnte sich heiß nach der Höhe zurück;
Die Höhe blieb fern, das Herz war matt,
Im Strome fand sie die Ruhestatt.
Sanft ruh' ihr Gebein!
Der Seele wird Gott ja gnädig sein!

Ernst Raupach.

Der Fischer.

1. Der Fischfang.

Ein Fischer hat gefangen
Einen Fisch zum Abendbrod;
Auf dem Kopfe thät ihm prangen
Ein Krönlein goldenroth.
„Ach, Fischer, laß mich leben;
Schenk' dir eine Perlenschnur!" —
Du hast nichts zu vergeben,
Da du ein Fisch bist nur!

Er ist zum Feu'r gesessen,
Und briet den Fisch am Herd;
Als er ein Stück gegessen,
Da ward sein Herz beschwert.
Es schaut mit grünen Augen
Nach ihm im ganzen Haus,
Und tausend Zungen saugen
Ihm Blut am Herzen aus.
Es treibt ihn zu den Wässern
All unaufhörlich hin,
Und treibt ihn von den Wässern
Zum Lande wieder hin.
Die Nachbarn laufen und fragen:
„„Was fehlt dem Fischersmann?““
Die Nachbarn ihn beklagen,
Niemand ihm helfen kann.

2. Fischers Traum.

Und als der Fischer zu Bette
Schlummern geleget sich,
Da rauscht es unter'm Brette
Des Bettes schauerlich.
Es hebt ein Haupt in Haaren,
Schilfstarrend, sich empor;
Ein Leib mit wunderbaren
Korallen kommt drauf hervor.
Die Nixe mit wasserblauen
Augen und bleichem Mund
Hebt auf die langen, grauen
Finger und thut ihm kund,
Was er an ihr verbrochen —
Weinet und ächzt vor Schmerz:

„Du hast meinem Öhm gestochen
Blutig das Messer in's Herz!
Du hast meinen Öhm geschlachtet,
Zauber hüllte ihn ein;
Dafür sollst du verschmachtet,
Elend und jammervoll sein!
Meine Vettern sind die Hechte,
Muhme ist mir die Forell',
Die Gründlinge sind meine Knechte;
Kommt! Kommet über die Schwell'!"
Da plätschert, brauset und rauschet
Wogend unendliche Flut;
Es schnalzt und schnappet und lauschet
Grimmig die schwimmende Brut.
Da züngeln die wilden Gespenster!
Schreiend fährt er empor;
Der Tag sieht klar in die Fenster,
Fort ist der gräuliche Chor.
Nun treibt's ihn zu den Wässern
Wieder beständig hin,
Und treibt ihn von den Wässern
Uferwärts wieder hin.
Und kommt der Abend, und schlossen
Fischers Augen sich kaum,
Kommt auch gerauscht und geflossen
Wieder der gräßliche Traum.
Er hat das Ängsten und Bangen
Länger ertragen nicht;
Sie sahn am Dache ihn hangen
Morgens im frühesten Licht.

Carl Immermann.

Die Nixen.

Die Nixen han im Fluß viel Fisch,
Doch wollen sie Fleisch für ihren Tisch.
Ein Nixlein hat auch Fleisch gewollt,
Doch fand's in seinem Fluß kein Gold.
Da nahm's vom Karpfen Schuppen blank,
Trug sie in's Dorf zur Metzgerbank.
Er strich für baare Münz' es ein
Und fand die Schuppen hinterdrein.
Und als es ihm dreimal war geschehn,
Da mußt' er's seiner Frau gestehn.
Da sprach das Weib zum Metzger schlau:
„Das thut gewiß die Wasserfrau!"
Darauf als das Nixlein wieder kam
Der Metzger scharf in's Aug' es nahm.
Da war sie rings am ganzen Leib
Gethan als wie ein andres Weib;
Nur hinten ihres Rockes Saum
War wie getaucht in Wasserschaum.
„„Nun, fremdes Weiblein, tritt heran
Daß ich dein Fleisch dir hauen kann!""
Sie wirft die Schuppen auf den Tisch
Und greift nach ihrem Fleische frisch.
Doch eh' sie es recht angepackt
Ist ihr der Finger abgehackt.
Ihr Blut bespritzt die Metzgerei
Und sie erhebt ein Wehgeschrei.
Und aus der Flur und aus dem Wald
Erklingt es wieder tausendfalt.
Die Nixen kommen alle herbei
Und fragen, was geschehen sei.
Und als sie's ihnen kund gethan,
Da hoben sie ihr Wesen an.

Da wird dem Metzger schlimm zu Muth
Vor dem vergossnen Nixenblut.
Sie ziehn einher aus Fluß und Bach
Mit ihren Wogen tausendfach.
Sie wollen all' mit ihrer Flut
Aufwaschen ihrer Schwester Blut.
Da waschen sie so lang um's Haus,
Bis es zerfällt in Schutt und Graus.
Sie waschen um's ganze Dorf so lang,
Bis das Wasser es gar verschlang.

Friedrich Förster.

Der Alpenjäger.

Noch liegt der Morgen rings auf den Höhen,
Die Nebel kalt und dicht
In den Schluchten, wo die Tannen stehen
Und wo verborgen und ungesehen
Die Quelle zu Tage bricht.
Noch regt sich kein Laut und auf den Zweigen
Wiegt sich noch kein Vogel mit muntrem Gesang,
Ringsum ist's stille, ein tiefes Schweigen
Herrscht auf den Höhn und die Thäler entlang;
Nur des Morgenglöckleins schwach Geläute
Trägt der Frühwind geschäftig hinaus in's Weite.
Doch oben weit über die Almen hinaus,
Wo kein Kaser mehr steht, und kein Futterhaus,
An der schroffen, entblößten Felsenwand
Steht ein Jäger, die Büchse in der Hand,
Drei Stunden harrt er im Morgenschauer,
Drei Stunden vergeblich schon auf der Lauer.
„Und sollt' ich noch zehnmal länger hier stehn,
Eh' ich die Gemse stürzen gesehn,

Eh' ich sie nicht fasse mit meinen Händen,
Will ich nicht weichen aus diesen Wänden!
Hier muß sie vorüber, hier vorbei,
Und ich habe im Rohre der Kugeln zwei!"
Wohl lauscht er und horcht an der Wand versteckt,
Ob kein Ruf aus der Tiefe die Gems' erschreckt,
Daß sie herüber den Wechselweg,
Und bald ihm zu Füßen getroffen läg'!
Doch wie er auch harret, vergeblich Bemühn!
Aus den Schluchten herauf die Nebel ziehn,
Die Morgennebel an ihm vorbei,
Und bilden Figuren gar mancherlei. —
Und genüber ihm an den Granitwänden,
Ist's doch, als trät' aus dem Nebelschnee
Ein weiblich Wesen! Was kann ihn blenden?
Ihm dünkt's, als ob sie herüber säh'!
Sie regt sich wirklich — es ist kein Wahn,
Sie rufet ihn laut mit den Worten an:
„„Du wilder Schütze in früher Stund',
Was störst du die Stille im Alpengrund?
Was schreckst du den Vogel aus seiner Ruh'
Und die Kinder des Waldes? Was lauerst du,
Die tödtende Büchse in deinen Händen,
Auf die Gemse, das harmlos stille Thier,
Die auf den Bergen so glücklich hier,
Und hier verbluten soll und verenden?
Zeug abwärts! Die Echo fleht dich an,
Sie ist ja selbst in den Bergen geboren,
Und schützet die Gems, die in blindem Wahn
Du verfolgest, und der du den Tod geschworen.
Zeug abwärts! Drücke den Hahn nicht los!
O folge mir, bring' nicht den blut'gen Tod

Auf die freien Höhen, in's Morgenroth!
Doch fällt ein Schuß aus deinem Geschoß,
So rufe ich Berg' und Thäler wach;
Als ob er käme aus hundert Röhren,
Äff' ich in jeder Schlucht ihm nach,
Und alle Wälder sollen ihn hören;
Den Störer des Friedens soll Alles fliehn,
Und jeder Vogel waldeinwärts ziehn!"''
Des Jägers Auge blickt wie gebannt
Noch immer hinüber zur Felsenwand.
Hat ihn ein täuschend Gebild betrogen!?
Die Nebel der Tiefe sind längst verflogen,
Zu seinen Füßen im Sonnenstrahl
Liegt grün und lebendig sein Heimaththal. —
Und abwärts schreitet er still und sacht,
Als ob er aus seltsamen Träumen erwacht;
Erst dort am Abhang bleibt er stehen,
Dort kann er hinab auf die Sennhütten sehen,
Und wärmer zum Herzen tritt ihm das Blut,
Laut jauchzt er hinunter und schwingt den Hut.
Und 's währt nicht lange, hört aus der niedern
Thalschlucht herauf er den Gruß erwiedern;
Die Sennerin, der sein Zuruf galt,
Sie jodelt und jauchzt, daß es wiederhallt! —
Das ist die Echo, du wilder Schütze!
Du störtest nicht feindlich der Berge Ruh',
Drum ruft sie aus jeder Felsenritze
Den Gruß deiner Liebsten dir dankbar zu.
Wie oft wiederholte sich, glockenhelle,
Die Stimme der Dirne, eh' er zur Stelle!
Und erst als er heimkam bei'm Mittagsstrahl,
Ward's wiederum stille im Alpenthal.

Wilhelm Mair.

Die Lore-Ley.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er scheut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'!

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Heinrich Heine.

Die drei Schwestern.

(Im Volkstone.)

Hört ihr im Thale vom Ufer her
Ein klägliches Stöhnen und Wimmern?
Seht ihr im wogenden Silbersee

Drei Schwäne so blendend, so weiß wie Schnee,
Wenn am Himmel die Sternlein kaum flimmern?
Das sind die drei Schwestern von Allen geliebt,
Sie kamen mit Rocken und Rädchen
Wohl jeglichen Abend zum Dorfe herein,
Und mischten sich unter den frohen Verein
Der Burschen und spinnenden Mädchen.
Da wurde gesungen manch fröhlich Lied,
Da gab es wohl viel zu belachen.
Stets brachten die Schwestern was Neues mit
Und übten bisweilen im Tanze den Schritt,
Und erzählten die lieblichsten Sachen.
Doch wann es elf auf der Thurmuhr schlug,
Dann wichen sie eiligst von dannen.
Sie kamen und gingen — woher? wohinaus?
Das gründete Niemand von Allen aus,
Wie sehr sie auch forschten und sannen.
Und ein junger Geselle, verwegen und kühn,
Gelüstete nach den drei Schönen:
Sie kamen — vor Freude pocht' ihm das Herz,
Sie gingen — in Wehmuth versank es und Schmerz,
Dem Gram und der Trauer zu fröhnen.
Oft fleht er um längeres Weilen sie an,
Doch ließen sie nimmer sich halten;
Nicht achteten sie auf den bittenden Ton,
Und flohen wie Wind und wie Nebel davon
Wenn die grausamen Zeichen erschallten.
Das kränkte gar tief sein verletztes Gemüth,
Es verdroß ihn das Bitten und Flehen,
Und heimlich stieg er mit frevelnder Tück'
Auf den Thurm, und stellte die Uhr zurück,
Ein Stündlein sie länger zu sehen.

Ohn' Argwohn nahten die Schwestern drei
Des Abends, wie immer, und spannen;
Da brummte die Glock' erst zehen um elf,
O Himmel, erbarme dich ihrer und helf'! —
Sie wichen — o weh! nicht von dannen.
Deß freute sich weidlich der junge Gesell,
Erfüllt war sein sträflich Begehren;
Und als nun elfmal der Hammer schlug,
Enteilten sie fröhlich, nicht ahnend den Trug,
Um — nimmer wieder zu kehren.
Er siehet des Morgens im nahen See
Drei Flecken mit Blute sich färben,
Und seufzend dringet zu seinem Ohr
Der schreckliche Ruf aus der Tiefe hervor:
„Verderben dem Mörder, Verderben!"
Und Entsetzen treibt ihn vom Orte hinweg;
Er ahnet das grause Vergehen,
Und weilet und harret bis diesen Tag
Der Schwestern, doch nimmer und nimmer vermag
Er das Antlitz der Lieben zu sehen.
Wohl aber vernimmt er vom Ufer her
Ein klägliches Stöhnen und Wimmern;
Wohl aber gewahrt er im Silbersee
Drei Schwäne, so blendend, so weiß wie Schnee,
Wenn am Himmel die Sternlein kaum flimmern.

Franz Christian Malarme.

Braut und Bräutigam.

Ein Schifflein auf der Donau schwamm,
Drin saßen Braut und Bräutigam,
Er hüben und sie drüben.

Sie sprach: „Herzliebster! sage mir,
Zum Angebind was geb' ich dir?"
Sie streift zurück ihr Ärmelein,
Sie greift in's Wasser frisch hinein.
Der Knabe der thät gleich also,
Und scherzt mit ihr und lacht so froh.
„Ach, schöne Frau Done, geb' sie mir
Für meinen Schatz eine hübsche Zier!"
Sie zog heraus ein schönes Schwert,
Der Knab' hätt' lang so eins begehrt.
Der Knab', was hält er in der Hand?
Milchweiß ein köstlich Perlenband.
Er legt's ihr um ihr schwarzes Haar,
Sie sah wie eine Fürstin gar.
„Ach, schöne Frau Done, geb' sie mir
Für meinen Schatz eine hübsche Zier!"
Sie langt hinein zum andern Mal,
Faßt einen Helm von lichtem Stahl.
Der Knab' vor Freud' entsetzt sich schier,
Fischt ihr einen goldnen Kamm dafür.
Zum Dritten sie in's Wasser griff:
Ach weh! da fällt sie aus dem Schiff.
Er springt ihr nach, er faßt sie keck,
Frau Done reißt sie Beide weg;
Frau Done hat ihr Schmuck gereut,
Das büßt der Jüngling und die Maid.
Das Schifflein leer hinunterwallt;
Die Sonne sinkt hinter die Berge bald.
Und als der Mond am Himmel stand,
Die Liebchen schwimmen todt an's Land —
Er hüben, sie drüben.

Eduard Mörike.

Schön Lieschen und das Wasserweib.

Schön Lieschen war so zart, so fein,
Wie Veilchen in der Blüthe,
Sie war so fromm, sie war so rein
Mit kindlichem Gemüthe.
Schön Lieschen war so hell und rein,
Wie nur die lieben Engelein,
Und kannte nur die Tugend
An ihrer zarten Jugend.
Ach! wie sie so am Brunnen stand
Mit aufgeschürztem Kleide,
Und Wasser aus der Tiefe wand
Und wie ein Kind sich freute,
Wenn glänzender als Diamant
Ein Tröpflein an dem Eimer stand. —
Und heller als Diamanten
Die dunkeln Augen brannten.
Da schaut' sie einst zum Born hinein
Wohl in die graue Tiefe;
Großmutter sagt: „Ein Wasserweib
Im Grund des Bornes schliefe."
Und vorgebeugt bis an den Leib
Ruft sie: „„Du liebes Wasserweib,
Soll ich der Sage trauen,
Laß mich den Liebsten schauen!""
Und wie sie's ruft, und wie sie's sagt,
Fühlt sie das Herz gehemmet,
Und wie sie in den Born geschaut,
Fühlt sie die Brust beklemmet,
Die Hände schlug sie vor's Gesicht
Und eilte fort und lachte nicht.

Und Niemand hat ergründet,
Was ihr der Born verkündet. —
Jüngst ruht' ich aus auf ihrem Grab
Von Linden tief umdüstert,
Da hat es mir ein leiser West
Vertraulich zugeflüstert:
Das Wasserweib, ihr zugeneigt,
Hat ihr den Liebsten wohl gezeigt.
Wohl thät sie ihn erspähen,
Den Tod hat sie gesehen.
Der Liebste hat sie heimgeführt
Einst um die zwölfte Stunde,
Da grüßten sie die Engelein
Und sangen in der Runde.
Man senkte sie zur Gruft hinab
Und pflanzte Rosen auf ihr Grab,
Und Abends singt die Meise
Ihr eine Trauerweise.

S. H. Mosenthal.

Sylvester-Nacht.

Das Dorf ist still, still ist die Nacht,
Die Mutter schläft, die Tochter wacht,
Sie deckt den Tisch, sie deckt für Zwei,
Und sehnt die Mitternacht herbei.
Wem gilt die Unruh', wem die Hast,
Wer ist der mitternächt'ge Gast? —
Ob ihr sie fragt, sie kennt ihn nicht,
Sie weiß nur, was die Sage spricht.
Die spricht: „Wenn wo ein Mädchen wacht
Um Zwölf in der Sylvesternacht,

Und wenn sie deckt den Tisch für Zwei,
Gewahrt sie, wer ihr Künft'ger sei.
Und hätt' ihn nie gesehn die Maid,
Und wär' er hundert Meilen weit,
Er tritt herein und schickt sich an,
Und ißt und trinkt, und scheidet dann." —
Zwölf schlägt die Uhr, sie horcht erschreckt,
Sie wollt' ihr Tisch wär' ungedeckt,
Es überfällt sie Angst und Graun,
Sie will den Bräutigam nicht schaun.
Fort setzt der Zeiger seinen Lauf, —
Niemand tritt ein, sie athmet auf, —
Sie starrt nicht länger auf die Thür, —
Herr Gott! da sitzt er neben ihr.
Sein Aug' ist glüh, blaß sein Gesicht,
Sie sah ihn all ihr Lebtag nicht,
Er blitzt sie an und schenket ein,
Und spricht: „„Heut' Nacht noch bist du mein!
Ich bin ein stürmischer Gesell,
Ich wähle rasch und freie schnell,
Ich bin der Bräutigam, du die Braut,
Und bin der Priester, der uns traut!""
Er faßt sie um, — ein einz'ger Schrei;
Die Mutter hört's, sie kommt herbei;
Zu spät! — verschüttet liegt der Wein, —
Todt liegt die Tochter, und — allein

Theodor Fontane.

Die Jungfrau im Zaubergarten.

„Du bleiche Jungfrau, bleich und hold,
Was suchst im tiefen Wald?"
„„Zur weisen Zauberfrau ich wollt',
Wo ist ihr Aufenthalt?""

„Wohl nimmer sucht die Zauberfrau,
Wer froh in Hütten lebt,
So sprich, du mit den Äuglein blau,
Was dir das Herz so bebt?“

„„Ich trag' im Herzen tiefes Weh,
Und bring' es her zu dir.
Es ist so schwer; doch ach, ich fleh,
Nimm nicht mein Weh von mir!““

„Wohl stillen kann ich deine Pein,
Wohl lindern kann ich sie,
Im Garten mein stehn Blümlein fein,
Die alle nenn' ich hie!

Der Blümlein eines such' dir aus;
Siehst du das grüne Laub?
Es sieht so still und düster aus,
Dein Weh wird bald sein Raub!“

„„Nicht will ich solch ein grünes Laub,
Nichts, was das Weh mir stillt;
Viel lieber werd' ich selbst ein Raub
Vom allersüß'sten Bild!““

„So pflück' ich dir die Blume da,
Die falsches Hoffen heißt;
Doch trage sie nicht allzunah,
Ihr Dorn dein Herz zerreißt!“

„„Die falsche Blume nehm' ich nicht,
Mir bleibt sie immer fern,
Dort oben blüht mein's Blümleins Licht,
Dort schaut herab mein Stern!““

„So nimm die bunte, frische hin,
Den heitern Wandelmuth.“ —
„„Nein, nicht nach dieser steht mein Sinn,
Im Tod' ist Treu' noch gut!

Hast du nur falsche Blumen hie?
Wo blüht die rechte dann?
In deinem Garten sucht' ich sie,
Und keine steht mir an.""
„So sprich nur, ob du jene willt,
Da blüht sie lilienweiß,
Wo hell der Bach in Perlen quillt,
Doch die ist kalt wie Eis!"
„„Nicht nenn' ich sie, doch kenn' ich sie,
Schon längst hegt sie mein Herz!"" —
Das Mägdlein ging und pflückte die,
Süß war der letzte Schmerz.

Helmine von Chezy.

Die Lilienbraut.

Vor des Kirchhofs öden Räumen
Schwarz umgittert ist das Thor,
Und im heißen Mittagsscheine
Blinkten hell die Leichensteine —
Spielte froh die Kinderschaar.
Horch! da knarrte leis die Pforte
Und schneeweiß von Angesicht
Trat ein Kind heraus und Blumen,
Rosen, Lilien und Myrthen
Bot es freundlich Jedem an.
Und die muntern Knaben griffen
Nach der Rose bunter Pracht;
Mädchen schmückten sich mit Myrthen,
Banden wechselnd frische Kränze,
Spielten Bräutigam und Braut.
Lange stand das Kind und keines
Nahm der andern Blumen wahr,

Als ein Mädchen fromm und sittig
Aus dem wilden Haufen nahte,
Eine Lilie sich erlas.
Und ein schnelles Lächeln zuckte
Auf des Kindes Angesicht,
Drauf, ihr leis die Stirne küssend,
Eilt es fort; — ein heimlich Grauen
Bebte durch des Mädchens Brust
Neckend riefen ihr die Andern:
„Lilienbraut! komm', Lilienbraut!"
Doch sie eilte zu der Mutter
Von dem schönen Kind erzählend
Ängstlich froh und tief bewegt. —
Zwölfmal war der Lenz entflohen,
Und zur Jungfrau hold und zart
Stand das Mädchen aufgesprossen;
Und von Nah und Ferne warben
Jüngling' um ihr Herz und Hand.
Keiner doch mocht' ihr gefallen,
Denn geheimer Schauer griff
In ihr Herz, sobald die Thränen
Heißer Sehnsucht es berührten,
Die mitleidig es empfand.
Endlich siegt der Liebe Flehen
Und der Mutter ernster Rath;
Der der Treuste ihr geschienen
Wird erwählt und schüchtern krönen
Lieb' und Treu' den frommen Bund.
Anberaumt zur Hochzeitsfeier
Ward der Tag; glückwünschend nahn
An dem Abend vor dem Feste,
Einen Kranz von Rosen bringend,
Die Gespielinnen der Braut.

Da ergreift sie's tief im Innern
Und der Kindheit frommer Geist
Rührt sie an, und lächelnd spricht sie:
„„Wißt ihr doch, nicht Rosen ziemen,
Lilien sind mein Hochzeitskranz.““
Drauf, als still die Nacht gekommen,
Und der Lärm des Tags verstummt,
Lockt im Freien lustzuwandeln
Sie der laue Sommerabend
An des Freundes sicherm Arm'.
Unvermerkt nach langem Irren
Nahn sie sich des Kirchhofs Thor,
Und im blassen Mondenscheine
Blinken rings die Leichensteine,
Ahnend schlägt des Mädchens Brust.
Offen steht die schwarze Pforte,
Und ein tiefer Orgelton
Summet aus des Kirchleins Hallen —
Zitternd in des Freundes Armen
Ruft die Jungfrau: „„Laßt uns fliehn!““
Aber kaum daß sie's gesprochen
Schließet sich ein langer Zug
Tief verhülleter Gestalten
An sie an und nach dem Kirchlein
Reißt das Grausen sie mit fort.
Leis ertönt Gesang und höher,
Immer höher steigt der Ton,
Immer tiefer sinkt die Orgel
Bis in höchster Höh' und Tiefe
Sich der Fall in Nichts verliert.
Nun erfüllt sich vom Gedränge
Rings der Altar und der Chor;

Kinder blaß mit Todtenkronen
Ziehen durch die dichten Reihen,
Tragen einen Lilienkranz.
Und ein Jüngling schön und herrlich,
Aber bleich wie frischer Schnee,
Tritt hervor und mit Entsetzen
Sieht die Jungfrau — jenes Kindes
Züg' in seinem Angesicht.
Drauf ein Priester naht dem Altar,
Und der schöne Jüngling eilt
Auf sie zu mit zücht'ger Sitte,
Fasset ihre Hand, und kalter
Schauer dringt durch ihr Gebein.
An des Freundes Brust geklemmt
Ruft sie bang: „„Er ist's! Er ist's!““
Starr hängt sie an seinen Blicken,
Als des Thurmes Glocke plötzlich
Schallt und dumpf der Grund erbebt.
Und mit ängstlichem Gewimmer
Drängt die bleiche Schaar sich fort —
Finstre Stille wird's, kein Lüftchen
Rauscht; sprachlos in seinen Armen
Trägt der Bräutigam die Braut.
Bebend eilt er durch die Pforte,
Die sich hinter ihm verschließt;
Da aus seinen Armen sinket
Todt die Jungfrau; eine Lilie
Duftet frisch an ihrer Brust.

Alois Schreiber.

Des Wojewoden Tochter.

Es steht im Wald, im tiefen Wald
Das Haus des Wojewoden,
Eiszapfen hängen am Dache kalt,
Und Schnee bedeckt den Boden.
Das Fräulein sitzt am Herd und spinnt
Zu ihrem Hochzeitschleier,
Sie hört im Rauchfang gehn den Wind
Und schürt empor das Feuer.
Da tritt die Waldfrau zu ihm ein,
Die pflegt nichts Guts zu bringen:
„Guten Abend, feines Goldtöchterlein,
Will dir ein Liedchen singen!“
„„Was sollen deine Lieder mir?
Mein Liebster, der kommt balde!
Da hast du Brod, da hast du Bier,
Geh wieder heim zum Walde!““
Die Alte sprach: „Hast immer Zeit,
Dein Schatz wird nimmer kommen,
Der Wald ist tief, der Weg ist weit;
Hat andern Weg genommen.“
„„Was quälst du mich mit falschem Weh?
Treu muß mein Liebster bleiben,
Er schwur es mir, bis aus dem Schnee
Einst rothe Röslein treiben.““
Das Fräulein rief's, doch war ihr bang,
Der Wind pfiff nicht geheuer,
Die Alte blieb, die Alte sang
Ihr dumpfes Lied in's Feuer:
„Und als ich ging die Schlucht entlang,
Da kamen drei Wölfe gesprungen,

Die heulten wie ob gutem Fang
Und hatten blutige Zungen.
Und als ich kam zum Fichtenzaun,
Hört' ich drei Raben schreien.
Sie schrie'n: „,Ihr Jungen, euch soll traun
Der frische Schmaus gedeihen!'''
Und als ich kam zum eis'gen See,
Hab' ich einen Knaben gefunden,
Es floß wohl über den Winterschnee
Sein Blut aus tiefen Wunden.
Roth Röslein blüht aus dem Schnee so kalt,
Nun hast du's selbst vernommen.
Der Weg ist weit und tief der Wald;
Dein Schatz wird nimmer kommen!''
Das Lied war aus, die Alte fort,
Des Herdes Glut vergangen;
Die Jungfrau saß und sprach kein Wort,
Ihr waren so bleich die Wangen.
Und lauter draußen pfiff der Wind,
Und lauter schrie'n die Raben.
Drei Tage nach diesem hat sein Kind
Der Wojewod begraben.

Emanuel Geibel.

Vevros und sein Pferd.

Am Vardar, am Vardar, auf grünem Feld
Lag Vevros im Sterben, der kühne Held.
Es hatt' ihn der Türk', im Busche versteckt,
Mit meuchlischer Kugel hingestreckt;
Nun lag er still im Grase.
Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er ihm so werth;

Er stand, und wußte nicht, wie's geschah,
Daß so den Helden er liegen sah;
Er wagt's, ihn anzureden:
„Steh' auf, mein Gebieter, und höre mein Wort!
Der Türk' ist im Felde wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst du nicht hier gefangen sein,
So eile flugs von hinnen!“ —
„„Wohl möcht' ich von hinnen! — ich kann es nicht!
Nicht länger schau' ich der Sonne Licht!
Die Kugel sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang in's innerste Leben ein; —
Nun geht's mit mir zu Ende!
Drum höre, du Treuer in Freud' und Noth,
Merk' auf, und höre mein letzt' Gebot!
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand,
Und grab' ein Grab mir an Ufersrand
Mit deinen starken Hufen!
Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif' mit dem Zahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft,
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie zu mit Erde!
Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Zelt;
Bring' meinem Bruder, du edles Roß,
Bring' ihm den Säbel und dieß Geschoß,
Auf daß er mein gedenke!
Bring' meinem Mädchen dieß bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug!
Und nimmt sie's wieder, gedenket sie mein,
Und fließen ihre Thränen drein,
So find' ich Ruh' im Grabe!

Fahr' wohl, mein Rappe, das Auge bricht!
Mach' schnell, und laß mich den Türken nicht!''' —
So seufzte der Held, ihn umfing der Tod,
Der Rappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Rappe zu Vevros Zelt;
Er brachte die Waffen und das Geschoß,
Das Tüchlein brachte das edle Roß
Zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen er legt' es hin;
Sie hüllte die weinenden Augen drin,
Sie jammerte laut vor bitterm Schmerz,
Da brach dem Rappen das treue Herz,
Es brach, und schlug nicht wieder.

K. F. von Schmidt-Phiseldeck.

Der Seemannstod.

(Nordische Sage.)

Er war hinausgezogen
Vom heimathlichen Strand
Mit Schwert und Schild und Bogen
Auf ungetreuen Wogen
Zum fernen Inselland.

Und Monden kamen, schwanden,
Es blüht und welkt die Flur,
Und Barken gehn und landen;
Doch von dem Helden fanden
Sie Kunde nicht, noch Spur.

Die Jungfrau, voller Sorgen,
Sie späht vom Klippenrand
Im Thau am frühen Morgen,

Bis spät, in Nacht verborgen,
Die letzte Dämmrung schwand.
Die Wogen steigen, fallen
Vor ihrem Kummerblick;
Doch von den Wogen allen,
Die an's Gestade wallen,
Bringt keine ihn zurück.
Da ruft sie ihre Mannen,
In Sturm und Schlacht bewährt,
Und steuert rasch von dannen,
Des Weges hin, von wannen
Held Aslur wiederkehrt.
Sie steuert manche Tage,
Sie steuert manche Nacht,
Und lauscht dem Wellenschlage
Mit ewig stummer Klage,
Wenn kein Gefährte wacht.
Die Winde wehen leise,
Die Sterne lächeln mild,
Und die verklärten Gleise
Malt in der Wellen Kreise
Des Mondes Silberbild.
Da sieh, die Wogen heben
Sich dort so nebelbleich,
Sie wallen und sie schweben
Im Winde hin und weben
Gebilde, Segeln gleich.
Und immer höher steigen
Die Schatten aus dem Meer, —
Ein Schiff in tiefem Schweigen,
Geführt vom Geisterreigen,
Fließt duftiggrau daher.

Und aus der bleichen Runde
Tritt eine Luftgestalt,
Und haucht mit leisem Munde,
Wie wenn in nächt'ger Stunde
Der Wind durch Nebel wallt:
„Gunilde, wende, wende,
Zurück den kühnen Muth!
Mich zogen Götterhände —
(Sie wollten Aslur's Ende) —
Hinunter in die Flut."
„„Mein Aslur, dich zu finden,
Mein Aslur, schifft' ich her.
Weilst du in diesen Gründen,
Schnell soll mich dir verbinden
Ein Tod, ein Grab, ein Meer!""
„Gunilde, ach, entweiche!
Gedenk' der grünen Au';
In meinem öden Reiche,
Da schattet keine Eiche,
Da glänzt kein Blüthenthau."
„„Mein Aslur, Heldenblüthe,
Dich denk' ich nur allein!
Laß mich im Meergebiete,
Wo noch kein Kelch erglühte,
Dir Duft und Blume sein!""
„Gunilde, nimmer tönen
Hier Lied und Harfenklang;
In diesen ew'gen Thränen
Wird nie der Liebe Sehnen
Zum lieblichen Gesang!"
„„Wo Abschiedsthränen flossen,
Da schweiget Klang und Lied;
Die Harfe hängt verdrossen,

Die Lippe blieb verschlossen,
Seit Aslur von mir schied!""
„So denk' der Hochzeitskränze,
Eh' Lust und Liebe flieht,
Eh' an der kalten Grenze
Nach dem verlornen Lenze
Das Herz vergebens glüht!"
„„Kannst mit dem Blitz du streiten?
Kannst für des Sturmes Flug
Du Weg und Ziel bereiten?
Und willst die Liebe leiten,
Wohin, woher ihr Zug?""
„Nacht ist mein Nebelleben,
Fern von der Sonne Glück;
Nur wenn die Sterne beben,
Darf sich mein Schatten heben:
Gunilde, kehr' zurück!"
„„Nein, laß zu dir mich eilen,
Bei dir ist Licht allein;
Laß mich die Tiefe theilen,
In deinen Nächten weilen,
Dir Tag und Sonne sein!""
„Gunilde, halt! Auf immer
Umschließt dieß kalte Grab;
Zum Leben führt es nimmer,
Sieh dort des Morgens Schimmer!
Leb' wohl! Ich muß hinab!"
„„Willst du von dir mich scheiden?
Bin ich nicht dir vertraut?
Ward nicht in Lust und Leiden
Ein Weg, ein Ziel uns Beiden?
Empfang' die Todesbraut!"" —

Da öffnet er die Arme,
Da leuchtet's ihm im Blick,
Da kehrt, nach langem Harme,
Das volle, liebewarme
Gefühl ihm neu zurück.
Sie beugt sich zu ihm nieder,
Er neigt sich zu ihr her.
Sie lebt als Schatten wieder,
Und die entseelten Glieder
Begräbt das stumme Meer.
Die Winde wehen leise,
Die Sterne lächeln mild,
Und die verklärten Gleise
Malt in der Wellen Kreise
Des Mondes Silberbild. —
Doch wen die Ruh' betrogen,
Ihm glüht kein Morgenroth! —
Die Windsbraut kommt geflogen,
Es heulen laut die Wogen:
Das ist des Seemanns Tod!

J. L. Biernacki.

Der fremde Spielmann.

Was rennen die Straßen auf und ab
Die Väter, die Mütter so bange?
„Schon sank hinunter der Sonnenschein,
Schon grauet die Nacht von den Bergen herein;
Wo bleiben die Kinder so lange?"
Als jetzt die Abendglock' erklang
Mit dumpf verhallenden Tönen,
Der Pförtner die Thore zu schließen begann,
Da wuchs bis zur Verzweiflung an
Das tief bekümmerte Sehnen.

Ein Spielmann kam gezogen daher,
Gar bunt und seltsam geschmücket;
Schön weht ihm vom Hute die Feder, ein Band
Wallt von der Schulter, in seiner Hand
Eine goldene Harf' man erblicket.
Er rührte die Saiten, das klang so süß,
So wunderneu in die Ohren;
Es rauschte der Töne bezaubernde Flut,
Daß sich in berückender Wollust Glut
Die Sinne dem Hörer verloren.
Und als das Städtchen ab und auf
Er wandelt spielend und singend,
Da sammeln sich all die Kindlein zu Hauf
Wohl durch das Städtchen ab und auf,
Ihm nach mit Entzücken sich dringend.
Und immer und immer gedrängter die Schaar,
Und wirbelnder immer die Saiten,
Es tanzten, es sangen und sprangen empor
Die Knaben und Mädchen im hellen Chor,
Ein Wunder vor allen Leuten.
So zog mit dem Trupp er hinab aus dem Thor,
Ob schalten, ob baten die Alten,
Was auch die Mutter vom Fenster schrie:
„Geht nicht vor's Thor, o bleibt doch hie!"
Doch keines ließ sich mehr halten.
Und an dem Thor ein grauer Mann
Mit wunderbarlichen Falten
Drei Mal hohl rufend, ein Warner, schrie:
„„O Kinder, o Kinder, bleibt doch hie!""
Doch keines ließ sich mehr halten.
Zu dem Thore sie stürmen all' hinaus;
Voran mit Singen und Klingen

Der Spielmann eilet, sie hinterher;
Bald tönen die Saiten so dumpf und schwer,
Daß Ängsten ihr Herz durchdringen.
Er führt sie an einen Wald so graus;
Jetzt ringen umsonst sie zu fliehen;
Weh! überqualmet von schweflichtem Duft,
Weit gähnend eröffnet sich eine Kluft;
Hinunter die Klänge sich ziehen.
Und rasch die Kluft jetzt zusammen sich schlang,
Unter kläglichem Heulen und Weinen;
O weh! wie brach jetzt voll Jammer und Schmerz,
Als die Kund' erscholl, manch Mutterherz
Um die armen verlorenen Kleinen.
Ein Wandrer, der mit Entsetzen es sah,
Erzählt' es früh Morgens mit Thränen;
Nichts finden die Sucher, der Waidmann allein
Hört oft im Grauen der Nacht dort ein Schrei'n
In dumpfen verlorenen Tönen.

K. Ph. Conz.

Ahnengruß.

Die Jungfrau trat in der Väter Hall',
Rings hingen die Bilder der Ahnen all'.
„Ihr Ahnen, reicht mir zum Gruß die Hand,
Seht her, schon trag' ich mein Grabgewand:
Mein Vater liegt draußen, der starke Held,
Mein Liebster schlug ihn im Siegesfeld!
Meinem Vater wird's wohl im Grabe sein,
Mein Liebster legt' ihn ja selbst hinein!
Er setzt' ihm selber ein Todtenmal
Und netzt' es mit seinem Blut zumal!
Ihr Ahnen, reicht mir zum Gruß die Hand,
Seht nur, schon trag' ich mein Grabgewand!" —

Es setzt sich die Maid in der Väter Hall',
Rings schaun sie die Bilder der Ahnen all'!
Sie winken „„Willkomm! Willkomm!"" ihr zu
Und es liegt nun die Halle in tiefer Ruh'.

Wilhelm Genth.

Der schwarze Prinz.

Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!"
Trommeln und Trompeten schallen,
Rothe Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balcone:
In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.
Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr! wie ist Eu'r Nam' und Zeichen?" —
„„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürst von großen Reichen!""
Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen
Und das Schloß begann zu beben.
Bei'm ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.
Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.
Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.
Bleich die Kinder beide schienen,
Bot der Gast den Becher ihnen:
„„Goldner Wein macht euch genesen!““
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„„Kühl ist dieser Trunk gewesen!““
An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben;
Wohin der graue
Erschrockene Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.
„Weh! die holden Kinder beide
Nahmst du hin in Jugendfreude:

Nimm auch mich, den Freudelosen!"
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„„Greis! im Frühling brech' ich Rosen!"""

Ludwig Uhland.

Der fliegende Holländer.

Es peitscht der Sturm die Wellen so wild
Und jagt das Schiff mit Macht.
Blitz hellt das Dunkel — doch kein Bild,
Kein Sternbild blickt durch die Nacht.
Was auf dem Schiffe Leben hat,
Das hilft an Segel und Mast.
Weh', wenn die brausende Welle sich naht,
Die wüthende den Lebenden faßt!
Sie schlägt von der einen Seite heran
Und wirft sich über den Bord,
Und nimmt den vergeblich sich sträubenden Mann
Als einen Todten mit fort.
Der Sturm braust lauter und lauter auf,
Die Segel sind noch nicht herein.
Wer klettert die schwankenden Leitern hinauf
Und zieht die flatternden Segel ein?
Da rast der Sturm so wüthend schnell
Und beugt und bricht den Mast.
Es leuchtet dazu so gelb und hell
Der Blitz, der unheimliche Gast.
Und immer wilder und wilder wühlt
Das aufgeregte Meer.
Der Sturm ist's, der kein Erbarmen fühlt
Und das Schiff schleudert hin und her.

Da — da — und weggespült ist das Boot!
Nun Alles verzweifeln muß.
Sie beten — sie fluchen in banger Noth
Und lösen Schuß auf Schuß.
Da zischet der Blitz noch einmal über's Meer,
Und zeigt den dräuenden Felsenriff.
Halt' an! seht dort! was rauscht daher
Mit vollen Segeln? Es ist ein Schiff!
Sie rufen, sie schießen, es kommt heran,
Durchkreuzet rasch die wüthende See.
Jetzt sehn sie es Alle — jetzt langt es an —
Es ist der fliegende Holländer, weh!
Das Schiff so schwarz, und die Masten so,
Die Segel so schwarz wie der Tod;
Am Steuer der Böse, lacht schadenfroh
Ob der armen Schiffbrüchigen Noth.
Der Donner rollt, der Blitz löscht aus,
Und an den Himmel schlägt ihr Geschrei;
Das Beten, das Fluchen, — Angst und Graus —
Und der fliegende Holländer jagt vorbei.
Die Sonne scheint auf's weite Meer,
Sie bringt den Morgen still herauf;
Die Wellen fluten ruhig her,
Die Fische tauchen spielend auf.
Verstummt ist der Armen banges Geschrei;
Gerad' in derselben Zeit und Stund',
Als der fliegende Holländer jagt' vorbei,
Da ging das arme Schiff zu Grund.

O. L. B. Wolf.

Drei Larven.

Die Falten der Stirne bedeckt mit der Krone,
Mit dem Purpur der König das Blut an dem Throne.
Nun ruft er hinab in der Sclaven Gewühl:
„Es beginne der Tanz und das Larvenspiel!“
Es wirbeln die Töne, es schwelget die Lust,
Der Friede kehrt nicht in des Königs Brust.
Drei weiße Larven gehn an ihm vorüber;
Des Königs Blick wird trüb' und trüber.
Sie kommen noch Einmal in rother Tracht,
Auf des Königes Antlitz lagert die Nacht;
Sie kommen noch einmal schwarz gegangen,
Da erbleichen des Königs finstre Wangen.
Sie stellen sich schweigend vor seinen Thron,
Drei Schädel grinsen ihn an voll Hohn.
Es sinkt der König vom Throne nieder,
Doch Keiner erblicket die Larven wieder.
Er gebeut; es entlarvt sich jedes Gesicht,
Der König erblicket die Gaukler nicht;
Da ruft er dem Diener und heimlich gebeut er:
„Eh's taget, bring' her mir den Traumdeuter!“
Der Diener enteilt, und der Weise spricht:
„„Zu spät kommt die Frage, ihm deut' ich sie nicht.
Hat solches Gesicht eines Menschen Sohn
Gesehn, so ergriff ihn die Deutung schon.
Der erste Schädel hat also gedroht:
Was du thatest, verwes'te, dein Wirken war Tod!
Der Zweite sprach: Weil du gebaut dir auf Leichen,
Mußt selber als Leiche das Leben du scheuchen!
Der Dritte: Wer Einmal die Beiden geschaut,
Wird selber zu einem, eh' Morgen graut!

Gar manichfach bunt ist der Larven Gewühl —
O hüte dich vor dem schwarzen Spiel!"""
Der Bote springt Morgens vom triefenden Roß
Und eilt mit der Botschaft hinauf in das Schloß.
Schneeweiß liegt der König im weißen Talare,
Bedeckt auf der schwarzen behangenen Bahre.

Willibald Alexis Häring.

Die traurige Krönung.

Es war ein König Melesint,
Von dem will ich euch sagen:
Der meuchelte sein Bruders-Kind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland! Irland! warest du so blind?
Der König sitzt um Mitternacht
Im öden Marmorsaale,
Sieht irr in all die neue Pracht,
Wie trunken von dem Mahle;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring' die Krone!
Doch schau'! wer hat die Pforten aufgemacht?
Da kommt ein seltsam Todtenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt in Mitten;
Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwül.
Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde.

Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erschrickt.
Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät sich neigen, —
Er neiget über eine Leiche sich.

Eduard Mörike.

Die Pendeluhr.

Im Sessel sitzt ein kranker Mann,
Schon weht ihn ein Hauch des Todes an.
Die Glieder erschlaffen; die Blicke nur,
Die heftet er starr auf die Pendeluhr.
Oft hat ihn ihr Klang zur Freude geweckt;
Oft hat er zu Leiden ihn aufgeschreckt.
Wohl tönt seit Jahren nicht mehr ihr Schlag,
Doch blickt' er nach ihr noch jeglichen Tag:
„Du Angedenken von Freundes Hand,
Den ich im Leben nie wieder fand;
Du bist verrostet, dein Klang ist verhallt,
Mich legen sie in die Erde bald!
Kein Weib steht trauernd bei meinem Grab,
Kein Kind weint Thränen auf mich herab!
So werd' ich auch droben vereinsamt stehn,
Ein liebendes Auge nicht wiedersehn!" — —

Da tönet plötzlich der Pendelschlag,
Der schon verstummt seit Jahr und Tag.
Ein freudiger Schrecken durchzuckt den Greis,
In dessen Adern das Blut schon Eis:
„Ich hab' dich verstanden, du ferner Freund;
Dich find' ich dorten — wir werden vereint!"
Ein Schimmer verklärt sein Angesicht;
Er wendet den Blick von der Pendeluhr nicht.
Der Glockenschlag, der ist verhallt;
Im Sessel der Greis sitzt bleich und kalt.

Ludwig Kossarski.

Die Rose von Jericho.

Es sitzt ein Greis alleine im ritterlichen Saal,
Die Ahnen an den Wänden, und vor ihm der Pokal;
Doch will der Wein nicht munden, ja eine Thräne rann
Wohl über die bleichen Wangen dem einsamen alten Mann.
In seinen dürren Händen er eine Rose hält,
Verdorrt und längst verblühet, worauf die Thräne fällt;
Doch zieht ein freudig Lächeln noch über das blasse Gesicht,
Und zitternd, unwillkürlich die welke Lippe spricht:
„Du hast es mir versprochen, du gabst zum Unterpfand
Die schöne, blühende Rose mir im gelobten Land;
Als ich, ein Streiter Christi, dich fand so frisch, so froh,
Da gabst du mir die Rose, die Rose von Jericho.
Da hast du es gesprochen, du meines Herzens Braut,
Mit süßem Liebesblicke, mit süßem Liebeslaut:
Du wollest mir erscheinen, wenn Alles von mir schied,
Wenn ich ein Greis, verlassen, verkannt und lebensmüd.
Ich soll dich wiedersehen, wie mir dein Mund verhieß,
Als ich dich meiden mußte, als ich dich treu verließ —
Das sollte mir ein Zeichen, ein wahrhaft Merkmal sein:
Die Rose würde blühen und duften im warmen Wein.

Ich bin ein Greis und werfe die Ros' in den Pokal,
Nun komme denn und zeige dich mir zum letzten Mal!
Der Wein soll wärmen, glühen, die Rose blüh' empor,
Nun komme denn und zeige dich mir, die ich verlor!" —
Mit dürren, zitternden Händen, mit freudig ängstlicher Scheu
Rückt näher er und näher sich den Pokal herbei,
Und setzt zuerst die Leuchte, wohl giebt sie matten Schein;
Dann küßt er noch die Rose, und stellt sie in den Wein.
Und sieh'! der Wein, er sprühet, die Rose duftet schon,
Es lösen schon die Blätter sich mehr und mehr davon.
Der Greis schaut starren Blickes auf Rose und Pokal,
Es blitzet in den Augen der Hoffnung froher Strahl.
Und immer voller, voller die Rose duftend blüht,
Und immer froher, freud'ger des Greises Antlitz glüht.
Es hellet sich das Zimmer, es dringet Licht herein —
Die Rose steht entfaltet im warmen, duftenden Wein.
Es hat der Greis sich langsam zurück in den Stuhl gelehnt,
Man hat ihn ruhig schlafend dort lange noch gewähnt;
Doch fanden die Diener am Morgen den Greis im Lehnstuhl todt,
Die Rose im Pokale — erblühet frisch und roth.

F. Brunold.

Die Silberlilie.

Am Tag der Weihnacht saß der alte Freiherr
Hugo von Steinheim auf der Väter Burg,
Versenkt in wehmuthsvoller Freude Träume, —
Trat an des Zimmers hohe Fensterbogen,
Auswärts mit manchem Eulennest umgeben,
Hin schaut' er auf die helle Wintergegend
Der Tannen schwer mit Schnee und Eis belastet;
Rief dann, wie Einer, der bei Tag entschlummert,

Erst in des Abends Dämmerung erwacht,
Voll Unmuths schier, dem alten Diener Kurt:
„Wie ist's so düster draußen! wie so trüb'
Sind jetzt die Tage! Siehst du es nicht auch?
Bist du so wenig eingedenk des Herrn,
Daß du ihn weilen läßt in Finsterniß?"
Das Antlitz abgewandt und mit dem Finger
Den Thau zerdrückend in der grauen Wimper
Ging Kurt; dem treuen Knecht entging es nicht, —
Noch breite über's Land sich nicht die Nacht,
Doch oft ein Schleier vor des Greises Aug'.
Und seines Fortgeh'ns nicht gewahrend, fuhr,
Das harte Wort bedauernd, Hugo fort:
„Was schweigst du, Alter, hab' ich dich gekränkt?
Laß sein, es war so böse nicht gemeint!
Weißt wohl, der alte Kopf braust manchmal noch,
Wie damals, als wir zwei im Böhmerland —
Wir sagten zwar, ein wenig uns zu wärmen,
Doch Frevel war's nur, toller Übermuth! —
Von ihren Kesseln zwölf Kroaten jagten.
Am ärgsten mag ich sein, wenn so, wie heut,
Erwartung mich, wenn Ungeduld mich treibt,
Auch — schmollst du noch? soll ich dich bitten, Mucker?
Ich mag es leiden, wenn ein Diener auch —
Ist er wie du — nur keiner von den Laffen! —
Gekränkt sich fühlt; doch trotzen muß er nicht! —
Auch können wir, was wir noch abzuthun,
Gar füglich in der Dämmerung berathen;
Recht traulich ist's im Zwielicht!" —
Kurt trat ein,
Bedächt'gen Schritts, ein wohlverwahrtes Kästlein
Im linken Arm, in den gekrümmten Händen

Zwei Doppelleuchter schweren Silbers mit
Des alten Stammes Wappen schön geziert,
Und pflanzte still die Kerzen auf im Zimmer.
„Sieh', braver Kurt, es wird ja plötzlich hell;
Ei sieh', du bist noch immer so besorgt,
An dir verspürt man nicht des Alters Schwäche: —
Du nahmst doch wohl auch meines Wortes wahr,
Daß, wenn es sechs Uhr schlägt, der Ahnensaal
Erwärmt ist und, wie jedesmal, beleuchtet?
Daß Niemand ihn betritt, keins von den Kindern
Und keiner von der ganzen Dienerschaft?
Daß jede Tafel wie vor Zeiten steht?
Du hast doch die Husaren aufgestellt? —
Daß auch die Tanne für die Enkelkinder
Recht stattlich prangt mit Licht und gold'nen Äpfeln?
Daß in dem Wipfel nicht der schöne Engel,
Der fromme Spruch nicht mangelt: Ehr' sei Gott,
Auf Erden Fried', den Menschen Wohlgefallen! —
Ich mag es gern, wenn's so beim Alten bleibt!
So hielten's unsre Väter jederzeit,
So oft der Hausherr nicht beim Heere war —
Nun, ich bin's nicht, ich werd' es nimmer sein,
Geht's nicht vielleicht dort oben wieder los —
Verzeih' mir's Gott! Doch jetzt wird's wohl schon spät?
Bring' mir die Gaben all' hier auf den Tisch,
Die wir vorlängst schon aus der Stadt geholt.
Zuerst die Büchse mit dem Doppellauf
Für Dippold! Traun! das ist ein brav Gewehr,
Vom besten Meister, ausgelegt mit Gold.
Ich habe lang' so einem nachgestellt,
Und keins bekommen; Geld thut's nicht allein,
Das ist ein Glücksfall! — Mag mein Ält'ster denn

Hier für die Küche tüchtig damit pürschen. —
Nun bring' die Perlen für die Frau vom Haus:
Die werden der Frau Tochter baß gefallen;
Sie liebt das Stille, kommt in ihrer Tracht
Mir oft so sittig wie die Urfrau vor. —
Jetzt kommt der Detlev. Gieb mir aus dem Schrank —
Dort, rechts im Fache — den Brillantenring.
Der ist nun einmal Hofherr, und so gilt
Ihm Schimmer höher, als ein brav Gewehr;
Doch wacker ist er drum, und seine Jüngste,
Mein Hätschelchen, die schlanke, blonde Ida,
Die Braut des tapfern Hauptmanns von den Jägern —
Ha, wie das Alter auch vergeßlich macht!
Kurt! Kurt! Da wollt' ich — denkst du denn an nichts?
Daß dich das Wetter! sag', ist aus der Stadt,
Vom Juwelier, der Bot' noch nicht zurück?"
„„Ei wohl!"" – sprach Kurt, und gab das Kästlein hin,
Das er, getrieben von des Freiherrn Eile,
Mit selt'ner Sorgfalt immer noch geschleppt.
Schnell that es Hugo auf, sah still hinein,
Das Haupt bedächtig schüttelnd, tief bewegt,
Legt' einen Ring dazu, den von der Gattin
Er einst empfangen am Verlobungstage,
Verschloß das Kästlein, setzt' es zu den Andern,
Ließ nun die Gaben für die Übrigen,
Wie jeder Stand und Alter es erheischte,
Gehörig ordnen, sandt' im hohen Korbe
Durch Kurt dann Alles nach dem Ahnensaale.
Und als er nun bis zu des Dieners Rückkehr
Vor Ungeduld die Uhren schlagen lassen,
Befahl er Kurt, ihm, wie an diesem Fest
Er stets gewohnt, die Uniform zu bringen,

Die, als des großen Friedrich's Adjutant,
Er einst getragen bei Revue und Schlacht,
Das Ordenskreuz, das er im Kampf erwarb;
Vertauschte dann, wie sonst der Kälte trotzend,
Mit ihr den freundlich warmen Zobelpelz.
Die Filzkamasche mit dem blanken Stiefel,
Ermangelnd nicht der Sporen und Manschette.
So stattlich angethan und, wie er scherzte,
Von inn' und außen fröhlich wie ein Fähndrich.
Doch, wie der Diener keinem konnt' entgehen,
Ein flackernd Licht vergänglich, im Erlöschen,
Begab der greise Feldherr sich zum Saale,
Wo all' die Väter hingen — die mit Panzern,
Mit Bärten, Ritterkragen, goldnen Ketten;
Im Küraß und mit wallenden Perücken
Und Ordensband und Sammttalar die andern;
Die Mütter auch, die frühern nonnenhaft
Gekleidet, ein Gebetbuch in der Hand,
Die spätern hochgebrüstet, mit Fontangen,
In Schäferhütchen, spielend mit dem Fächer —
Zum Ahnensaal, wo Kurt auf seinen Wink
Ein wenig früh die Kerzen angezündet.
Hier ging er langsam an den Tischen all'
Vorüber, daß von seiner Sporen Klirren
Dumpf wiederhallte der geschachte Boden;
Sorgfältig musternd, ob an jeder Stelle
Auch Alles liege, wie er's angeordnet,
Und, ob der Thurmuhr peinlich trägen Gang,
Dessauer's Marsch bald pfeifend und bald trommelnd.
Jetzt endlich schlug der Zeiger sechs, und wie,
Die alte Sitt' verehrend, er befohlen,
Erschien der Hausherr Dippold mit den Seinen,

Die andern Söhne auch, die nahe wohnten,
Ein jeglicher mit dem Gemahl und Stamme —
Kadet's und Lieut'nants, Fräulein, junge Frauen,
Ihr Kind im Arme — wilde munt're Knaben, —
Und Jedes ward begrüßt, und zu dem Tische,
Der ihm bestimmt, mit frohem Blick gewiesen.
Nur Eines trübte noch der Freude Rausch;
Noch fehlte Detlev aus der Residenz,
Obwohl sein letzter Brief es zugesagt,
Zur Christbescheerung pünktlich einzutreffen.
„„Der Wagen kommt!““ rief hastig in den Saal
Der alte Kurt, selbst ganz vor Freude trunken.
Der Wagen rasselte durch's Thor und Alles
Nahm Lichter, flog zum Fenster, zu den Treppen:
Der Freiherr nur allein, obschon Geduld
Jetzt peinlich war, blieb an des Saales Thür,
Wie sonst im Kugelregen, auf dem Posten,
Empfing daselbst den Sohn, die Schwiegertochter,
Und küßte Ida, obwohl noch verschleiert
„Kommt, Kinder!“ jauchzte Hugo — „und empfangt,
Im Reisekleid' noch, was ich euch bestimmt.
Nehm't sie, die Pfänder treuer Vaterliebe! —
Dir, liebe Ida, muß ich es erklären,
Warum ich diese Gabe dir erkor.“
Die Hand ihm küssend, aber nicht wie ehemals
Sich schmiegend an des Ältervaters Seite,
Vernahm es Ida, zog sich an die Eltern,
Die sinnig standen, schier getrübten Blicks.
„Des Ringes Gabe braucht der Deutung nicht“ —
Nahm heitern Sinns der Greis auf's Neu das Wort —
„Ich trug ihn selbst; du magst ihn weiter schenken.
Doch anders ist's hier mit der Silberlilie.

Nie dacht' ich sonst als Mann an meine Träume!
Doch, wenn die schöne Zeit entflohen ist,
Wo unverhofft des Schlummers Fittig naht
Und ungedankt mit Morgenroth entweicht, —
Wenn schlaflos oft die Nacht mit trägem Gang
Nicht enden will, dann wird der Traum uns werth,
Als Unterhaltung, als Beschäftigung.
So träumt' ich jüngst — es sind nun sieben Tage —
Als ich, um auch die Nacht hinweg zu täuschen,
Der Weihnachtsgaben still erfreut gedacht,
Du kämest zu mir, Ida, weiß gekleidet,
Nur einen Myrthenkranz im blonden Haar,
Und bätest mich um eine — Silberlilie,
Für deine Brust zum bräutlich zarten Schmuck;
Du bat'st so sanft, ich mußt' es dir versprechen!
Dann zog'st du mich mit kindlich frommer Hand
Dort an der Kirch' vorbei nach einem Garten,
Wo Lilien blühten, Kind, in solcher Menge,
Von solcher Schönheit, wie ich nie geseh'n,
Und warst, als ich dir eine brach, verschwunden.
Nun hat mich's einstmals wunderbar erfreut,
Als du in meinen Knie'n das schöne Mährlein
Von Azor und Zemiren mir erzählt,
Wie da Zemire bei des Vaters Abschied
Nicht Stoffe, Perlen, prächt'gen Schmuck sich wünschte,
Nein! auf der Welt nichts, als nur eine Rose!
Weiß selbst nicht, wie so Alles kam, — doch da
Ich aufstand, war ich wunderbar bewegt;
Es schien mir unrecht, wachend zu versagen,
Was ich im Traume, Ida, dir gewährt;
Genug, von nun verfolgt es mich so lang',
Bis ich den Boten, der flugs satteln mußte,

Mit der Bestellung in die Stadt gesandt.
Der wackre Goldschmied hat sein Wort erfüllt,
Vor wenig Stunden kam die Lilie an:
Da nimm sie denn, und trag' sie einst am Altar —
Wer heißt's dir auch, im Traum mir zu erscheinen?"
Da sank das schöne Fräulein vor ihm nieder,
Die Mutter thränenvoll in Detlev's Arm,
Und Detlev sprach: „„O Vater! o mein Vater!
Vergieb dem Sohne diesen frommen Trug,
Der, nicht zu trüben dieß dein einz'ges Fest,
Dich täuschen wollte, ob das Herz schon brach.
Dieß holde Mädchen ist nur Ida's Freundin,
Die schwesterlich sie — bis zum Tod gepflegt.
Gott wollt' es — Vater! ja, seit sieben Tagen
Hat Ida uns verlassen — ist dort oben!"" —
Fest stand der Alte, obwohl seine Hand
Sich krampfhaft an des Stuhles Lehne rankte,
Stand ritterlich, ein Ritter frommen Glaubens,
Strich sanft das Silberhaar um seine Schläfe,
Sprach: „Ist es also? Nun versteh' ich ganz
Des Traumes Deutung. — Edles Fräulein, nehm't
Von mir den Ring, von Ida als Vermächtniß,
Geb't ihn dem Mann, den ihr euch einst erwählt,
Und legt dafür die Lilie in den Sarg.
Des Mannes Wort reicht über's Grab hinüber, —
Der Todten darf ihr Christgeschenk nicht fehlen! —
Jetzt, Kinder, lass't mich geh'n, — es ist genug! —
Der Kirch' vorüber geh't der Weg zum Garten!" —
Am dritten Feiertag klang dumpf die Glocke;
Die Fackeln brannten in dem Hof der Burg;
Es weh'ten Flöre durch den hellen Dampf;

Man trug den Sarg mit Degen und mit Schärpe
Zur Ahnengruft; Kurt schwankte hinterdrein. —
Wohl mag der Geist, der Kirch' vorbeigeschwebt,
Mit Ida nun im Liliengarten wandeln! —

Friedrich Kind.

Die Frühmette.

„Marie, Marie, der Zeiger ruft,
Der ferne Morgen schon tagt!
Auf, schmück' in der Kirche des Herrn Altar,
Und nimm des Fehlenden sorgend gewahr,
Wie's ziemt der dienenden Magd!' —
„ „Herzliebe Mutter, es war ein Traum,
Der euer Lager umschlich;
Noch weht kein kühliger Morgenduft,
Am Fenster vorüber streicht die Luft
Der Mitternacht schauerlich!" " —
„Marie, Marie, es war kein Traum,
Der Morgen ist nimmer fern;
Drum, trauteste Tochter, laß Schlummer und Bett,
Und kleide dich eilig, allsauber und nett,
Zum heiligen Dienste des Herrn!" —
Auf sprang das Mägdlein und zündete rasch
Die Ampel mit regem Bemühn,
Und hüllte die Glieder in weißes Gewand,
Und setzte auf's Haupt mit geschäftiger Hand
Ein Kränzlein von Rosmarin.
Und als sie wandelt auf dunklem Pfad
Den stillen Kirchhof entlang —
Was hallte so traurig durch die Luft?
Horch! hohl und dumpf, wie aus tiefer Gruft,
Ertönte der Chorgesang!

Rings glänzten die Fenster am Gotteshaus,
Erleuchtet vom flimmernden Schein:
Da schnell mit steigender Angst und Hast
Die klirrende Pforte das Mägdlein faßt
Und trat in den Tempel hinein.
Da saßen bei'm trüben Ampellicht,
In Reihen die Kirch' entlang,
Mit bleichem, hohläugigen Antlitz, o Graun!
In aschgrauen Kleidern, so Männer als Frau'n,
Und dumpf erscholl der Gesang:
„„Den Todten, schlummernd in tiefer Gruft,
Schaut nimmer ein Sterblicher zu!
Wer wagt es verwegen und unbedacht
In heiliger Stunde der Mitternacht
Zu stören die würdige Ruh'?
Zeuch ein, zeuch ein zur düstern Gruft,
Zum Schlummer so still und so lang;
Dich kühlt nicht fürder die Morgenluft!“‟ —
Da umwehte das Mägdlein des Grabes Duft
Und lautlos zur Erden sie sank.
Und als am Morgen der Frommen Schaar
Zum Tempel des Herren wallt,
Da nahmen sie grausend das Mägdlein wahr,
Im weißen Gewande, mit wallendem Haar,
Das Antlitz so bleich und so kalt.

Heinrich Döring.

Die Geistermesse.

Vom Thurme schlägt die Mitternacht,
Der Abt von Gereon erwacht,
Er glaubt, es töne schon Geläut,
Und Frühmeß will er lesen heut.

Ihm ist's im Haupt wie Traum und Wahn,
Doch rasch zieht das Gewand er an
Und eilet durch den Klostergang —
Wie still ist's noch das Haus entlang!
Ihn kümmert's nicht. Dumpf dröhnt sein Tritt,
Zur Kirche lenkt er schnell den Schritt:
Die Wölbung glänzt vom Kerzenschein —
Voll Frost und Schwindel tritt er ein.
Es ist, als ob die Orgel klingt,
Als ob die Schaar der Beter singt —
Die Weihrauchwolke steigt empor —
Ihm dringt es wirr in Aug' und Ohr.
Den Betern sieht er in's Gesicht,
Die Bleichen rings erkennt er nicht,
Die Andern kennt er — doch der Tod
Entband sie längst von Lust und Noth.
Kalt rieselnd blickt er auf zum Chor:
„Wer hebt die Hostie dort empor?" —
Es ist im schwarzen Trau'rtalar,
Der vor ihm Abt im Kloster war! —
Dann sieht er grausend, furchtdurchbebt,
Daß sich ein Katafalk erhebt.
Er forschet ängstlich, wen er barg:
Da liegt sein Ebenbild im Sarg!
„Gott helfe!" Furchtbar dröhnt sein Schrei,
Und das Gesicht ist rasch vorbei.
Die Kirch' ist dunkel, fort der Kreis,
Das Trau'rgerüst, der Priestergreis.
Und Kälte schüttelt ihm das Mark —
Kaum ist er heimzugehen stark.
Und er empfängt bei'm Morgenstrahl
Den Beicht'ger mit dem Abendmahl.

Und fürder stand er nicht mehr auf.
Er weiß: es schließt sein Lebenslauf.
Es hat bei'm dritten Abendlicht
Der Tod erfüllet sein Gesicht.

Wolfgang Müller.

Der Tischler und seine Gesellen.

Hätt' der alte Tischlermeister
Seinen Hobel fortgelegt;
Gott den Herrn und Schöpfer preist er,
Der auch heute ihn gepflegt;
Freut sich still am Feierabend,
Setzt sich, wo die Linde steht,
Wo die Lenzluft mild und labend
Ihm das Silberhaar umweht.

Sind zwei Wanderbursche kommen,
Nehmen höflich ab den Hut;
Wären gern in's Haus genommen,
Wollten Arbeit liefern gut.
Hätt' der Eine sich erboten:
„Mach' dir Wiegen für die Kind."
Sprach der Andre: „„Für die Todten
Mach' ich Särge dir geschwind.""

Glich der Erst' 'nem schönen Weibe,
Roth der Mund, das Auge blau;
War der Andre dürr von Leibe,
Wange bleich und Lippe grau.
Meister spricht: „„Wohlan, Gesellen,
Werkstatt sei euch aufgethan!
Will euch Tisch und Bett bestellen,
Morgen fängt die Arbeit an!""

Und im Haus wird's stumm und stummer,
Mitternacht deckt Dach und Thor.
Fährt der Alte auf vom Schlummer,
Horcht und horcht mit scharfem Ohr.
Wahrlich, Hobelklänge schallen
Aus der Werkstatt dumpf und laut;
Meister schleicht zu Arbeitshallen,
Hätt' durch's Gitterlein geschaut.
Sah im Mondschein jede Fliege,
Sah bei'm Werk das Burschenpaar,
Und, o Wunder! hier 'ne Wiege,
Dort ein Sarg fast fertig war.
An der Wiege zog der Schöne
Hin und her den Hobel schnell;
Traun, da klang's wie Harfentöne,
Und er sang gar mild und hell:
„Liebe legt zu Lust und Leben
In die Wieg' das Kindlein zart;
Liebe wird es leis' umschweben
Auf der heißen Pilgerfahrt!
Liebe läßt ihm Blumen blühen,
Liebe lindert seinen Schmerz,
Liebe trägt's, nach Erdenmühen,
Treu und sicher himmelwärts!"
Sang's, und sieh, die Hobelspäne
Wandeln rings in Rosen sich;
Meister staunt, und eine Thräne
Von den grauen Wimpern schlich.
Doch am Sarge auch der Bleiche
Reißt den Hobel hin und her,
Daß es heult bei jedem Streiche,
Und er singet dumpf und schwer:

„„Tod und Sterben Loos des Lebens,
Trennung dem, was Liebe band;
Trug und Täuschung Preis des Strebens,
Menschenweisheit — Narrentand!
Leichengraus den Jugendwangen,
Brand — der Hütte, die dich barg;
All dem heißen Glutverlangen
Kalt und still ein schwarzer Sarg!““
Sang's, und sieh, die Hobelspäne
Wandeln rings in Knochen sich;
Meister staunt', und eine Thräne
Von den grauen Wimpern schlich.
Nimmt sein Käpplein von dem Scheitel,
Faltet fromm die dürren Händ':
„„Herr, das Erdenthun ist eitel,
Schenk' mir bald ein gnädig End'!““ —
Und es blinkt des Frühlichts Schimmer,
Linde strahlt im Morgenroth,
Drin der Meister, mild wie immer,
Hätt' gelegen bleich und todt.
Doch dem Töchterlein daneben,
Jungen Tischlers braver Frau,
Ward die Nacht ein Sohn gegeben.
Mündlein roth und Äuglein blau.
Wanderbursche sind verschwunden
Ohne Gruß und ohne Dank;
In der Werkstatt hätt' man funden
Sarg und Wiege neu und blank.
In dem blanken Sarg der Alte
Schläft in Frieden sanft und gut;
Kindlein, daß es Gott erhalte!
In der blanken Wiege ruht.

Oscar von Sydow.

Frau Hitt.

(Tiroler Volkssage.)

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.
Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
Und schlummert' in süßer Ruh',
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm,
Und wiegt' es, und seufzte dazu:
„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind,
Und allem Elend bloß!
Zur Speise hast du ein hartes Brod,
Das ein Andrer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Äpflein bot,
So war es dein bester Tag!
Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar!"
So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug,
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.
Voran auf falbem, schnaubenden Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Ärmste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.
Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:
„„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor und rückwärts herum,
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all mein Eigenthum.
Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Bei'm ersten Wink bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!""
Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:
„O seht dieß Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"
„„Weib, bist du rasend?"" zürnt die Frau,
„„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist, was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer.""
„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt,
O so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
Und was ihr entbehren könnt!"

Da zieht Frau Hitt ein hämisch Gesicht,
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.
Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"
Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht.
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.
Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„„„Ei, Wilder, was bist du so faul?""""
Sie treibt ihn durch Hieb und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.
Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Muth,
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft.
In den Adern stockt das Blut.
Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.
Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.
Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sich auf,
Und wachsen, und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

Carl Egon Ebert.

Die todte Königin.

Die Nacht war kalt und rabenschwarz,
Kein Sternlein am Himmel zu schauen;
Nur aus des Schlosses gothischem Saal
Drang vieler Kerzen heller Strahl
Hinaus in das nächtliche Grauen.

Der Saal war schwarz mit Trauerflor,
Die Wände mit Tüchern behangen —
Und mitten in dem Saale lag
Die Königin im Sarkophag
Vom ewigen Schlummer umfangen.

Ein Hauptmann hielt im Vorgemach
Sammt fünfzig der Ritter die Wache. —
Schon schlich die Mitternacht heran,
Kein Laut, — nur kreischend dreht der Hahn
Sich hoch auf dem moosigen Dache.

Und als vom hohen Glockenthurm
Die Mitternachtsstunde nun tönet,
Da rollt ein Wagen, schwarz mit Flor
Und ohne Fackel durch's Brückenthor,
Daß dumpf es im Schlosse dröhnet.

Die Marschallin steigt aus dem Schlag
In tiefste Trauer gehüllet.
Ihr Antlitz ist so starr und bleich,
Ihr Blick wie sonst nicht anmuthreich,
Und Grauen die Ritter erfüllet.

Und vor den Hauptmann tritt sie hin
Und redet mit bebendem Munde:
„Laßt mich zu meiner Königin,
Jetzt ruft des Amtes Pflicht mich hin,
Drum öffnet mir, Ritter, zur Stunde!
Nur schwere Krankheit, wie ihr wißt,
Hat lange den Dienst mir gewehret —
Ich bitte, laßt mich nun allein
Ein Stündlein in dem Saale sein,
Wie Pflicht und Herz jetzt begehret!“ —
Der Hauptmann schloß die Flügelthür
Ihr auf, doch mit heimlichem Schauern.
Sie trat hinein, rasch hinter ihr
Verschloß er wieder gleich die Thür,
Doch außen noch stand er, zu lauern.
Wie regt in ihm die Neugier sich!
Wie möcht' er durch's Schlüsselloch sehen! —
Er schaut und schaut; er fährt zurück:
Ist's Wahn, täuscht nicht sein irrer Blick?
Die Haare zu Berg ihm stehen.
Noch traut er seinen Augen nicht,
Heißt Ritter für Ritter hin schauen;
Doch jeder wendet schnell den Blick,
Weicht von der Pforte bang zurück
Und ringsum herrscht schweigendes Grauen.
Denn aufrecht in dem Sarkophag
Die todte Königin sitzet;
Spricht eifrig mit der Marschallin
Und hält ihr die bleiche Rechte hin,
Daß funkelnd der Diamant blitzet.
Unschlüssig steht der Hauptmann da:
Nicht kann er der Furcht sich erwehren.

Da springt die Thüre auf dem Saal
Und Alle sehn bei'm Kerzenstrahl
Zurücke die Marschallin kehren.
Dem Hauptmann zollt sie ihren Dank —
Die Ritter stehn schauerumwoben —
Sie steht in ihrer Kutsche Schlag,
Erwartend schaun ihr Alle nach,
Und — Ross' und Kutsche zerstoben!
Den andern Morgen läuft in's Schloß
Ein Bote mit sicherer Kunde:
„Die Marschallin der Königin
Zum bessern Leben ging sie hin
Heut' Nacht um die zwölfte Stunde!"

Ernst Friedrich Grünewald.

Der lachende Todtenkopf.

Bei Limmerick auf dem Wiesenplan
Die Fiedel geht, der Tänzer schwebt;
Ein kleines Männchen tritt heran,
Und wildes Gelächter sich erhebt.
„O lustiger Toby, komm' und bleib',
Flink streiche die Fiedel zum Zeitvertreib!"
Klein Toby löst den Spielmann ab,
Der Holzschuh klappt, die Pfeife schmaucht,
Und lustig geht's in raschem Trab
Im Kreise, daß der Boden raucht.
„Brav, Toby, zeige dein närrisch Gesicht,
Und wer dann kann, der lache nicht!"
Der kleine Spielmann hebt den Kopf —
Vor hellem Gelächter ruht der Tanz,
Der reiche wie der arme Tropf,
Der müde Greis, die Braut im Kranz;

Sie Alle lachen in wilder Lust,
Als müsse zerbersten die röchelnde Brust.
Doch Toby, der lustige Toby klein
Sieht rund herum im frohen Kreis,
Dann schreit er laut in den Jubel hinein:
„„Daß es nur Jeder hört und weiß:
Wirft Jack mich einst in's Grubenloch,
Gott straf' mich, ich lach' als Schädel noch!““ —
Da schweigen alle Tänzer still,
Nur Toby streicht die Fiedel fort,
Doch Keiner mehr sich drehen will,
Verlassen lieget bald der Ort,
Der lustige Toby nur allein
Muß Hüter des freien Planes sein. —
Die Jugend sieht ihn schüchtern an,
Man grüßt nur hastig von der Seit',
Doch Toby lacht, der arme Mann,
Denn lachen muß er jeder Zeit. —
Die Geige schweigt, die Hütt' ist zu,
Klein Toby ging zur ew'gen Ruh'. —
Wohl sind verflossen zwanzig Jahr,
Ein Grab der Todtengräber gräbt,
Einen Schädel ohne Haut und Haar
Die Schaufel da zu Tage hebt.
Er stellt ihn, wie's Sitte ist zur Zeit,
An's Grab, zwei Knochen an die Seit'.
Und von der Ferne schallt Gesang,
Das Rauchfaß dampft, die Glocke ruft,
Und zahlreich auf den letzten Gang
Einen Todten geleitet man zur Gruft.
Die Träger stehn, die Bahre sinkt,
Zur Mette Ruhe der Priester winkt. —

Er wendet sich — da wüst und wild
Ein lautes Gelächter füllt die Luft.
Die Trauernden, in Schwarz gehüllt,
Vor Lachen stürzen in die Gruft —
Und zitternd tobt es fort und fort:
„„Seht, seht den lachenden Schädel dort!““
Der Schädel steht und grinst sie an,
Doch grinsend scheint er zu lachen laut;
Es lacht das Kind, der ernste Mann,
Der Priester lachet, der ihn schaut.
Der Todtengräber nur, ernst allein,
Spricht: „„„„Lustiger Toby, schlaf nun ein!““““

Ernst Willkomm.

Der Todtengräber.

Wohnt' einst ein Todtengräber am Kirchhof zur Fahrmünd;
Der hatte viel begraben, und auch sein Weib und Kind.
Saß oft in Gram verloren, und seufzt' am frischen Grab:
„Ach, fiel doch meine Bürde nun bald am Hügel ab!
Was soll ich länger oben? Mein Haar ist weiß wie Schnee, —
Kann kaum den Spaten tragen, der Brust ist ewig Weh!“
Und hat sich auch erkieset ein Plätzchen, grün und still,
Am Fuß der breiten Linde, wo er einst ruhen will.
Das hat er treu bewahret seit langen Jahren schon;
Es schläft sein Weib zur Rechten, zur Linken schläft sein Sohn.
Da pocht's zu später Stunde einst an sein Kämmerlein
Und ruft: „„Steh' auf vom Schlummer! Ein Grab muß fertig sein!
Am Fuß der breiten Linde, das Plätzchen, still und grün —
Und mußt das Werk vollenden, noch eh' die Sterne fliehn!““
Er hört's und geht von hinnen, nimmt Leucht' und Spaten mit.
Die Glock' ruft Eins im Thurme, als er durch's Gitter tritt.

Und gräbt mit Hast und Eile — die Arbeit lobt den Fleiß.
Von Stirn und Brust und Wangen rinnt ihm der Mühe Schweiß.
Und weint manch stille Thräne und seufzet schmerzenvoll,
Weil hier bei Weib und Kinde ein Fremder ruhen soll.
Lang eh' die Sterne fliehen ist auch sein Werk vollbracht;
Er geht und sagt den Lieben mit Sehnsucht gute Nacht.
Und als nach dreien Tagen das Sterbeglöcklein rief,
Trug man den Todtengräber zum Grabe frisch und tief.

Heinrich Seidel.

Der finstere Waffenschmied.

Auf dem Ambos frisch und hell
Hammerklang mit frohem Liede.
Tritt ein finsterer Gesell
Trotzig in die Waffenschmiede,
Spricht den Gruß mit Hammerklang;
Da verstummet der Gesang.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Und vom Meister Schmied begehrt
Er die Arbeit mit dem Hammer;
Dieser langt ein rost'ges Schwert
Aus der vollen Waffenkammer:
„Schmied' ein neues Schwert daraus,
Und du bleibst in meinem Haus.“
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Wieder tönet Hammerklang
In der ruß'gen Waffenschmiede;
Aber nimmer tönt Gesang.
Keiner bringt's zu einem Liede.

Keinem ist es wohl und recht
Um den finstern Schmiedeknecht.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Klirr! — Der alte Stahl zerspringt
Unter'm Schlage seines Hammers.
Gräßlich wild das Schwert erklingt,
Wie ein Schrei des tiefsten Jammers,
Dröhnend durch das ganze Haus. —
Alle faßt ein stummer Graus.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Kohle flammet, Kohle zischt
An des Schwertes rost'ger Klinge.
Bläs't der Balg, die Glut erlischt.
„„Meister, das sind böse Dinge!
Ist's ein Dämon, der im Schwert
Gegen Glut und Schlag sich wehrt?""
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Ruhig schaut der Meister zu,
Ernst und mit betäubten Zügen.
„Schwere Sünde thatest du!
Dir wird sich das Schwert nicht fügen."
Der Geselle steht erblaßt,
Wie von Schreck und Angst erfaßt.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Auf des Schwertes rothen Rand
Legt der Meister seine Finger.
„Merk' dir: eine reine Hand
Ist der finstern Macht Bezwinger,

Und es nützt ein frommer Spruch
Mehr als Schwur und Zauberbuch!"
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Kohle sprüht und Hammer klingt,
Und der Stahl fügt sich den Schlägen,
Bis das neue Schwert gelingt,
Dank des Meisters Zaubersegen!
Und es singt der düstre Schmied
Leis vor sich ein traurig Lied.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Plötzlich zuckt der scharfe Stahl
In die Hand, die ihn geschmiedet,
Und des Blutes rother Strahl
Auf der heißen Klinge siedet.
„Weh dir!" zürnt des Meisters Wort,
„Du vollbrachtest schlimmen Mord!"
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
„Wiss', dieß ist ein Henkerschwert,
Richtstahl, schwere Schuld zu rächen,
Und dein sündig Blut begehrt
Heut er streng für dein Verbrechen.
Deines eignen Hammers Schlag
Brachte deine Schuld zu Tag!"
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Drauf der Finstre: „„Ich gesteh'
Meine That."" — Er spricht's mit Zagen:
„„Meinen Vater hab' ich, — weh'! —
Meuchelmörderisch erschlagen,

Und mit Arglist den Verdacht
Auf ein andres Haupt gebracht!""
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.
Und der Stahl, der ihn verrieth,
Straft den bösen Vatermörder.
Hammerklang und frohes Lied
Tönen in der Schmiede förder,
Oft doch auch ein traurig Lied
Von dem finstern Waffenschmied.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
. Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Ludwig Storch.

Der schnelle Reiter.

Meister Oluf, der Schmied auf Helgoland,
Verläßt den Ambos um Mitternacht;
Es heulet der Wind am Meeresstrand,
Da pocht es an seiner Thür mit Macht.
„Heraus, heraus, beschlag' mein Roß!
Ich muß noch weit und der Tag ist nah."
Meister Oluf öffnet der Thüre Schloß,
Und ein stattlicher Reiter steht vor ihm da.
Schwarz ist sein Panzer, sein Helm und Schild;
An der Hüfte hängt ihm ein breites Schwert;
Sein Rappe schüttelt die Mähne gar wild,
Und stampfet mit Ungeduld die Erd'.
— „„Woher so spät? Wohin so schnell?"" —
„In Norderney kehrt' ich gestern ein;
Mein Pferd ist rasch, die Nacht ist hell,
Vor der Sonne muß ich in Norwegen sein!"

— „„„Hättet ihr Flügel, so glaubt' ich's gern!““ —
„Mein Rappe, der läuft wohl mit dem Wind;
Doch bleichet schon da und dort ein Stern:
Drum her mit dem Eisen und mach' geschwind!“
Meister Oluf nimmt das Eisen zur Hand;
Es ist zu klein, — da dehnt es sich aus.
Und wie es wächst um des Hufes Rand,
Da ergreifen den Meister Angst und Graus.
Der Reiter sitzt auf, es klirrt sein Schwert:
„Nun, Meister Oluf, gute Nacht!
Wohl hast du beschlagen Odin's Pferd;
Ich eile hinüber zur blutigen Schlacht!“
Der Rappe schießt fort über Land und Meer,
Um Odin's Haupt erglänzet ein Licht;
Zwölf Adler fliegen hinter ihm her,
Sie fliegen schnell, und erreichen ihn nicht.

Alois Schreiber.

Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland.

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
Und bald kann ich dieß Schweigen nicht mehr brechen,
Es sieht mich an mit flehender Geberde
Das stumme Bild, und dringt mich noch zu sprechen!
Warum, o Erde! hatt'st du keinen Mund,
Und warst so träg, die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit stummem Glanz erfüllen,
Ist das Verbrechen auch mit euch im Bund?
Kann nur der Mensch, was er gesehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falscher Eidschwur und ein feiger Willen?

Laß mich nicht sterben, Gott, in meinen Sünden!
 Nimm diese Last von der gedrückten Seele,
 Und laß dieß Blatt den rechten Leser finden!
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
 Was ich geseh'n, und nicht in ew'ger Nacht
 Ein Grab mit mir die Greuelthat verhehle! —
Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
 Wann kräft'ger der Gedanke sich entzündet,
 Als einsam ich bei'm Wort des Herrn gewacht,
Auf daß am nächsten Morgen ich's verkündet';
 Daß unversehns zwo dräuende Gestalten,
 (Wie es gescheh'n, hab' ich noch nie ergründet)
Indem ich sinnend sitze, vor mir halten,
 Schwarz wie die Nacht und ihre dunklen Mächte.
 Wo wart ihr da, ihr schirmenden Gewalten?
War abgewendet eure heil'ge Rechte,
 Dem Frommen eine feste Burg und Mauer
 Vor bösem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon sank ich in des sichern Todes Trauer;
 Die Seele wandte sich zum ew'gen Lichte,
 Die Glieder aber löste kalter Schauer;
Doch während so das Härt'ste ich erdichte,
 Das Äußerste zu dulden schon mich rüste,
 Geschah es mir, wie ich wahrhaft berichte.
Es ist ein Ort, nicht fern der Meeresküste —
 Verwittert steht der Kirche alt Gemäuer
 In des Gefildes dürrer, sand'ger Wüste,
Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
 Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
 Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
 Befahl der Eine. „Willst die Glieder laben,
 So folge mir zu spätem Hochzeitschmaus!

Du kannst das wohl nicht alle Tage haben!“
Der Andre sprach: „„Nimm dieses Gold und eile!
Wo nicht, so bist du morgen schon begraben!““
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Dräu'n ich fortgezogen;
Der Weg ist wohl von einer halben Meile.
Die Sterne standen an des Himmels Bogen,
Sonst war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und fernher tosten dumpf die Meereswogen.
Doch uns'res Weges einz'ger sichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn schnell durch's Dunkel gingen die Begleiter.
Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reise, hielten die Gefährten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie sprachen mit einander durch Geberden,
Drauf gaben sie den Augen eine Hülle,
Wodurch sie nur die innre Nacht vermehrten.
Ich wurde nun in meiner Seele stille,
Und wiederholte gläubig stets die Worte
Voll Trost und Kraft: „„Herr, es gescheh' dein Wille!““
Und bald gelangt' ich zu dem stillen Orte,
Wohin so oft voll Andacht ich gegangen;
Und auf ein Zeichen öffnet sich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet, kenn' ich alle Schritte,
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.
Ich hört' Geräusch, als wären's Menschentritte,
Und leise Laute durch die Stille schweben;
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber schien die Ruhe aufzuleben.
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meister,
Und dachte: nun wird sich's zum Ende geben.

So machte Furcht und Schrecken selbst mich dreister,
Daß ich die Stimme herzhaft so erhoben:
„‚Seid abgeschied'ne ihr, doch gute Geister,
Die Gott den Herrn und Jesum Christum loben,
So sprecht! was treibt euch noch zurückzukehren
In diese Welt von jener Welt dort oben?
Doch seid ihr nicht aus jenen sel'gen Sphären,
Wer gab euch Macht, euch also zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieses Orts zu stören?'"
Doch hört' ich, kaum war dieß vergönnt zu sprechen,
Ein schreckl'ch Wort mir an das Ohr getragen,
Und stark wie Felsen durch das Herz mir brechen.
Es galt nicht weder Fragen mehr, noch Klagen;
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn selbst die Kraft des Wollens war zerschlagen.
Die Hülle fällt, und schon steht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den priesterlichen Segen;
Das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
Zwar schön, doch bleich, als käm' sie aus dem Grabe;
Der Jüngling in der ersten Blüth' der Jahre.
Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein frisch geöffnet Grab.
Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals sonst gewesen.
Es waren eig'ne, seltsame Gesichter,
Worin man glaubt ein fernes Land zu lesen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Tracht und Wesen.
Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als sonderbare Klänge
Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.

Und als verstummten Orgel und Gesänge,
    An Sprach' und Weise keinen zu vergleichen,
    Sah ich zum Altar drängen sich die Menge,
Das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen
    Mit einem Blick — ich werd' ihn immer schauen! —
    Und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen.
Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
    Des Mädchens kalte, todtenblasse Hand,
    Um sie dem schönen Jüngling anzutrauen; —
Wie war's, daß ich das Zittern nicht verstand,
    Als ihre Hand zu seiner sich gewendet?
    Und warum knüpft' ich solch unselig Band?
Kaum war der letzte Segensspruch vollendet,
    (In griech'scher Zunge, wie man mir befohlen)
    So wurden mir die Augen neu verblendet;
Woraus sich Thränen nicht umsonst gestohlen.
    So schied mein Blick von der vermählten Braut.
    Dann ließen sie ein Crucifix sich holen,
Auf das ich mußt' mit heller Stimm' und laut
    Ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben,
    Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.
Dieß war mir noch die härteste der Proben!
    Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
    Ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.
Nun frei, löst' ich sogleich mich von den Banden,
    So mir die Augen starr und fest umzogen,
    Die sich alsbald empor zum Himmel wandten.
Die Sterne standen noch am Himmelsbogen,
    Sie sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
    Und näher brausten laut die Meereswogen;
Und in der Kirche war noch schwacher Flimmer;
    Doch bald d'rauf sah ich's dunkel drinnen werden,
    Und es erstarb des Lichtes letzter Schimmer.

So legt', ermüdet von der Nacht Beschwerden,
Kraftlos und schwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen:
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber;
Es däuchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.
Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
In allen Gliedern schien es mich zu packen;
Ich sah noch einmal in die Nacht hinüber, —
Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und, fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als säße Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauses offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder;
Doch früh am Morgen riß es mich empor:
Nicht Ruh' noch Rast für die zerschlag'nen Glieder!
Noch eh' die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
Stand ich schon vor der alten Kirche wieder.
Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel;
Die Kirche färbte sich mit goldnem Saume;
Es legte sich der Sinne wild Getümmel.
Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume!
War es des heitern Morgens frische Kühle,
Die alte Still' in diesem heil'gen Raume;
War es der Trost der himmlischen Gefühle,
Die dieser Ort so oft auf mich ergossen
In mancher Leiden schwerer banger Schwüle: —
Mir war die Nacht wie ein Gesicht zerflossen!
Auf's Neue war das Herz dem Glauben offen;
Und schon hatt' ich die Kirche aufgeschlossen.
Der erste Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Ist jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich gehe hin und öffn' es, stark im Hoffen, —

So tief ist mir das Zutrau'n eingedrückt!
Ich öffn', und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —
Die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden! —
Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
Nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran so viele Qualen saugen,
Was hinderte dich damals abzusterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählich mich zerstören,
Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?
Und so viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren!
Indeß der Tod schon meine Stunden zählet,
Und vor mich stellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet.
O selig Jeder, welchem sanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewissen
In inn'rer Brust der Friede Gottes quillt!
Und diesen Frieden mußt' ich lange missen!
O Quell des Heiles, unerschöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!
Wend' ab von mir den lang getrag'nen Zorn!
Laß schlafen endlich, laß sich endlich brechen
Des Herzens Noth und des Gewissens Dorn!
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
Und neigst dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß diese Schrift zur fernen Zukunft sprechen,
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten!

F. W. J. von Schelling.

Die Fürstentafel.

(Eine böhmische Geschichte.)

Wer ist Jene, die auf grüner Haide
Sitzt in Mitte von zwölf edeln Herren?
Ist Libussa, ist des weisen Kroko
Weise Tochter, Böhmenlandes Fürstin,
Sitzet zu Gericht und sinnt und richtet.
Aber jetzo spricht sie scharfes Urtheil
Rotzan, einem Reichen. Und der Reiche
Fähret auf im Grimme, schläget dreimal
Mit dem Speer den Boden und ruft also:
„Weh uns, Böhmen! weh uns, tapfre Männer!
Die ein Weib verjochet und betrüget,
Weib mit langem Haar und kurzen Sinnen! —
Lieber sterben, als dem Weibe dienen!"
Und Libussa hört's und ob es freilich
Tief sie kränkt in ihrem stillen Busen;
Denn des Landes Mutter, aller Guten
Und Gerechten Freundin war sie immer;
Dennoch lächelt sie und redet gütig:
„„Weh denn euch, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Daß ein lindes Weib euch liebt und richtet:
Sollet einen Mann zum Fürsten haben,
Einen Geier statt der frommen Taube!""
Und stand auf voll schönen stillen Zornes.
„„Morgen ist der Tag; wenn ich euch rufe,
Sollt ihr haben, was ihr wünschet!"" — Alle
Blieben stumm und tiefbeschämet stehen,
Fühlten Alle, wie sie übel lohnten
Ihrer Treu' und Mutterlieb' und Weisheit;
Doch gesprochen war's und Alle, lüstern

Auf den Morgen, auf den Mann und Fürsten,
Gehn mit hellen Haufen aus einander.
Lange hatten viele reiche Herren
Nach Libussen's Hand und Thron getrachtet,
Sie gelockt mit Schmuck und Schmeicheleien,
Reichem Gut und Heerden. Doch Libussa
Wollte nie sich Hand und Thron verkaufen.
Wen nun wird sie wählen? Alle Edeln
Schlafen unruhvoll und hoffen Morgen. —
Morgen kommt. Die Seherin Libussa
Ist noch ohne Schlaf und Schlummer,
Ist auf ihrem hohen heil'gen Berge,
Fragt die Göttin Klimba, bis die Göttin
Endlich spricht und öffnet Reiches Zukunft:
„‚Auf! wohlauf Libussa, steige nieder,
Hinter'm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll dein weißes Roß den Fürsten finden,
Der Gemahl dir sei und Stammes Vater:
Fährt da emsig mit zwei weißen Stieren,
In der Hand die Ruthe seines Stammes,
Und hält Tafel da auf eiser'm Tische.
Eile, Tochter! Schicksalsstunde eilet!'“
Schwieg die Göttin und Libussa eilet,
Sammelt ihre Böhmen, legt die Krone
Nieder auf die Erde und spricht also:
„‚‚Auf! wohlauf, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Hinter'm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll mein weißes Roß den Fürsten finden,
Der Gemahl mir sei und Stammes Vater:
Fährt da emsig mit zwei weißen Stieren,
In der Hand die Ruthe seines Stammes,

Und hält Tafel da auf eiser'm Tische.
Eilet, Kinder! Schicksalsstunde eilet!'''
Und sie eilten, nahmen Kron' und Mantel,
Und das Roß vor ihnen, wie der Wind schnell,
Und ein weißer Adler über ihnen —
Bis an Bila's Ufern über'm Berge
Stand das Roß und wiehert einem Manne,
Der den Acker pflüget. Tiefverwundert
Stehen sie. Er schreitet in Gedanken,
Pflüget emsig mit zwei weißen Stieren,
In der Rechten eine dürre Ruthe.
Und sie boten laut ihm guten Morgen.
Stärker treibt er seine weißen Stiere,
Höret nicht: „Sei uns gegrüßet, Fremder,
Du der Götter Liebling, unser König!"
Treten zu ihm, legen ihm den Mantel
Um die Schulter und die Königskrone
Auf sein Haupt. „,O hättet ihr mich immer
Pflügend meinen Acker lassen enden!'''
Spricht er; „,eurem Reiche sollt's nicht schaden —
Doch es ist des schnellen Schicksals Stunde!'''
Und steckt ein die Ruthe in die Erde,
Band die weißen Stiere los vom Pfluge:
„,Geht, woher ihr kamet!''' Plötzlich hoben
Sich die weißen Stiere in die Luft hin,
Gingen ein zu jenem nahen Berge,
Der sich schloß, und aus ihm sprang ein faules
Wasser, das noch jetzo springet. Plötzlich
Grünete die Ruthe aus dem Boden,
Sprießet oben in drei Zweige. Staunend
Sehn sie Alles. Und Przemysl, der Denker,
(Also war sein Name) kehrt den Pflug um,

Langet Käs' und Brod aus seiner Tasche,
Heißt sie niedersitzen auf die Erde,
Legt die Mahlzeit auf den Pflug von Eisen:
„„Haltet denn mit eurem Fürsten Tafel!""
Und sie staunen ob des Schicksalspruches
Wahrheit, sehn den Eisentisch vor ihnen
Und die Ruthe grünen. Und, o Wunder!
Schnell vertrocknen zwei der dreien Zweige
Und der dritte blühet. Endlich können
Sie nicht schweigen und der Pflüger redet:
„„Staunet nicht, ihr Freunde; diese Blüthe
Ist mein Königsstamm. Es werden Viele
Wollen herrschen und — verdorren! Einer
Wird nun König sein und blühen!"" — „Aber,
Herr, wozu der sondre Tisch von Eisen?" —
„„Und ihr wisset nicht, auf welchem Tische
Stets ein König isset? Eisen ist er,
Ihr die Stiere, die sein Brod ihm pflügen!""
„Aber, Herr, ihr pflügetet so emsig;
Zürnetet, den Acker nicht zu enden?" —
„„O hätt' ich ihn enden können, hätte
Euch Libussa später mir gesendet;
Niemals würde dann, so spricht das Schicksal,
Eurem Reiche süße Frucht ermangeln!
In den Bergen sind nun meine Stiere.""
Damit stand er auf und stieg auf's schöne
Weiße Roß, das scharrt und triumphiret.
Seine Schuhe waren Lindenrinde
Und mit Bast von seiner Hand genähet;
Und sie legen an ihm Fürstenschuhe.
„„Lasset,"" ruft der Fürst vom weißen Rosse,
„„Laßt mir meine Schuh' von Lindenrinde

Und mit Bast von meiner Hand genähet,
Daß es meine Söhn' und Enkel sehen,
Wie ihr Königsvater einst gegangen!'''
Küßt die Schuh' und barg sie in den Busen.
Und sie reiten und er spricht so gütig
Und so weise, daß in seinem langen
Kleide sie fast einen Gott erblicken.
Und sie kamen zu Libussen's Hofe,
Die ihn froh empfing mit ihren Jungfrau'n;
Und das Volk — es rief ihn aus zum Fürsten,
Und Libussa wählt ihn sich zum Gatten,
Und regierten gut und froh und lange,
Gaben treffliche Gesetz' und Rechte,
Bauten Städte und die Ruthe blühte,
Und die Schuhe blieben Angedenken,
Und die Pflugschar säumte nicht, so lange
Primislaus und Libussa lebten. — —
Weh, ach weh! die Ruthe ist verdorret,
Und die armen Schuhe sind gestohlen,
Und der Eisentisch ist güldne Tafel!

Johann Gottfried von Herder.

Kaiser Carl's Gericht.

Der Kaiser Carl der Große war
Ein rechter Richter immerdar;
Und wo er seinen Sitz erkor —
Ein Glöcklein hing sogleich am Thor.
Das Glöcklein Jeder schwingen sollt',
Der von ihm Recht sich schaffen wollt'.
Und als er einst zu Zürich saß,
Da läutet's laut, just als er aß.

Er ruft: „Und sollt's ein Bettler sein —
Das Pförtlein auf! Laßt gleich ihn ein!" —
Des Kaisers Diener gehn hinaus —
Doch Niemand steht vor'm Kaiserhaus.
Der Kaiser stutzt, doch ißt er fort,
Vertrauend seiner Diener Wort.
Und als vorbei wohl eine Stund',
Gab wieder sich ein Läuten kund.
Des Kaisers Diener gehn an's Thor,
Doch — wiederum kein Mensch davor.
Und als es an zwei Stunden war,
Da läutet's wieder, hell und klar.
Der Kaiser ruft: „Nun schaut mir gut!
Weh Dem, der's nicht in Treuen thut!"
Und wieder gehn sie All' hinaus,
Und — wieder Niemand steht vor'm Haus.
Der Kaiser da die Ruh' verlor,
Springt hastig auf, geht selbst an's Thor.
Und sieh! der Kaiser selber fand,
Daß Niemand an dem Pförtlein stand.
Er schaut durch's Pfortenfensterlein,
Doch — Niemand da, der wollt' hinein. —
Der Kaiser streicht sich seinen Bart
Und murmelt: „Das ist eigner Art!"
Und wie er nachsinnt diesem Trug,
Da blickt er an den Glockenzug.
Und sieh! o sieh! — ein Schlänglein schlang
Sich läutend um den Glockenstrang! —
Da ruft der Kaiser voll Begier:
„Macht auf! Ein Schlänglein läutet mir!"
Und als das Pförtlein offen stand,
Das Schlänglein schnell sich niederwand;

Es schlängelt wie mit trautem Gruß,
Sich züngelnd um des Kaisers Fuß.
Des Kaisers Troß ist schreckensbleich,
Der Kaiser doch der faßt sich gleich —:
„Und wenn du etwas willst von mir,
So deute mir's, du liebes Thier!" —
Das Schlänglein schlingt sich da behend'
Hinunter am Palastgeländ'.
Der Kaiser folgt dem Schlänglein still,
Bis unter einen Busch es will;
Doch dicht am Busch da hält es ein, —
Der Kaiser sprach: „Da wird es sein!"
Er hebt den Busch mit leiser Hand —
Und sieh! was unter'm Busch er fand.
Ein Krötenunthier lag da fest
Und breit in Schlängleins kleinem Nest. —
Der Kaiser schaut das sinnend an,
Drauf spricht er: „Dir sei Recht gethan!"
Er ruft: „Macht schnell ein Feuerlein
Und werft die Kröte gleich darein; —
Die ärgste Strafe sei gesetzt
Wo fremdes Hausrecht wird verletzt!" —
Und auf des Kaisers ernst Gebot
Die Kröte bald im Feuer loht.
Das Schlänglein schwingt sich froh in's Nest,
Der Kaiser still den Ort verläßt. —
Doch als zu Tisch er wieder saß,
Vergnügt den Abendimbiß aß,
Da läutet's Schlänglein wieder hell
Und aufgethan wird's Pförtlein schnell.
Das Schlänglein naht dem Kaiser sacht,
Und sieh! — was es ihm mitgebracht!

Es wirft ihm in sein Glas, voll Wein,
Den allerschönsten Edelstein;
Der leuchtet auf so wunderbar;
Das Schlänglein schnell verschwunden war. —
Der Kaiser schaut mit Staunen drein,
Nimmt still zur Hand den Edelstein
Und küßt ihn warm und sendet ihn
Nach Aachen gleich der Kaiserin.
Die läßt in Gold ihn fassen gleich —
Den schönsten Stein im ganzen Reich.
Der Kaiserkrone schönster Stein —
Vom Schlänglein soll's der Demant sein!

Hermann Rollett.

Kaiser Carl's Wanderung.

Um Mitternacht in Aachen, im Dome unter'm Chor,
Da steigt aus seinem Grabe der Kaiser Carl empor.
Ein Schimmer bleicher Kerzen ergießt sich über's Grab,
Des Leuchters Kerzen brennen, den Kaiser Rothbart gab.
Der Kaiser Carl steht sinnend, sucht seinen alten Platz,
Blickt um sich und vermisset manch güldnen Kirchenschatz.
Er fragt nach sieben Fürsten, doch keiner tritt herfür.
Drauf hat er das Haupt geschüttelt, ist gangen zur Kirchenthür.
Die dreht sich, leise knarrend, und aus dem Gotteshaus
Bei Mondschein auf die Straße tritt Kaiser Carl hinaus.
Er wandelt fort und wandert, geht bis zu Cöln am Rhein,
Da schultert die preußische Wache und läßt den Kaiser ein.
Der wandert immer weiter, geht bis nach Ingelheim,
Da weilt der alte Kaiser, da war er einst daheim.
Er fragt die neuen Häuser nach seinem Kaiserthron,
Die schütteln die steinernen Häupter und wissen nichts davon.

Und über die Veste von Mainz hin, und Frankfurt auch hindurch,
Geht er nach Worms und Speier, nach Bamberg und Regensburg.
Hat all' die Kaiserstädte nach seinem Reich gefragt,
Doch keine von all' den Städten hat Antwort ihm gesagt.
Und wie mit erstem Schlage die Morgenglocke ruft,
Da steht er wieder in Aachen im Dom an seiner Gruft.
Er wirft den purpurnen Mantel hernieder in das Grab,
Legt sich die Krone zu Haupte, zu Füßen den Herrscherstab,
Und ruft: „Ich sucht' mein Deutschland, und find' es nirgends mehr!"
Drauf legt er wieder in's Grab sich und träumt von Sorgen schwer.

Michael Beer.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld, er steht so frisch und grün;
Der Birnbaum auf dem Walserfeld, wann wird er einmal blühn?
Im Untersberg ruht Kaiser Carl mit seiner Heeresmacht;
Hört ihr der Trommel Wirbel nicht zu Schellenberg bei Nacht?
Der Kaiser und die Ritter sein sie kämpfen allzuhauf,
Der Kaiser hängt den Heeresschild am Walserbirnbaum auf.
Brecht keinen Zweig, so warnt das Volk, von diesem Wunderbaum,
Ruht nicht in seinem Schatten aus, es droht ein böser Traum! —
Der Bauer glaubt, der Herr verlacht, was spricht des Volkes Mund;
Die Sage lebt durch alle Zeit und thut die Mähre kund.

Brecht keinen Zweig vom Wunderbaum, der reich an Blättern steht, —
Der Sänger ruft es, wie das Volk, — es ist kein leer Gebet!
Den Glauben laßt an Sagen uns, verlacht die Wunder nicht,
Der Zeiten Weihe trugen sie durch Glaubens Nacht und Licht!

Franz Graf von Pocci.

Bamberger Wage.

Zu Bamberg in dem Dome
Ruht Kaiser Heinrich wohl,
Der Zweite dieses Namens,
Den Jeder deutschen Samens
Mit Recht hochhalten soll.

Auf seinem Grab gehauen
Steht die Gerechtigkeit,
In ihrer Hand die Wage,
Davon geht eine Sage
Aus grauer Väterzeit.

Das Zünglein an der Wage
Nicht ganz die Mitte hält,
Wenn's aber gleich wird stehen,
Wird man anbrechen sehen
Das Ende dieser Welt.

Im Walserfeld bei Salzburg
Ein wilder Birnbaum ist,
Ganz ausgedorrt zu schauen,
Der, dreimal umgehauen,
Frisch immer wieder sprießt.

Wenn er zum vierten Male
Ausschlägt und Früchte trägt,
Wird sein im Walserfelde
Wohl eine Schlacht der Helden,
So all die Bösen schlägt.

Dann herrschen die Gerechten
Auf Erden eine Zeit
Noch vor dem jüngsten Tage,
Bis inne steht die Wage
Ew'ger Gerechtigkeit.

F. G. Wetzel.

Der schlummernde Friedrich.

Seht ihr die Felsenkrone hoch in der goldnen Au'?
Einst wie der goldne Morgen, jetzt wie die Dämmrung grau?
Sonst war's die Burg Kyffhausen, jetzt nur ein Trümmermeer,
D'rin schleicht im grauen Mantel die Sage hin und her.
O Schloß, in alten Tagen vom Finkler aufgebaut,
Du glichest in der Jugend wohl der geschmückten Braut!
Doch als die Freier kamen, das Wetter und der Sturm,
Verblich dein schimmernd Leuchten an Mauer und an Thurm.
Die Zeit mit eh'rnem Fittig schlug an die Felsenwand,
Und brach nach langem Kampfe der Mauer steinern Band,
Die Zinne sank zerbrochen bis in das Thal zerstreut —
Aus den zersprengten Rissen höhnt die Vergänglichkeit.
Und um die Riesenbrocken rankt Epheu sich empor,
Die Ulme zwängt die Wurzel in das gespaltne Thor,
Und ragt von hoher Warte ein grüner Riesenarm,
D'rauf sitzt mit schwarzen Schwingen ein scheuer Raben-
schwarm.
Dort in des Berges Tiefe wölbt sich ein hoher Saal,
Der dehnt die weiten Hallen bis in das goldne Thal
Und stützt auf hohe Säulen der Bogen schwere Macht
Und fernher glänzt die Wölbung als wie der Dom der Nacht.
D'rin sitzt auf stolzem Throne, das Scepter in der Hand,
Die Krone auf dem Haupte, im purpurnen Gewand,

Der Kaiser Barbarossa, ein herrliches Gebild
Voll Majestät und Würde, so ernst und doch so mild.
Der Bart in dunkeln Wellen fließt üppig niederwärts,
Und wärmt im kalten Busen das starre Heldenherz;
Die Augen sind geschlossen, das edle Haupt gesenkt,
Wie Eines, der versunken an große Thaten denkt.
Er ist durch Merlin's Zauber gebannet und verflucht,
Zu schlummern und zu träumen in dieser Bergesschlucht,
Bis einst den Schwarm der Raben ein kühner Aar verscheucht,
Der sausend mit den Schwingen aus Deutschlands Norden steigt.
Dann soll er wiederkehren der kaiserliche Held,
Und Deutschland wieder heben zum ersten Reich der Welt,
Und Deutschland wieder einen. — O du gelobte Zeit,
Du Paradies voll Palmen! sag' an, bist du noch weit? —
Einst trieb ein Hirtenknabe die Geisen durch das Thal,
Und vor sich niederträumend fand er den Zaubersaal,
Und wie er von dem Schimmer geblendet um sich sah,
Saß schlummernd wie im Bilde ein greiser König da.
Da rauschten süße Töne, wie ferner Harfenklang,
Daß es dem zarten Knaben bis in die Seele drang;
Und wie die letzten Klänge im weiten Raum verhallt,
Erhob sich auf dem Throne die schlummernde Gestalt.
Und öffnete die Augen und frug im Geisterton:
„Umkreisen noch die Raben des Berges Felsenkron'?
Sprich, oder sitzt ein Adler hoch oben auf der Wart?"
Drauf winkt' er mit dem Haupte und schüttelte den Bart.
„„Herr,"" sprach der Hirt, „„die Raben umkreisen noch die Höhn,
Den Aar, den konnt' ich nimmer, wie weit ich sah, erspähn.""
Dann seufzte Rothbart düster: „Dann sind's noch hundert Jahr',
Schlaf ein, du müde Seele, noch schläft des Nordens Aar!" —

Kann mir denn Keiner sagen, wann jener Hirt gelebt?
Ich dächte, ein Jahrhundert sei wahrlich schon entschwebt.
Entrollt, entrollt Jahrzehnten, fahrt wie im Sturm dahin!
Noch schlummert Barbarossa. Wann, Adler! weckst du ihn?

Otto Weber.

Vision.

Um Mitternacht, in Habsburgs alten Mauern,
Geht ein Verhüllter, räthselhaft zu sehn;
Man sieht ihn schreiten, weilen nun und lauern —
Dann heben seinen Fuß und weiter gehn.
Vom Haupte zu den trägen Fersen nieder
Umhüllend rings fließt nächtiges Gewand,
Die Falten scharf, so zeichnen sich nicht Glieder,
Wo Leben noch die straffen Sehnen spannt.
Was hält er? Ist's ein Stab? Es blinkt wie Waffen —
Des Schnitters Waffe haltend zieht er ein!
Und wo des Mantels Säum' im Gehen klaffen,
Blickt kahl entgegen fleischentblößt Gebein.
Ich kenne dich, du Würger der Lebend'gen!
Was suchst im Heiligthume, Scheusal, du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen,
Die Pflicht zu leben gibt ein Recht dazu.
Jetzt steht er still, dort, wo das Pförtchen schließet;
O schließe gut, o Pförtchen, schließ' ihn aus!
Doch aus dem Kleide, das ihn rings umfließet,
Streckt er die dürre Knochenhand heraus.
Wie an die Flügel er die Finger stellet,
Da springen sie, weitgähnend, aus dem Schloß,
Und ein Gemach, von Lampenschein erhellet,
Liegt seinem Aug', liegt seinem Arme bloß.

Und drin ein Mann auf seinem Schmerzensbette,
Wie ist die edle Stirn von Tropfen feucht!
Zwei Frauen neben ihm: wer säh's und hätte
Die Gattin nicht erkannt, die Mutter leicht?
Und eine Krone liegt zu Bettes Füßen:
„Das ist ein König!" spricht der bleiche Gast,
„Und zwar ein guter, soll ich glauben müssen,
Das früh ergraute Haar zeugt nicht von Rast.
Wohl auch als Gatte mocht' er sich bewähren,
Darum bewacht die Gattin jeden Hauch;
Durch's Schloß erschallen Seufzer, fließen Zähren,
Ein guter Herr und Vater also auch.
Und dennoch kann das Alles mich nicht hindern,
Der Gattin Thränen halten mich nicht auf;
Den Vater raub' ich täglich seinen Kindern,
Was vorbestimmt ist, habe seinen Lauf!"
Und er tritt ein. Da summen leise Klänge
Vom Schloßhof her in sein gespanntes Ohr.
Dort woget Volk, kaum faßt der Raum die Menge,
Und Jeder forscht, und Jeder blickt empor.
Ein Weinender fragt Einen, der da weinet,
Und Thränen machen ihm die Antwort kund,
Ob Hoffnung sei? was trüb der Blick verneinet,
Pflanzt durch die Menge sich von Mund zu Mund.
Und alle Hände sind zum Flehn gefaltet,
Auf jeder Lippe zittert ein Gebet!
Der Todespfeil, der Einen Busen spaltet,
Den blut'gen Weg zu Aller Herzen geht.
Da hält der Würger an, sieht nach dem Kranken,
Dann nach der Menge, wogend ohne Ruh', —
Es stockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken,
Und endlich — schreitet er der Thüre zu.

Schon hört er nicht mehr das Gebet der Menge,
Die Bess'rungskunde zu sich ruft;
Und an dem Ende der verschlungnen Gänge
Schwingt er, ein Nachtgewölk, sich in die Luft. —
Im Gehen aber scheint er noch zu sprechen:
„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht;
Ich ward gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
So viele tausend Herzen brech' ich nicht!"

Fr. Grillparzer.

Der Kraken.

Was steiget in der stillen See
Vor Drontheim plötzlich in die Höh',
Gleich einem grauen Inselfelsen,
Bedeckt mit Kabeljau und Welsen,
Mit tausend Fischen groß und klein,
Die blitzend springen im Sonnenschein?
Das neue Land mit seinem grauen
Gestad' ist kaum zu überschauen;
Wild wachsen Bäume d'rauf hervor
Und ragen mastengleich empor
Mit Seetang überdecket, oder
Mit grünen Muscheln; grauer Moder
Tropft vom Gezweig', und um und an
Erhebt ein Dampf sich himmelan. — — —
Bald sammeln sich zahllose Schaaren,
Das Land in Kähnen zu befahren.
Der Bischof steiget selbst hinein,
Die neue Insel Gott zu weih'n.
Schon ätzen d'rauf sich Möw' und Krähe
In friedlicher und trauter Nähe,

Auch fuhr der Adler schon hinauf
Und hält hier froh wohlfeilen Kauf;
Da landet man und sucht mit Mühe,
Wie man die Kähn' an's Ufer ziehe;
Auch bindet man sie wohl am Saum
Der Küst' an einen nahen Baum,
Dann sieht man jubelnd Alles gehn
Das neue Eiland zu besehn.
Es scheint ein kahler Fels und hat
Mehr Umfang als die ganze Stadt;
Doch, wie's zu den seltsamen Bäumen
Gelangt, weiß Niemand sich zu reimen.
Der eine scheint, als ob er lebt,
Weil in der stillen Luft er bebt.
Schröpfköpfen ähnlich haben oben
Sich rothe Warzen rings erhoben
Und muthig klettert gleich ein Mann
Den wunderbaren Baum hinan,
Indeß der Bischof schon die Messe
Begonnen, — aber Todtenblässe
Bedeckt alsbald das Volk umher:
Es wirft der Baum den Mann in's Meer
Zehn Klafter weit; er schreit und sinket,
Taucht auf, schreit nochmals und ertrinket! —
Und, fürchterlich! zu gleicher Zeit
Zieht sich der Boden eng und weit,
Und Alle, die auf Hügeln eben
Noch standen, stehn in tiefen Gräben,
Und die in Gruben standen, seh'n
Sich wunderbar auf Hügeln steh'n.
Sind das die Runzeln eines Thieres?
Die Hörner eines Riesenstieres? —

Ein lauter Schrei durchdringt die Luft,
Indeß ein alter Fischer ruft:
„Ich hab's gedacht, es ist der Kraken,
Stoßt ab mit Rudern und mit Staken;
Stoßt ab, um Gotteswillen ab,
Sonst ist es unser Aller Grab!
Herr Bischof laßt das Messelesen,
Kommt, kommt, dieß ist ein lebend Wesen!“ —
Jedoch der kühne Bischof spricht:
„„Die Messe unterbrech' ich nicht,
Was ich begann, das muß ich enden,
Und, wie Gott will, so mag er's wenden;
Auch hier, auf dem Leviathan,
Gehört mein heilig Amt ihm an.
Sein ist was unter allen Himmeln,
Des Krakens Fahrt, des Fischleins Wimmeln
Regiert mein Gott, ich weiche nicht!““ —
Wie so der würd'ge Bischof spricht,
Da ist schon Alles in den Kähnen
Und bald versammelt sich mit Thränen
Am nahen Ufer Mann an Mann
Und staunt den kühnen Priester an.
„„Sagt, könnt ihr solche Kühnheit fassen?
Ganz einsam steht er und verlassen —
Ha, seht das Venerabile,
Jetzt hebt er's segnend in die Höh'!““ —
Es wirft das Volk sich kreuzend nieder,
Schreit plötzlich auf, und hebt sich wieder,
Denn — auch das Ungeheuer sinkt: —
„„Herr Jesu Christ, hilf, er ertrinkt! —
O Wunder, nein, seht Gottes Treue!
Es steigt das Ungethüm auf's Neue,

Als hätt' es auch den Leib verehrt,
Der aller Welt anbetenswerth;
Seht, seine Riesenarme zittern
Wie Tannenbäum' in Ungewittern. —
Gott! was ist das, was streckt er da
Landzungen gleich dem Ufer nah? —
Sind's seine ungeheuren Finnen?
Wie will der Bischof ihm entrinnen? —
Doch, doch, jetzt steigt er in den Kahn,
Er rudert rasch, bald muß er nah'n.
Gott, laß den heil'gen Bischof leben! —
Herr Bischof, unsre Kniee beben,
Kommt, heil'ger Vater, Gott erbarm',
Kommt eilends schnell in unsern Arm!'''
Und hundert Kniee sieht man waten
Zu dem ehrwürdigen Prälaten,
Man hebt ihn aus dem Kahn und trägt
An's Land ihn angst- und furchtbewegt. —
Kaum ist der Bischof aus dem Kahne,
So kracht es auf im Oceane,
Als spaltete der Abgrund sich.
Zwar brüllt Trollhätta fürchterlich,
Doch ist sein Donner gegen diesen
Ein Mückensummen auf Abendwiesen.
Haushoch klatscht gleich das Meer den Strand,
Als abfährt das beseelte Land;
Die Kähne alle, sie zersplittern,
Die Schiffe kentern, die Fenster zittern,
Die Lüfte heulen, die Erde bebt,
Und es entsetzt sich, was da lebt.
Der Adler fährt zu seinen Höhlen,
Nicht heimwärts mehr in die Kiölen,

So wie der niedern Vögel Flug,
Bewältigt ihn der Lüfte Zug:
Er stürzet. — In dem Grau'ngetose
Erhebt sich eine Wasserhose
Zum Firmament, schwarz, blau und grün,
Und segelt zum Gebirge hin,
Derweil auf's Land sie Fische regnet
Und rings verheert, was ihr begegnet.
Kein Mensch ein Wörtchen sprechen kann,
So packt ihn das Entsetzen an,
Der Bischof nur spricht ernst=bedächtig:
„„Seht, was es heißt: Gott ist allmächtig!““ — *)

Wilhelm Meinhold.

Albertus Magnus.

1.

Zu Cöln liegt Schnee auf den Klostermauern,
In warmen Zellen die Mönche kauern.
Der Abt Albertus am Fenster steht,
Das nach dem Klostergarten geht.
Da ruht gebreitet die weiße Decke,
Da starrt erfrierend die nackte Hecke.
Der Abt blickt froh, als ob ihn weide
Der Blätter Schmelz, der Blumen Geschmeide.
Den Mund des Brünnleins knebelt Eis,
Die Laube streckt ihr krystallenes Reis;

*) In der That berichtete der Bischof Erich Falkendorf von Drontheim im Jahr 1520 an Papst Leo X. über diesen merkwürdigen Vorfall. Vergl. Malten's Bibl. der neuesten Weltkunde. IX. S. 99 ff.

Der Abt horcht auf, als wie zu lauschen
  Auf Vogelsang und Wasserrauschen.
Schneewolken schwer und träge schleichen,
  Nordlüfte scharf wie Messer streichen;
Der Abt aufathmet, schlürfend Wonne,
  Als ob er sich in Mailuft sonne.
Die Brüder meinen: das viele Denken
  Zum Irrsal mag's den Sinn ihm lenken;
Zu Weihnacht wallt er mit seinem Buche
  Im Baumgang, als ob Schatten er suche;
Und läutet's Mittag, läßt er decken
  Sein Tischlein in verschneiten Hecken. —
Der Abt noch selig lauscht und späht,
  Da pocht's, ein Frater vor ihm steht,
Ein Ordensmann aus der Ferne weit,
  Gespiele seiner Jugendzeit,
Ein Freund, dem Du erschließen mußt
  All Schmerz und Wonne deiner Brust!
Da jauchtzt der Abt: „O Fest zu Zwei'n!
  Wir tafeln heut im Grün, im Frei'n!"
Den Freund ein Frösteln überlief,
  Er hüllte sich in den Mantel tief,
Er streicht den weißen Reif aus dem Bart
  Und stampft den Schnee von den Sohlen hart;
Er scherzt: „„Weiß Tischzeug seh' ich zwar
  Und Trinkgeräth von Krystalle klar;
Doch wird erst abgedeckt dieß Linnen,
  Wenn Lenzes Gaukelein beginnen,
Der Gaukler verschlingt, o Possenstreich!
  Den Becher dann und den Trank zugleich!""
Der Abt faßt stumm des Freundes Hand
  Und führt ihn in das Gartenland;

Er schwingt ein Stäblein, spricht ein Wort,
 Da grünt und blüht, was rings verdorrt;
Es schmilzt der Schnee, da wo sie schreiten,
 Und Rosenpfade grün sich breiten;
Vielfarb'ge Blumen blühn in den Beeten
 Sie wandeln sorglich, keine zu treten;
Breitblätt'rig ranken an den Stäben
 Zur Laube Feigen sich und Reben.
Da ist gedeckt ein reicher Tisch,
 Mit Brod und Wein, Wildpret und Fisch.
Goldlockig ein schöner Götterknab',
 Aufwartend wallt er zu und ab.
Spielleute flattern in den Zweigen,
 So lieblich tönt's, wie Harf' und Geigen!
Die Lüfte lau und würzig wallen:
 Da läßt der Freund den Mantel fallen;
Da thaun die Herzen auf, da gleiten
 Durch die Gespräch' die fernen Zeiten;
Die Lebensflut sich hebt und neigt,
 Wie dort der Springquell sinkt und steigt;
Aus Licht in Nacht sie wechselnd schaun,
 Wie hier aus dem Lenz in Winterau'n.
Zum Nachtisch von den Zweigen klauben
 Sie duft'ge Feigen, süße Trauben.
Da mahnt der Abt: „Nicht zu vergessen
 Gedeihlich Bewegen nach dem Essen!"
Er führt den Freund zur Kegelbahn,
 Gefegt, geglättet ist der Plan.
Aufstellt die fallenden Kegel geschwind
 Ein lieb blauäugig Elfenkind. —
Ein Lebewohl! der Fremde schied;
 Da winkt der Abt, — es schweigt das Lied;

Die Halme knicken, die Blätter erbleichen,
Die Quellen erstarren, die Blumen sind Leichen.
Sein Stäblein schwingt er, sein Wort er spricht,
Eishülle deckt den Garten dicht.
Schneewolken schwer und träge schleichen,
Nordwinde scharf wie Messer streichen.
Doch über die Winterlandschaft wallen
Des Abtes Blicke mit Wohlgefallen.
„Ruh', warmes Herz, in eisigem Siegel,
Nur ein Geweihter löse den Riegel!
Dem rauhen Troß verbirg, verhehle
Das Lenzgeheimniß deiner Seele!“

Anastasius Grün.

2.

(Bruchstück aus einem Epos: „Der ewige Jude.“ *)

Das vierzehnte Jahrhundert war gekommen
Seit Jesu Tod und meiner Wanderschaft;
Da fand ich ganz Europa neu entglommen
Von hohem Streben und gewalt'ger Kraft.
Es war, als regte sich in allen Bäumen
Des Wissens und der Kunst ein frischer Saft,
Der Tief' entquellend aus den Himmelsräumen.
Was einst Athen und Rom im Alterthum
Erschaffen unter des Olympus Göttern,

*) Ahasverus, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in einer Benedictiner-Abtei des südlichen Deutschlands ausruhend, erzählt die bedeutsamsten Erscheinungen, die er auf seinen Irrfahrten gesehen und in denen sich die innre und äußre Geschichte von sechzehn Jahrhunderten spiegelt. Unter diesen Erzählungen bildet die Geschichte Albert's des Großen einen eigenen Gesang.

Vergraben lag's; es lebte kaum sein Ruhm
Noch fort im Staub von unverstand'nen Lettern.
Der hohe Geist, der jene Werke schuf,
War von der Zeiten mitternächt'gen Wettern
Verscheucht und harrte lang auf neuen Ruf.
Es kam der Ruf; da hob zuerst die hehre
Philosophie ihr sinnend Haupt empor.
Die Tiefe wie der Scharfsinn ihrer Lehre
Ergriff, begeisterte der Hörer Chor.
Oft klang ihr Wort, als hätten gleiche Thesen
In Hellas schon geschlagen an mein Ohr,
Doch anders war der Geist hier und das Wesen.
Die Himmelsweisheit, kaum geahnet nur
Vom Weisesten der Griechen, lag der Schule,
Dem Volk wohl offen da; doch die Natur
Saß noch verhüllt auf ihrem alten Stuhle.
Sie zu entschleiern ward vom Pfad des Lichts
Hinabgestiegen oft zum Höllenpfuhle,
Um dort zu schöpfen ein verderblich Nichts. —
Dann aber taucht, der Rose gleich im Lenze,
Die Poesie herauf aus langer Nacht;
Ihr Haupt umduften frische Blüthenkränze,
Es schimmert ihr Gewand in neuer Pracht.
Ihr Auge strahlt wie klarer Sternenhimmel;
Von ew'ger Lieb' und Sehnsucht angefacht,
Entschwingt sie sich dem irdischen Gewimmel.
Doch war's nicht Hellas, Roma nicht allein,
Wohin die neue Kunst sich lernend wandte.
Sibyllen gleich, ging mit ihr im Verein
Noch eine andre Muse, die ich kannte;
Ich sah Isaias und Ezechiel
Noch größer auferstehn im großen Dante,
Florenz zu strafen, wie einst Israel.

Und durch die Weisen holder Minnelieder,
Wie Morgenluft durch Blumenkelche, klang
Der süße Hauch des Hohen Liedes wieder,
Das Salomon einst unter Cedern sang.
Durch alle Tempel wogten David's Psalmen
Und ringsum aus Europas Boden drang
Apollo's Lorbeer neben Sions Palmen. —
Fortglimmend theils im Dunkel von Byzanz,
Begraben theils im Schooß des Erdengrundes,
Erglüht' auch Bildnerkunst zu frischem Glanz,
Vom Odem angeweht desselben Mundes.
Ich sah in Farben, Marmor, Holz und Erz
All' die Gestalten alt' und neuen Bundes
Erstehen und erheben jedes Herz.
Von allen Künsten aber ward die größte
Am größten auch gepflegt: Architektur.
Der Geist, der jedes Strebens Bande lös'te,
Wetteifert' hier mit bauender Natur,
Schuf aus gehau'nen Felsen neue Berge,
Worin sich wölbt des Kreuzes Signatur,
Woneben die Paläste stehn wie Zwerge.
Was sag' ich Berge? Nein! dem todten Reich
Der Steine hat sich hier die Kunst enthoben.
Der Bau wird einer Pflanzenlaube gleich,
Stark wie die Ceder strebt der Thurm nach oben,
Das Inn're wird ein lichter Säulenwald,
Wie Palmen, deren Wipfel sich durchwoben
Und die ein heiliger Gesang durchhallt.
So sah ich ringsum wundervolle Dome
Der Erd' entsteigen, wie aus Einem Stamm:
Sie werden feststehn in der Zeiten Strome,
In dem so manch Gebäude wird zu Schlamm;

Erhab'ner, als Egyptens Pyramiden,
Sind sie Altäre für das Gotteslamm
Und athmen Gottesmacht und Gottesfrieden.
Doch hehrer nirgends als am schönen Rhein,
Als an der Donau waldbedeckten Hügeln,
Sah jene Riesenlauben ich von Stein
Sich grünlich in den grünen Fluten spiegeln.
Den tiefen Sinn des Bildwerks, das sie schmückt,
Vermag allein die Weisheit zu entsiegeln,
Die sich symbolisch in ihm abgedrückt.
Doch auch Denkmale sind sie ernster Trauer,
Daß alles Menschenwerk nur Stückwerk ist.
Die Kunst ist lang, kurz ist des Lebens Dauer,
Und in der kleinen Spanne, die es mißt,
Will bauen doch der Mensch bis zu der Sonnen.
Er stirbt, das kommende Geschlecht vergißt,
Verwirft, was seine Väter kühn ersonnen.
Ach! diese Väter dachten nicht daran,
Daß niederwärts die Söhne würden schauen,
Begannen muthvoll eines Tempels Plan,
An dem Jahrhunderte nur konnten bauen,
Doch ward zu Tand der Enkel Sinn verlockt,
Die Liebe floh, mit ihr das Gottvertrauen;
Der Glaube wanket und das Bauwerk stockt. —
So, als ein Bruchstück, trat das Domgebäu
In einer alten Reichsstadt mir entgegen.
Als ich es ansah, schien sich mir auf's Neu
Ein Bild aus meiner Jugend aufzuregen.
Mir war's, als stieg nach vieler Zeiten Lauf
Der Tempel Salems, lang im Schutt gelegen,
Vor meinen Augen herrlich wieder auf.
Es leuchtete des Mondes Antlitz grade
Vom Firmament, als ich vorüberging.

Bewundernd schien er aus dem Himmelsbade,
Das ihn, vermischt mit Wölkchen, sanft umfing,
Auf jenen Wunderbau herabzuschauen
Und ließ sein Licht, rein, wie er es empfing,
Um seine Kanten alle spielend thauen.
Still war die klare Nacht und es durchgellt
Kein Menschentritt die Einsamkeit der Straßen.
Nur ich, das nächtlichste Geschöpf der Welt,
Steh' immer wachend da, ach! und verlassen.
Nie fühlt' ich mich so sündig, so allein.
Die Bilder an dem Dom wollt' ich umfassen
Und Mitleid fordern von dem kalten Stein.
Nachdem ich still, ein rastloser Verweiler,
Beschritt die Stufen an der Kirche Wand,
Im Schatten dann, bei einem Strebepfeiler,
Umwölbt von spitzen Bogen, sinnend stand,
Seh' ich von ferne zwei Gestalten schleichen,
Mit flimmernden Laternen in der Hand,
Die vor dem Licht des Mondes ganz erbleichen.
Sie nah'n dem Dom. Ich trete rasch zurück,
Mich tiefer bergend in der Wölbung Bugen.
Doch scharf belauscht mein Ohr sie wie mein Blick,
Nicht ahnen konnt' ich, was im Sinn sie trugen.
Mit schwarzen Mänteln waren sie bedeckt,
Die faltenreich sich um die Schultern schlugen,
In schwarze Kappen war ihr Haupt versteckt.
Aufsteigen Beide zu des Domes Pforte
Und klopfen sacht mit einem Stäbchen d'ran.
Beim ersten Zeichen schnell wird ohne Worte
Die klein're Thür von innen aufgethan.
Sie schlüpfen ein. Ich aber, wie beflügelt
Von seltner Neugier, dränge mich hinan
Und bin im Dom, eh' man das Thor verriegelt.

Da steh' ich nun im Innersten des Bau's,
Von seiner hohen Majestät ergriffen.
Gleich Ulmenreihen dehnt das heil'ge Haus
Sich bis zum Chor hinab in dreien Schiffen,
Vielkantig, wie ein Bergkrystall und schlank
Ist jede Säule kunstvoll zugeschliffen
Und trägt die Wölbung fest und ohne Wank.
Und durch des Tempels buntgemalte Fenster
Fällt voll des Mondes mildes Licht herein,
Daß ihrer Bilder farbige Gespenster
Am Boden hin sich zieh'n im Widerschein.
Vor allen aber strahlt des Chores Haube,
Wo Gläser funkelnd sich an Gläser reih'n,
Im Mond wie eine lichte Blumenlaube.
Nachdem ich also meinen Blick gelabt
An dieser Pracht und dieser Dunkelhelle,
Bemerk' ich, daß die Zwei indeß getrabt
Zu einer abgelegenen Kapelle.
Ganz leise geh' ich nach, wohin sie geh'n
Und bleibe dann, ohnfern von ihrer Stelle,
Und unbemerkt in einer Nische steh'n.
Ein Dritter war derweil hinzugetreten;
Der Meßner schien's, der in den Dom sie ließ.
Sie fragten ihn, indeß sie ringsum späh'ten,
Angstvoll, gewichtig: „Bist du auch gewiß,
Daß nirgend uns ein Horcher kann belauschen
Bei unserm Werk, das noch in Finsterniß
Sich hüllt, um bald mit Glanz sie zu vertauschen?“ —
Der Meßner d'rauf versetzt: „„Wie ihr gewollt,
Steht diese Nacht die Cathedral' euch offen.
Verführt hat euer Wort mich, euer Gold.
Wohl habt ihr keinen Horcher hier getroffen;

Doch steht ihr jetzt in meiner Hand und macht
Mir kund, — das darf ich von euch fordern, hoffen, —
Was euch hierher geführt um Mitternacht?"“
Die beiden tief Vermummten nun enthüllen
Ihr Antlitz, eines alt, das and're jung.
Der Ält're spricht: „Wir werden gleich erfüllen,
Was du begehrt. Doch bist du klug genung,
Zu wissen, was du gestern uns geschworen
Hier am Altar, in ernster Dämmerung.
Brichst du den Schwur, bist du mit uns verloren.
Wie dir bekannt, ruht unter diesem Stein,
Seit fünfzig Jahren schon dort eingeschlossen,
Albert's des Bischofs moderndes Gebein.
Mitwelt und Nachwelt nennen ihn den Großen,
Weil er des Himmels heil'ge Wissenschaft
Mit allen Künsten, die der Tief' entsprossen,
In sich vereint durch einz'ge Geisteskraft.
Scolaren sind wir und dem Meister ringen
Wir lang' schon nach mit unermüdbar'm Müh'n.
Doch nimmer können wir das Ziel erschwingen.
Der letzte Silberblick will nicht erglüh'n.
Ein Werkzeug fehlt, zu brechen alle Schranken
Der äußeren Natur und riesenkühn
In reiche That zu wandeln den Gedanken.
Nun hörten wir, daß nach gewohnter Art
Dem Todten hier sein Siegelring im Grabe
Ward mitgegeben und dort aufbewahrt
Nebst seiner Inful, seinem Hirtenstabe.
Der Ring, obwohl an äußerm Werth gering,
War doch des weisen Bischofs höchste Habe,
Denn es war Salomo's geweihter Ring.
Mit diesem mächt'gen Talisman gerüstet,
Hat er vollbracht, was Keiner noch vermocht,

Die Zeit beherrscht, die sich mit ihm gebrüstet
Und ihm wetteifernd Ruhmeskränze flocht,
Den Geistern jedes Elements geboten,
Unsichtbar sich gemacht, des Lebens Docht
Verlängt nach Willkür und citirt die Todten.
Jetzt ist er selber todt. Was nützet nun
Der kalten Hand der glüh'nde Lebensbronnen?
Was kann damit der morsche Leichnam thun?
Verlieren wird er nichts, wenn wir gewonnen.
Aufbrechen hilf uns, Meßner, seinen Sarg,
Damit auf's Neue funkl' am Licht der Sonnen
Ein Kleinod, das die Nacht zu lange barg.
Die Wort' und Zeichen haben wir gefunden,
Wodurch man erst des Ringes Macht benützt,
Wem's nicht gelang, die Formeln zu erkunden,
Dem frommt er nichts, wenn er ihn auch besitzt.
Drum laß für dich am Golde dir genügen,
Das dir schon jetzt als erste Gabe blitzt,
Zu dem wir bald noch and're Schätze fügen.''" —
„Obwohl mein Herz sich," — ruft der Meßner, — „sträubt,
Das Grab des heil'gen Bischofs aufzuwühlen,
Seh' ich doch wohl, daß keine Wahl mir bleibt
Und daß der Teufel hohnlacht den Gefühlen.
Nur endet Alles, eh' der Morgen graut
Und eh' die Chorherrn geh'n zu ihren Stühlen,
Damit man nicht die Gruft noch offen schaut."
Er spricht's und nimmt das Gold und Jene heben
Ihr gräßlich Werk an in geschäft'ger Eil.
Aus meinem Winkel seh' ich mit Erbeben,
Wie um des Grabes Deckel sie das Beil
Einstemmen, ihn mit Eisenklob' und Klammer
Mühsam aufheben und mit straffem Seil,
Und an den Sarg dann setzen Hack' und Hammer.

Oh! — dacht' ich mir und blickte schaudernd ab, —
Wenn mir des Himmels Huld dereinst vergönnte,
Daß ich Unsel'ger im ersehnten Grab
Nach langer, — langer Irrfahrt ruhen könnte,
Und käm' ein räub'risches Hyänenpaar,
Das meine Ruh'statt auseinander trennte,
Zu schändlich wär's doch und zu grausenbar! —
Der Sarg war offen jetzt und in ihm schlummert
Des frommen Manns ehrwürdige Gestalt,
Das Angesicht durchfriedet und entkummert
Und unversehrt, als wäre der Gewalt
Des Zauberrings gewichen die Verwesung.
Nur um die zugekniff'nen Lippen wallt
Noch eine Sorge still und harrt auf Lösung.
So wie die Drei, schon des Gelingens froh,
Den Leichnam jetzt beleuchten mit dem Lichte,
Ergreift's den Jüngern und den Meßner so,
Daß ihre Keckheit plötzlich wird zunichte.
Doch irre machen läßt durch solches Schau'n
Der Älteste sich nicht der Bösewichte,
Raublüstern bleibt er ohne Scham und Grau'n.
Er beugt sich tief hinab, um zu ergreifen
Die starre Hand des Bischofs und in Hast
Vom Finger ihr den kleinen Ring zu streifen,
Der ihm aufwiegen soll die Sündenlast.
Doch als er wähnet schon ihn zu besitzen,
Da fühlt' er drunten seine Hand gefaßt
Und es durchzuckt ihn wie mit tausend Blitzen.
Und es erhebt, — o grauses Wunder! — bleich
Und langsam sich der Leichnam aus dem Grabe,
Umhüllt vom Bischofs-Mantel faltenreich,
Die Rechte stützt auf einem Hirtenstabe,

Die Linke hält des Sünders Hand noch fest,
Die ihm entreißen will die Wundergabe
Und die er, aufrechtstehend, erst entläßt.
Bei diesem Schreckniß stürzen sie zu Boden,
Als käme strafend Gott herabgethront.
Auch ich war Alles, aber nicht die Todten
Dem Grab entsteigen, schon zu sehn gewohnt.
Die Ampeln zittern, die am Altar schweben,
Sich zu verhüllen scheint der bange Mond
Und selbst des Domes Wölbung zu erbeben.
Doch thut sich noch ein größres Wunder kund.
Des Leichnams Aug', als ob nichts in ihm glimme,
Bleibt tief geschlossen stets, allein der Mund
Eröffnet sich und hält mit fester Stimme
Den Frevlern eine Predigt aus der Gruft,
Die mehr von Schmerz zeugt als gerechtem Grimme
Und die sich stets mir in's Gedächtniß ruft. —
„„Ihr Elenden,““ — so spricht er, — „„die den düstern,
Ersehnten Frieden ihr der Todten stört,
Nach einem Höllengift nur seid ihr lüstern
Und nur Verderben suchet ihr bethört!
Verflucht ist euer Wollen, doch gesegnet
Ist eure That mir. Knieet hin und hört,
Wie Frevel hier und Schickung sich begegnet.
In Zucht und Einfalt war ich aufgeblüht,
Als Knabe schon bestimmt dem Pred'ger-Orden.
Rein Gottes Wort zu künden nur bemüht,
War Bibel mir mein All und Eins geworden.
Die andern Bücher warf ich weit hinweg,
Sie schienen mir die Lauterkeit zu morden,
Unnütze Bürden auf des Heiles Weg.
Bald aber rief's in mir: Hast du erhalten
Das Evangelium aus Gottes Hand?

Die Kirche hat dir's sorglich aufbehalten,
Ihr Spruch ist seiner Ächtheit Unterpfand.
Drum höre was sie spricht, und lies die Väter
Der Kirche, die der heil'ge Geist gesandt,
Des Wortes Lehrer und des Wortes Thäter.
Ich that's. Doch als ich meinen Geist genährt,
Aus ihrer Weisheit unversiegbar'm Borne,
Auf Kanzeln und Kathedern lang gelehrt,
Was ich geschöpft aus diesem Wunderhorne,
Da trieb's mich weiter, von der stillen Flur
Der Wissenschaft des Heils mit mächt'gem Sporne
In's dunkle Reich der äußeren Natur.
Und kennen lernt' ich die geheimen Kräfte,
Die sie in ihrem alten Schooße hegt,
Die Wirkung und die Strömung ihrer Säfte,
Den geist'gen Kern, den sie im Centrum trägt,
Die Triebe, die da tödten und gebären,
Und das Gesetz, das festhält und bewegt,
Ja selbst die Harmonie der Himmelssphären.
Mein eitler Ruhm erfüllte rasch die Welt
Und schenkt' als Frucht mir tausend Ehrenkronen.
Ein Strom von Schülern hielt mich stets umschwellt,
Wohin ich zog, aus allen Nationen.
Es sah zu Regensburg der Donau Flut
Mich auf dem Bischofsstuhl Sanct Wolfgangs thronen
Und fernher winkte mir der Purpurhut.
Doch lechzend, immer ungestillt noch brannte
Der Durst nach tieferm Wissen in mir fort.
Obwohl ich gründlich das Geheimniß kannte
Des Todes hier, so wie des Lebens dort,
Konnt' ich, wie ihr, das letzte Ziel nicht finden,
Selbst Lebendes zu bilden, durch mein Wort
Dem Tode seine Beuten zu entwinden.

Da endlich kommt ein Mann vom Orient
Und bringt mit Worten, die ich kaum verstehe,
Mir einen Ring, der wie Karfunkel brennt.
Unheimlich wird mir's in des Fremden Nähe,
Doch ist mein Sinn von Stolz und Lust berückt
Und froh nehm' ich den Ring an, denn ich sehe
Das Zeichen Salomo's ihm aufgedrückt.
Verschwunden war der Mann, der Ring gewonnen,
Ich brauch' ihn gleich. Ein menschenähnlich Bild
War meiner kunstgeübten Hand entronnen,
Das Fleisch und Blut scheint und für lebend gilt.
Doch fehlt, trotz meinem Müh'n, ihm Lebensregung.
Ein Strahl, der auf mein Wort dem Ring entquillt,
Gibt rasch ihm Pulsschlag, Leben und Bewegung.
So hatt' ich denn errungen, — ich bereu's, —
Was uns die Fabel Griechenlands erzählte.
Ich nannte mich Prometheus, der dem Zeus
Das Feuer stahl und sein Geschöpf beseelte;
Bald dünkt' ich mir Pygmalion zu sein,
Den lang, gleich mir, ein sehnend Streben quälte,
Bis endlich athmete die Braut von Stein.
Nur Eines fehlt noch: der Beweis und Stempel,
Daß die Gestalt mehr sei als ein Phantom,
Daß auch ein Geist bewohne diesen Tempel;
Die Sprache mangelte, der Rede Strom.
Sie schwieg und wie ich auch in mancher Stunde
Den Ring stark blitzen ließ auf den Autom,
Kein Wort, kein Laut selbst klang aus seinem Munde.
Das wurmte mich, ich achtete für nichts,
Was mir bisher am großen Werk gelungen;
Vom Anfang bis zum Untergang des Lichts
Hab' ich mich abgequält und müd' gerungen,
Zuletzt, als die Gestalt noch immer schwieg,

Ward ich von Ungeduld, von Angst bezwungen,
Die zur Verzweiflung, fast zum Wahnsinn stieg.
Wenn du nicht mir, nicht Salomonis Siegel
Gehorchen willst, Geschöpf des Menschen nur,
Wenn nichts kann brechen deines Mundes Riegel,
Nichts in der ganzen irdischen Natur,
So muß ich Gottes Allmacht selbst gebrauchen,
Um dir des Lebens lebenvollste Spur,
Der Sprache Kraft und Wohllaut einzuhauchen.
Ich rief's und hielt das heil'ge Sakrament
Ihm vor, das ich entrissen dem Altare. —
Wenn Diesen deine Lippe nicht bekennt,
Dann bist du nichts als eitle Puppenwaare,
Dann, wie sie dich geschaffen, dann zerreißt,
Zerschlägt dich meine Hand. Jetzt offenbare,
Ob du ein Schein nur oder Wesen seist! —
Da plötzlich sinkt, vom Heiligthum getroffen,
Der Automat anbetend auf die Knie'.
Sein Auge leuchtet und sein Mund wird offen
Und er beginnt zu reden: Hör' und sieh!
Zum erst- und letztenmal brech' ich mein Schweigen,
Zeugniß zu geben der Eucharistie
Und deiner Ohnmacht Gottes Macht zu zeigen.
Nicht dir gehorch' ich, nur dem höchsten Gott,
Der mich gemacht hat, wie er dich erschaffen.
Du triebst mit seiner Allmacht freveln Spott,
Du wirst bestraft dafür mit eignen Waffen.
Der Ring, aus welchem Leben in mich quoll,
Soll noch dem Grab zum Leben dich entraffen,
Dein Todesschlaf sei lang, doch unruh'voll.
Nur dann erst gehst du ein zur ew'gen Ruhe,
Wenn jene Gierde, die dich selber nicht

Im Leben ruh'n ließ, deine Todtentruhe,
Um dir den Ring zu rauben, frech erbricht.
Es war der Ring das Werkzeug deiner Fehle,
Er sei auch deine Strafe, dein Gericht,
Dein Heil durch Buße. Rette deine Seele! —
So sprach das Bild und schwieg und sank in Staub.
Ich aber schwieg auch, nahm die Zauberbücher
Und gab den Flammen reuig sie zum Raub
Und kehrte wieder heim zum Buch der Bücher,
Verließ den unverdienten Hirtenstab
Und hüllte meinen Leib in här'ne Tücher
Und büßt' in einem Kloster bis an's Grab.
Und auch im Grab noch büßt' ich lang und bitter,
Bis eure Gier, unwissend, willenlos,
Aufsprengte meiner Seele schweres Gitter.
Frei senk' ich jetzt mich in der Gnade Schooß,
Mein Dank für euch sei diese grause Warnung,
Fruchtbarer Schrecken euch mein furchtbar Loos,
Erlösend euch von teuflischer Umgarnung.
Doch nah' ist euch ein andres Wunder noch
Von grauenvoll'rer Buße, als die meine.
Ein Mann, der schon Jahrhunderte das Joch
Des Lebens trägt, steht hinter jenem Steine.
Als ew'ger Zeuge ist er herbestimmt,
Wie ich gefehlt, wie ich den Fehl beweine,
Und wie der Ring des Salomo verglimmt." —
So spricht Albertus und auf's Marmorpflaster
Wirft er den Ring hinab, daß er zerschellt.
Da bebt der Dom, es wanken die Pilaster,
Aus dem zerbrochnen Ring keimt eine Welt
Von Lichtern auf mit nie geseh'nen Farben,
Erlischt dann und auf mich Unsel'gen fällt
Der letzte Strahl aus diesen Feuergarben.

Und wie vom Geist ergriffen tret' ich vor
Bis an das Grab, das heut' des Zaubers Klippe.
Da richtet sich der Bischof hoch empor
Und murmelt: „Friede dir!" und schließt die Lippe.
Sein Kleid zerfällt wie Moder an der Luft,
Sein Fleisch zerstiebt, hinab sinkt das Gerippe
Und über ihm schließt schweigend sich die Gruft.
Die Beiden aber, die sich aufgekauert
Vom Boden, stehn wie Bilder da von Erz.
Entsetzen hat und Reue sie durchschauert,
Dann schlagen sie zerknirscht sich an das Herz
Und schau'n mich an, als sähen sie den Rächer,
Der mich verdammt zu einz'ger Buße Schmerz,
Schon hinter mir als ihren Urtheilssprecher. —
„„Aus dieser Nacht, so reich an Sünd' und Schuld,"" —
Ruft jammernd aus der Ält're der Scolaren, —
„„Aus dieser Nacht, so reich an Straf' und Huld,
An Schrecken, Wundern, Gottesoffenbaren,
Bleibt nur ein Weg uns übrig: bis zum Tod
Als Mönche zu beschau'n, was wir erfahren,
Und Dem zu leben, was allein uns noth!"" —
Er sprach es und fort eilten sie zusammen.
Auch ich verließ darauf den heil'gen Bau
Und sah die Nacht schon in den Rosenflammen
Des Morgens sterben und in zartem Blau.
Des Domes Zinnen fingen an zu leuchten,
Durch frische Lüfte perlte mild der Thau,
Die Welt mit lichten Thränen zu befeuchten.
Ein Bild von Dem, was ich im Dom erschaut!
Ich sah ja dort auch, wie durch nächt'ge Thore
Des Grab's, vor dessen Moder Jedem graut,

Wie aus uralten Zaubers dunkelm Flore,
Durch schwarze Frevelthaten auf einmal
Hervorbrach der Erbarmungen Aurore,
Der Reue Thau und ew'ger Liebe Strahl.

Eduard von Schenk.

Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.
Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Goldne Rosen den Altar.
Schuh' aus reinem Gold geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit,
Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimath Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.
Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungesehn woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.
Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Noth,
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!
Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.
Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Gold vertauscht.
Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.
Bald ist der Proceß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.
Weh! du armer Sohn der Lieder
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.
Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug
Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt'.
„Wo so viele musiciren,
Musicir ich Geiger mit!“
An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.
Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: „„Das arme Geigerlein!““ —
„Eins noch, bitt' ich“ — singt er — „lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!“
Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid.
Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.
Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heil'gen theuer ist.
Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.
Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein andres Land.
Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet sein.
Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.
Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

Justinus Kerner.

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Liljentracht.
Es leuchtet einen Stundenschlag
In's finstre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein stiller Tag
Der Unschuld, heilig unter;
Dann ist es, als wandelten Geister dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,
Und schwindet in den Lüften.
Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn. —
Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und moosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein, zart und rosig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.
Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirschen und nach Rehen;
Da sah er früh, im Morgenstrahl,
Am Zaun das Mägdlein stehen.
„Was schaust du hier," sprach er, „am grünen Zaun?"
Komm' mit mir! dort oben ist mehr zu schaun!
Du sollst mein trautes Liebchen sein,
Zu schön für eine Hütte!" —
Doch Bertha sprach: „„Das kann nicht sein!""
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Herd:
„„Ach, Mutter! der Junker hat mein begehrt!"" —
„„Ob auch der Junker dein begehrt:
Laſſ' dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O, bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!"" —
„„Wohin, o Mutter! retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?""
So weinte sie, und stürzte sich

Der Mutter in die Arme. —
„„Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein!
Da schmücket dich mit keuschem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangst du mit dem Myrthenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirst du in graulicher Mitternacht
Von schirmenden Engeln getreu bewacht!"" —
„„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Klosterstille,
Daß vor der bösen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!""
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Klosters getrost hinein.
Und als der Junker das vernahm,
Gebot er seinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm still entkam,
Gewaltsam zu erbeuten.
Da wurde das Kloster wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiserne Thor gesprengt.
Die wilden Räuber scheuten sich
Nicht vor der heiligen Stelle.
Sie rissen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grausigen Mitternacht
Zur Lauenburg stürmend hinauf gebracht.
„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein schön Gesicht!
Es kostet das liebliche Leben nicht!"

„„Du Sohn Maria's!““ rief sie laut,
„„Du Gottessohn, o sende
Mir Hilf', und rette deine Braut,
Daß keine Schmach sie schände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!
O sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!
Doch still! ich hör' ein leises Wort;
Ich darf Erlösung hoffen.
Ein Engel kommt! ich sehe dort
Den lichten Himmel offen!““
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,
Und leiser und leiser verstummt' ihr Herz.
Entronnen aller Erdennoth,
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geist der Engel, Tod,
In's stille Land der Frommen.
Es war eine lichte Gestalt zu sehn;
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.
Und wo sich Bertha's Auge schloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden sproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verspätete Wandrer schaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.
Sie blinkt alljährlich nur Ein Mal,
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein schauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht sie, das flüstert schwach
Die sterbenden Laute der Unschuld nach.
Seht hin! wo einst die Veste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand

Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blüht das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Liljenpracht.

C. A. Tiedge

Das verborgene Kloster.

Vom Sinai hinab zum rothen Meere,
Nach der Thebais hin, die jenseits harret,
Wo Sanct Antonius des Heils geharret,
Gelitten und gestrebt zu Gottes Ehre,
Zieht eine Wüste hin die Läng' und Quere,
Drei Tage weit, hat Viele schon verscharret.
Zuweilen hört man ein entferntes Läuten.
Ein Kloster — sagen Catharina's Hüter,
Vom Berge Sinai die armen Brüder —
Steht in der Weite aus uralten Zeiten,
Bewohnt, so heißt's, von Martyrern der Heiden;
Wer's einmal sah, der findet es nicht wieder.
Es haben Pilger, nahe am Verschmachten,
Und Araber, auch Mönche von da oben,
Verirrt und wie von Geisterarm geschoben,
Als sie's bedrängte, wo sie Herberg machten,
Den Ort gefunden, nur zum Übernachten,
Und immer hört man sie den Herrn d'rum loben.
Sie geben Kunde von den bärt'gen Leuten
Voll Heiligkeit und wunderbarem Schimmer,
Die, niemals redend, deuteten nur immer,
Und, keine Speise nehmend, nach dem Läuten
Zu Tisch mit gingen, dienten da mit Deuten
In einem Saal, erfüllt von Sternenflimmer.
Und Sterne schauten aus den reichen Falten
Der wolk'gen Deck' und Wände weiß von Glanze,
Schriftzüge wechselten im Sphärentanze,

Wie Knospen, die die Blumen still entfalten,
Und rings im Saal stand manche Wunderpflanze,
Aus der, so schien's, mit Düften Lieder wallten.
Zwar glaubten Manche, daß die Priester sängen;
Doch regte keiner die geschloss'nen Lippen,
Auch wollte keiner nur am Becher nippen,
Aus dem doch sog der Gast in guten Längen,
Scheu' hielt ihn ab, sie zum Bescheid zu drängen,
Die nicht geöffnet noch die ernsten Lippen.
Nach süßer Ruh' auf duft'gen Palmenbetten
Schieden die Pilger bei des Morgens Helle
Und dankten herzlich an des Klosters Schwelle;
Doch priesen sie's als Wunder von Erretten,
Dann wies, als ob sie deß gefrevelt hätten,
Hinauf der Führer und entschwebte schnelle.
Doch wenn der Gast mit biederer Geberde
Danksagte kurz, und innig Gott zu preisen
Für dieß Gesicht, aussprach im Dank, dem leisen:
So sah der Führer ernsten Blicks zur Erde,
Und wallte weiter mit, daß ohn' Gefährde
Er könne seines Weges weiter reisen.
Sie wenden sich — das Kloster ist verschwunden,
Und jede Spur; Fährte von manchem Wilde,
Doch flacher Sand sonst, zeigt, daß im Gefilde
Kein Menschenfuß so leichtlich wird gefunden!
So eilt der Führer mit noch manche Stunden
Durch dieser Wüste Schreck- und Fluchgebilde.
Ein Pilgermönch vom Meer, der dort gewesen,
Doch dann das Kloster oft vergebens suchte,
Berichtet, daß ein Kriegsmann, der dort fluchte,
Erkrankt sei plötzlich und nicht mehr genesen;
Es sei dort überhaupt ein heimlich Wesen,
Ein Räthsel Jedem, der es noch besuchte.

Ein Mönch vom Sinai, der da geschlafen
Und in dem Dom gebetet ein'ge Stunden,
Doch nie das Kloster nachmals mehr gefunden,
Gab Wunder kund, wen seine Blicke trafen:
Zwei ihrer Brüder, die sie längst entschlafen
Geglaubt, sie dienten mit im Chor da unten.
Die ganze Brüderschaft vom hohen Thore
Sanct Catharinen's sagt mit frommer Scheue,
Daß sich aus ihrem Kloster oft erneue
Die Brüderschaft vom unsichtbaren Chore;
Oft sei es schon gelangt zu ihrem Ohre,
Wie Gott verscholl'ne Brüder dort erfreue.
Und oft, wenn sie, von hoher Andacht trunken,
Der Stunde harrten, daß der Busch erglühe,
Da scheine es, als ob vorüberziehe
Die Procession des Thals mit Knitterfunken;
Gesichter strahlten dort im Busch versunken,
Der dann in sonnenheller Lohe glühe.
Demnach wie die verborgne Kirch' erscheine,
Ergänze sich bei'm Abgang reifrer Brüder,
Die Gott aufnehm' als höhrer Welten Hüter,
Das Kloster stets aus Sinai's Gemeine,
Und Manche, die als Todte sie beweine,
Sei'n hin entrückt zur Hut der Wundergüter.
Doch Regel, Pflichten, Übungen der Priester,
Ihr schweigsam Wesen, ihre stille Führung,
Der Wunder Obhut und die Art der Kührung,
Wer hingereist, nichts hört davon noch liest er;
Was er vermuthen könnte, das verschließt er
In seinem Busen mit geweihter Rührung. —

Guido von Meyer.

Ewigkeit.

In einem Kloster, das in Schwedenland
Hart an den Marken zauberkund'ger Finnen
Der Vorhut gleich von Christi Streitern stand,
Lebt' einst — zwölfhundertjähr'ge Nebel spinnen
Sich um die Sage — Petrus Forschegrund,
Ein Meister ernsten Räthseln nachzusinnen.
Die Laute, die, so weit der Erde Rund,
Durchwebt von Seufzern auf zum Himmel steigen,
Der Völker Sprachen hegte Petri Mund.
Die Zukunft las er aus der Sterne Reigen,
Und ob im Thierkreis feindlich oder mild
Dem Neugebornen sich Aspekte neigen.
Die Wunderkraft, die dem Juwel entquillt,
Wenn ihm der Runen Zauber aufgepräget;
Das Wort, das nur der rechten Stunde gilt;
Den Saft, der sich im Mark der Pflanze reget,
Erkennt er, Wurzel, Dolde, Schale, Kern,
Die schleichend Gift, die Gegengift geheget.
Und dennoch, wie in Wolkennacht ein Stern,
Versank sein Geist in nebelhaftes Brüten —
Der Demuth Friede blieb dem Forscher fern.
Einst als im Morgenlicht die Wipfel glühten,
Schritt Petrus sinnend aus dem Klosterthor;
Es war im Lenz, und Wald und Anger blühten,
Im Laube schmetterte der Vögel Chor,
Kein Wölkchen schattete des Himmels Bläue.
Da richtete der Mönch den Blick empor:
„O Herr, so kehrt dein Frühling denn auf's Neue —
Dem Sommer folgt der Herbst, bis Winter dann
Das Feld mit flock'gem Silber überstreue.

Doch Deiner Ewigkeit erstarrten Bann —
Dieß stete Gleich — — Unendlicher Gedanke,
Den nur die Gottheit selbst umspannen kann —
Kein Menschenherz — ich fühl's, mein Glaube schwanke — —
Erbarme dich, Herr! gib mir einen Stab,
An dem mein blöder Geist empor sich ranke!
Ich scheue nicht den Tod, so nah' dem Grab,
Nur vor dem ew'gen Eins muß ich verzagen,
Theilt es äonenlang kein Wechsel ab!
Nicht Schlaf, nicht Wachen, keine Lust, kein Klagen —
Auf Deine Herrlichkeit fort, immerfort
Zu schauen, wessen Sinn vermag's zu tragen?
Und Ewig — Ewig! Sinnverwirrend Wort!
Wem schon zu träg des Tages Stunden schleichen,
Wird ihm zur Folter nicht dieß ew'ge Dort?" —
Da blickt er auf. Verschwunden sind die Eichen,
Schwermüth'ger Föhrenwälder Immergrün
Verdrängt ein Blüthenwald von Myrthensträuchen.
Die Ceder schwingt sich in die Lüfte kühn,
Anmuthig wiegen Palmen ihre Kronen,
Die Blüthen duften, die Orangen glühn.
„Hat" fragt der Mönch, „mich in des Südens Zonen
Ein Traum entrückt? Seit wann der Zauberhain
In meines Schwedens eis'gen Regionen?" —
Da tönt hoch aus den Wolken glockenrein
Ein Klang wie südwärts zieh'nder Schwäne Lieder,
Wie Elfensang bei'm Tanz im Mondenschein.
Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
Des Paradieses farb'ges Wunderkind,
Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.
Er singet. Seine Wundertöne sind,
Wie wenn der Aeolsharfe goldne Saiten
Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.

Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr,
Bald freudig, wie Verheißung bessrer Zeiten;
Bald hochaufjubelnd wie der Sieger Chor,
Bald schmerzlich seufzend, gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.
Und seligschauernd horcht der Mönch den Tönen,
Mit Thrän' im Aug' bei thränenvollem Sang,
Still lächelnd, wenn die Klänge mild versöhnen.
Der Vogel schwieg, und Petri Brust entrang
Der Seufzer sich: „Dürft' ich dem Sänger lauschen
Äonen durch, wie jetzt minutenlang!"
Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauschen,
Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
Hört wieder Sturm durch Eichenwipfel rauschen.
Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
Doch dort sein Kloster — ist es wohl das Münster,
Das er vor Stunden erst verlassen hat?
Der Glockenthurm schaut jetzt ergraut und finster
Hernieder; seinen greisen Schädel schmückt
Ein Kranz von Epheu, von gelbblüh'ndem Ginster.
Das Kirchenthor, die Fenster sind verrückt,
Verschoben ist die Steinbank an der Schwelle,
Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerstückt.
Und hastig stürzt der Mönch nach seiner Zelle;
Den Kreuzgang findet er — die Klause nicht,
Und Mauer thürmt sich an des Pförtchens Stelle.
Aus dem von Schreck beklemmten Busen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nahn — sie kommen Alle —
Er starrt sie an — er kennt nicht Ein Gesicht.
Betroffen stehn die Brüder in der Halle,
Stumm schauend auf den seltsam fremden Mann,
Stumm lauschend seiner Klagen fremdem Schalle.

„Wo ist Johannes? Brüder, sagt mir's an!
Den Prior mein' ich," fragt jetzt Petrus bebend.
„Sind all die Alten fort? Wohin? Seit wann?" —
Darauf der Mönche Ält'ster Antwort gebend:
„„Pius heißt unser Probst, doch thu' mir kund,
Wer bist Du, solche eitle Frag' erhebend?"" —
„Des Klosters Bruder, Petrus Forschegrund,
Der in den Wald gezogen erst vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen kannte nie mein Mund!"
Da sprach der Greis: „„Vom Forschegrund bekunden
Die Chroniken, daß vor Eintausend Jahr
Ein solcher spurlos in dem Wald verschwunden.
Wärst Du's? Die Zeit ist anders als sie war;
Doch wenn Geschlecht auch auf Geschlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar!"" —
Da hob die Hände Petrus zum Gebete:
„Unwürdig bin ich, Gott," so seufzt er bang,
„Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.
Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang,
Um Dich und Deine Herrlichkeit zu schauen —
Und tausend Jahr lauscht' ich des Vogels Sang.
Lebt wohl! Ich will mir eine Zelle bauen
Im Wald, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieses Auen!" —
Er sprach's und ging. Da sank sein Augenlid;
Der tausendjähr'ge Traum verrann, und leise
Vom todverfallnen Leib die Seele schied. —
Still sprachen ihr Gebet die Mönch' im Kreise.

Franz Freiherr von Gaudy.

Der Rose Warnung.

Wo sich rings die Berge thürmen,
In die Thalschlucht stürzen Bäche,
Mit hinab die Eichen reißend
Und des Ahorns dunkles Haupt,
Wo ein Chaos ist zu finden
Von gewalt'ger Schreckensgegend
Und arkadisch heitern Orten:
Liegt im Thale Kirch' und Kloster,
Halb auf Pfeiler noch gestützet,
Halb in grausen Schutt verfallen;
Hier einst fromme Brüder wohnten,
Bernhardiner, wachend, betend,
Wohlthat spendend, still betrachtend,
Fromme Schriften lesend, schreibend.
In der frühsten Zeit der Stiftung,
Da begab sich's wunderbarlich,
Daß, wenn eines Bruders Leben
Sollte heimgehn durch des Todes
Dunkles Thor, der Bruder vorfand
In der mitternächt'gen Stunde,
Wann Gebet sie rief zum Chore,
Eine weiße Rose liegen
Auf dem Armbrett seines Sitzes.
Und er nahm sie, still demüthig,
Schloß sich ein in seine Klause,
Sich zur Beicht und Buß' bereitend,
Immer blickend nach der Rose,
Die er betend hat geheftet
An das Kreuzbild seiner Zelle:
Bis die Krankheit ihn ergriffen,

Die zum Grab' ihn sollte führen,
Und er endlich ruht als Leiche
In dem Sarg', und fromm die Brüder
Requiem der Seele wünschen.
So geschah's, daß vorbereitet
Von der Erde zog zur Heimath
Jeder Bruder, erst gewarnet
Durch die Ros' um Mitternacht. —
Einst so zu derselben Stunde,
Als zum hohen Chor sie schritten,
Vor dem Sitze eines Jünglings
War zu sehn die weiße Rose,
Mahnend, daß das frische, volle,
Junge Leben, gleich der rothen
Lebensrose, nun verblühe.
Tief erschüttert' es den Jüngling,
Schon so früh von hier zu scheiden,
Und mit angstgehobnem Herzen
Legt' er schnell die Leichenrose
Seitwärts vor den Sitz des schönsten
Greises, der schon lang' in Ruhe
Harr'te auf die Todesstunde.
Wähnte so von sich gewendet
Frühen Todes sichre Mahnung. —
Aber, horch! am andern Tage,
Was bedeutet wohl das häuf'ge
Grabgeläute und der Brüder
Schrecken, Seufzer, Thrän' und Klage?
Ach! der Jüngling ist gestorben,
Und der Greis mit ihm zugleich,
Und die weiße Rose glühet
Wie mit Purpur hoch geröthet, —

Darum klagen so die Glocken,
Darum stöhnt es so im Chore. —
Und als drauf nach wenig Jahren
Starb ein andrer Bruder, stiller
War die Klage und ergriffner:
Denn die weiße Warnungsrose
War nicht mehr zuvor erschienen,
Weil sie ward mit Mord beflecket. —
Also hat man mir verkündet
Von der Warnungsros' die Sage;
Und als selbst ich ging zu sehen
In dem Thal die heil'gen Mauern,
Sah ich ringsum weiße Rosen
Über Schutt und Moder wuchern,
Und ergriffen dacht' ich sinnend:
Weiße Todesrosen blühen,
Weil in Trümmern liegt das Stift! —
Und auch dieß noch: „Gott sei gnädig
Jenem lebensvollen Jüngling,
Der die weiße Warnungsrose
Hat mit Mord beflecket!" — Amen.

Wilhelm Smets.

Die Herberg zu Sanct Blasius.

Im wilden Ungarkrieg ist's geschehen,
Daß drei Gesellen bei finsterer Nacht,
Bei Donnergepolter und Sturmeswehen
Sich fliehend in ein Dorf gemacht.
Sie taumeln durch die engen Gassen nieder,
Sie rufen, sie toben, man hört sie nicht, —

Da in den wilden Regengüssen,
Gefoltert von wüthenden Hungers Bissen,
Stoßen auf eine Hausthür sie an:
Hohl tönen die einsamen Schläge wieder,
Wohl kränzen Bäume den stillen Plan;
Denn rauschend tönen die Wipfel nieder,
Auch scheinet der Boden rings umher
Viel Blumen eigner Art zu tragen,
Fast sind sie darüber hingeschlagen:
„Gar seltsame Herberg', so öd' und leer!"
Doch nahe der Thür, — sie fühlen's mit Händen, —
Hängt ja ein Schild wie an Herbergwänden.
„Auf, träger Wirth, mit deinem Kruge!
Hältst du für reiche Prasser nur Haus?
Oder hängst du den Schild nur zum Truge
So gastlich in die Nacht hinaus?" —
Und sieh, kaum hat er's gerufen, ist klar
Im Innern des Hauses ein Licht entglommen,
Das bricht aus dem Giebel so wunderbar,
Kommt still auf die Gasse herabgeschwommen,
Und eine Stimme ertönet mild:
„„Keinen Trug bewahrt unser Schild,
Tretet nur ein, wer ihr auch seid,
Mit seinen Knechten stehet der Wirth bereit!"" —
Den Gesellen sträubt sich das Haar,
Sie sehen bei'm Lichte, das bläulich glänzt,
Die finstre Erde, weithin bekränzt
Mit Leichenstein und Todtenbahr,
Sie lesen auf dem Schild an der Kirchenwand:
„„Dieses Haus wird zu Sanct Blasius genannt!""
Darunter noch die frommen Reime:
„„Ich bin das Brod und der Wein auf Erden,

Wer mich speiset, soll selig werden!'''
Da flüstern die Gesellen und sehn sich an:
„Wer hat den Spuk uns angethan?
Ist dieß der Rebe goldene Frucht?
Ist dieß das Brod, das wir gesucht?"
Doch wie die Andern fliehen wollen,
Stößt sie der Erste hinein mit Grollen:
„Sind wir so weit, gilt's vollends hinein,
Mir graut," so spricht er mit frechem Muthe,
„Vor keinem Gespenste — nur her den Wein!"
Und in die Kirche treten sie ein.
Dort ist ein wundersam stilles Bewegen,
Leuchtende Knaben, wie der Mond so klar,
Wandeln mit kühlenden Flügelschlägen
Um Säule, Geländer und Betaltar.
Der Kirche Hallen sind angefüllt,
Und immer mehr aus Wand und Decke,
Wie Blüthenknospen im Frühling, quillt —
Und Einer bewegt sich nach dem Andern,
Es ist ein ewiges Gehn und Wandern,
Bis endlich die Tafel bereitet steht,
Und über ihre köstlichen Schätze
Ein Odem wie von Blüthen weht.
Und jene Stimme spricht: „„Jetzt letze,
O Bruder, dich und laß bei allen
So gut wir's haben, dir's wohlgefallen!""
Die Gesellen, die in die Ecke sich drücken,
Schauen das Wunder mit irren Blicken.
Doch, soll es die Henkersmahlzeit geben,
Sie wollen nichts schenken, bei ihrem Leben.
So lassen sie sich an der Tafel nieder,
Und schwebend bedient sie das leuchtende Chor,

Weihrauch umfließt sie, und jubelnde Lieder
Steigen in Hymnen zur Decke empor.
Und immer neu fließet in hellen Bronnen
Der Wein, gekocht von andern Sonnen,
Das Brod, gereifet auf anderm Gefild:
Nichts fehlet, was versprochen der Schild. —
Und wie die Mahlzeit ist vollendet,
Da erheben sich zitternd von ihren Bänken
Die armen Sünder, tief gewendet,
Sie jetzo an die Rechnung denken,
Meinen, es werde in Nacht und Graus
Über sie stürzen das Gotteshaus.
Statt dessen ertönet die Stimme wieder:
„„Ziehet in Frieden hin, meine Brüder!
Ich bin's, der Nackenden ein Kleid,
Der Hungernden die Speise beut;
Noch Keinem, der da klopfet an,
Hab' ich nicht willig aufgethan.
Geht hin — mein Blut hab' ich gegeben,
Das Brod war meines Leibes Leben —
Und wann ihr darbt und dürstet wieder,
So kennt ihr jetzt mich, meine Brüder!"" — —
Drauf thut die Erscheinung in Nacht verfliegen,
Die Drei auf ihren Knieen liegen.
Die Sage spricht, seit jener Nacht
Sind sie zu anderm Thun erwacht,
Haben ihre Seelen Dem hingewendet,
Der ihnen das himmlische Manna gesendet.
Das Kirchlein steht im Ungerland,
Noch zu Sanct Blasius genannt.

Alexander Freiherr von Sternberg.

Vinum sacrum.

Es schlichen zwei schlimme Gesellen
Sich in die Kapelle hinein;
In Kannen, in goldnen, geweihten,
Stand dort der heilige Wein.
Da spricht der Eine mit Lachen
Zum Andern in sündigem Muth:
„Komm', willst du dich mit mir berauschen
In Christi eigenem Blut?"
Der Andere greift nach der Kanne
Und setzt sie flugs an den Mund;
Sie trinken, und trinken, und trinken,
Doch kommen sie nicht auf den Grund.
Sie trinken, und trinken, und trinken
Und treiben viel frostigen Scherz,
Doch steigt keine Glut auf die Wangen,
Doch flammt keine Lust durch das Herz.
Sie trinken, und trinken, und trinken,
Die Kanne bleibt voll, wie sie war,
Da packt sie ein innerstes Grausen,
Sie stürzen hin am Altar.
Sie rufen: „Er blutet auf's Neue!
Wer stillt des Blutes Lauf?
Er zeigt uns die offenen Wunden,
O weh uns, wir rissen sie auf!"
Nun schau'n sie ewig den Heiland,
Ein blasses, blutendes Bild;
Er blickt sie an, nicht finster,
Ach, so unendlich mild!

Friedrich Hebbel.

Der letzte Troubadour.

Erstorben sind die Fluren; durch der Dürance Au'n
 Zieht Sturm und Schneegestöber und winternächtlich Graun.
Verblichen sind die Rosen des heitren Arelat;
 Durch die entlaubten Haine deckt Schnee des Wandrers Pfad.
Ihm glänzt nicht Mondesleuchten, ihm sendet seinen Strahl
 Kein Stern vom Wolkenhimmel durch's öde, düstre Thal.
Er wandert zagend weiter, und schwankt der müde Fuß,
 Dann tönt an seiner Schulter die Harf' ihm leisen Gruß.
Zeigt sich kein Lichtesschimmer, kein gastlich winkend Dach?
 Wird nirgend fernab heulend der Rüden Stimme wach?
Ha! dort durch dürre Äste — ist's nicht wie Lampenschein,
 Aus alterndem Gemäuer? Dort wird ein Obdach sein!
Er eilt und pocht bald leise, die Hand vor Frost erstarrt,
 An's niedre Thor des Baues; dann steht er lang und harr't.
Und pocht zum Zweitenmale; doch keines Schrittes Nahn
 Verkündet aus dem Innern, es werde aufgethan.
Da schlägt er ungeduldig zum Drittenmal davor,
 Und ruft: „Bei Christi Mutter, Maria, auf das Thor!"
Und horch, die Riegel klirren, das Thor erschließt sich schnell,
 Und um ihn glänzt und strahlt es, wie Tageslicht so hell!
Gewölbt, doch klein die Halle; in ihrer Mitte steht
 Die hehrste Frau von allen, die je sein Blick erspäht.
Von oben schwebt die Ampel in silbernem Gehäng';
 Doch ist's, als ob die Helle aus ihrem Antlitz dräng';
Als ob nur Lichteswogen, nur warmer Himmelsschein,
 Von Balsamduft durchzogen, ihr Äther könne sein.
Es beugt sich tief der Sänger, küßt ihre weiße Hand
 Und hält sein Aug' erröthend an ihren Blick gebannt.
„O minnigliche Dame, erbarmt euch meiner Noth,
 Habt Mitleid mit dem Armen, dem Niemand Obdach bot!

Wohl rauscht der Strom der Lieder, quillt süßer Weisen Ton
Aus meines Busens Tiefe, um Ruhm und Minnelohn,
Und zu des Heilands Ehre und zu der Jungfrau Preis;
Doch wer ist noch auf Erden, der's Dank dem Sänger weiß?
Nicht lädt des Edlen Halle, sonst gastlich, mehr ihn ein;
Geschmäht wird seine Stimme; wer mag das Ohr ihm leihn?
Ich sang den Reiz der Dame, die ich zur Herrin kor,
Auf meiner Lieder Schwingen hob sich ihr Ruhm empor!
Mir ist kein Lohn geworden; der süßen Augen Blick
Strahlt eines Andern Züge in Liebesglut zurück!
Drum zieh' ich irrend weiter; der heil'gen Jungfrau weihn
Will ich nun meine Lieder, der süßen Frau allein:
Bis sie mein Flehn erhöret, bis sie zu mir sich neigt,
Bis mir der Kuß der Holden die glüh'nde Wange bleicht!" —
Da grüßt ihn milde lächelnd die hehre Frau und geht
Zurück zu ihrem Throne, der altargleich erhöht.
Auf seiner letzten Stufe, von weichem Teppich zart,
Winkt sie ihm auszuruhen von langer, schwerer Fahrt.
Es schwindet rings die Helle; und als er still nun ruht
Kühlt ihm ein weiches Hauchen der Wange Fieberglut.
Ihm ist's, als wenn ein Odem, wie Balsam süß und rein,
Die heiße Stirne küsse; dann schläft er selig ein.
Und ist nicht mehr erstanden; vor Sanct Marien's Schrein
Entseelt in stiller Klause fand ihn der Frührothsschein.

Levin Schücking.

Der Cölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
(Euch, Schwäher, rühm' ich's in's Gesicht!)
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelsteine fließen." —
Nun höret, was der Andre spricht:

„„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast!
Erst dann, wie unter Mose's Stabe,
Wird euch des reichsten Quelles Labe
Entspringen aus der Münsterflur;
Der Quell entströmet nur den Händen,
Die diesen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!““ —
Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meisel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.
Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand ersteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn;
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schooße,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.
Die Säulenäst' im Dach verwoben;
Wie eine Brust, im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinangeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.
Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,

Die ew'ge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königin der Frauen
Im Seraphimenkranze schauen,
An ihrer Brust den ew'gen Sohn.
Derweil zergrämt der andre Meister,
Vergebens forschend, seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn;
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixen, Elfen schliefen.
Drum hebe mit dem Höchsten an!
Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh' hin, o Weib! ich beuge mich!"
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen sich:
„„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen,
In seine höchsten, tiefsten Sorgen
Hat dich der Meister eingeweiht;
Sein Name tönt im Psalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume;
Nun, Schwester, übt Barmherzigkeit!""
Sie sprach: „„„Mein Glück will Glück nur sehen;
Geschehe mir, was mag geschehen!
Heb', Schwester, Knie und Augen hell:
Der Stein, auf dem er einst gestanden,
Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell!"""" —
Und kaum hat Jener Kund' empfangen,
So kömmt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran, hier ist der Mosesstab!"
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,

Und lustig springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmelgrab. —
Des Domes Meister naht im Grimme;
Er singt mit feierlicher Stimme,
In seiner Hand das Pergament:
„„Ich leg' euch Thürm' in Zauberbande!
Hinunter Quell! verdürst' im Sande!““
So sang der Meister und verschwand. —
Erloschen sind des Himmels Kerzen,
Es starren, zwei gebrochne Herzen,
Die Thürme noch vom Cölner Dom:
Doch möcht ihr Nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen,
Und Geister hadern in dem Strom.

A. A. L. Follen.

Der Baumeister.

Ein Meister hatt' einen Dom gebaut,
So hoch, daß den Menschen zusammt gegraut.
Und des Domes Wölbung hat er gespannt
So breit, wie noch nimmer auf Erden bekannt.
Wie er sieht, was er Riesiges hat erstrebt,
Er selbst vor dem eignen Vermessen erbebt.
Und er wagt nicht zu rauben die Stützen des Bau's,
Und es treibt ihn die Angst aus der Kirche heraus.
Und es flüstert um ihn: „Du hast Gott versucht,
Und du bist jetzt mein, und du bist verflucht!“
Horch! welch ein Geschrei! Es kreischt und gellt.
O Meister, man schreit: „„Es fällt, es fällt!““
Und es kommen Gesellen zur Kirche heraus:
„„O Meister, wir raubten die Stützen des Bau's!

Die Wölbung ist frei! und das Werk ist vollbracht,
Es hält, es hält, was du Kühnes erdacht!
Wo bist du, Meister, o komm' herein! —
Wie muß der Meister verschwunden sein?"" —
Es strahlet der Dom noch heut unversehrt,
Der Meister ist nie mehr wiedergekehrt.

August Kahlert.

Das Requiem.

Amadäus sitzt im kleinen Zimmer,
Still und eigen in sich selbst gekehrt,
Durch die Scheiben blickt des Mondes Schimmer
Kühl der Nachtwind durch die Blumen fährt.
Stumm ist's allzumal,
Und in süßer Qual
Zucken dumpfe Schmerzen durch die Brust.
Plötzlich wird er leise angerühret,
Und es steht vor ihm ein später Gast.
„Wer hat nur dich noch hereingeführet?
Ist's doch um die zwölfte Stunde fast." —
„„Thür und Angel wich,
Als ich kräftiglich
Pochte, ward mir schleunig aufgethan.
Bin der Diener eines großen Herren,
Kennst ihn wohl, und er weiß auch von dir.
Weltlust konnte dich nicht von ihm zerren,
Höre nur, was er gebeut, von mir:
Einen Todtensang,
Einen Trauerklang
Sollst du setzen, Amadäus, schnell.
Dreier Tage Licht wird dir gegeben,
Nach drei Tagen schaust du mich auf's Neu'.

Auf, o Amadäus, und das Leben
Setze gern an diese Melodei!
Deiner Künstlerschaft
Krone, Blut und Kraft,
Lod're draus in ew'gen Flammen her.
Denn an eines Großen Todten-Grüften
Soll's ertönen, wie ein Sphärenlied,
Sagen soll es den entzückten Lüften,
Daß ein Himmelssohn von hinnen schied,
Herrlich ist der Lohn,
Du, mein lieber Sohn,
Lebe wohl, sei meines Spruch's gedenk!"" —
Leise, wie er kam, so geht er wieder,
'S ist, als wehte ihn die Nachtluft fort.
Amadäus starrt zur Erde nieder:
Wer war dieser? Welch ein seltsam' Wort!
Floß es nicht wie Licht
Von dem Angesicht?
Blitzt' es nicht wie Sterne durch die Nacht?"
Wem soll ich zur ew'gen Ruhe tönen?
Wer ist jener hohe Himmelssohn?
Warum zählt mich dieser zu den Söhnen?
Und was ist des Werkes Preis und Lohn?"
Also quält und fragt
Er sich, bis es tagt,
Und ein kurzer Schlummer ihn umfängt.
Wie nun Helios in bunten Lichtern
Deinen heil'gen Graus, o Nacht, begräbt,
Sagt der Töne Meister leis' und schüchtern
Trauter Gattin, was er hat erlebt.
„Liebes Herz, das hat
Irgend ein Magnat
Dir geboten — folge dem Geheiß!'"

„Frau, mit nichten, dieser Jüngling mahnet
An ein hohes, ach! und fernes Bild."
„„Herzchen, wie du schwärmst! Was mir nun ahnet,
Ist ein Beutel, reich mit Gold gefüllt:
Mach' es gut und schön,
Und wir werden seh'n,
Wie der fremde Herr die Kunst belohnt.""
Und der leichten Reden leichte Wellen
Spülen tief'res Ahnen aus der Brust,
Heiter geht er zu der Kunst Gesellen,
Ruft den Tönen in gewohnter Lust,
„„Schon zwei Tage hin!
Denk an den Gewinn,
Denke uns'rer Noth, und eile Dich!""
„Noch war nicht die Stund', o Frau, gekommen,
Tagelöhnern kann ich einmal nicht.
Ist der Weihe Funken erst entglommen,
Strahlt es schnell hervor wie Feu'r und Licht.
Aber Muse dringt,
Aber Sorge ringt
Keine Töne ab dem Genius."
Und der zweite Abend schwimmt im Rothe
Und die Hand ist nicht an's Werk gelegt.
„„Kehrt nun morgen wieder jener Bote,
Traun! mit vollem Fug' sein Zorn sich regt.""
— „Eine Nacht ist mein!"
„„Wirst nicht thöricht sein —""
„Gib den Kuß mir noch, nun gute Nacht!"
Drauf verschließt er sich in seine Klause,
Da wird ihm so hoch und ernst und weh.
„Dunkel waltet nun im ganzen Hause,
Aber gülden blinkt's von jener Höh'.
Himmel, groß und hehr!

Erde, schwarz und schwer!
Du, mein Herz, inmitten, voll und heiß!" —
Silbern durch den Garten Lilien glänzen,
Glühwurm zieht die kleine helle Spur.
Droben kreisen nun in ew'gen Tänzen
Leier, Schwan und Wagen und Arktur.
Manche Blüthe keimt,
Und die Erde träumt
Von verlorner Unschuld Paradies.
Amadäus kühlt den Brand der Wange
An dem off'nen Fenster; blickt hinauf,
Blickt hinab, und steht und sinnet lange,
Endlich rinnt der Thräne milder Lauf.
„Ach, vielleicht wie bald
Lieg' ich stumm und kalt
In dem engen Bretterkämmerlein!
Leben, Leben, wie die Blase nichtig!
Tod, du unerbittlich finst're Macht!
Irdisch Spielen, eitel, leer und flüchtig!
O der langen, langen, stummen Nacht!
Lange währt die Nacht,
Aber in ihr lacht
Von drei Lichtern rosenroth der Schein.
Glaube, Liebe, Hoffnung, heil'ges Scheinen
Winkt vom Himmelsbogen sanft mir zu,
Laßt ihr müden Augen ab vom Weinen,
Christus lebt und schenkt euch süße Ruh'!
Kommt, ihr Klänge, gleich,
Ich beschwöre euch,
Tönet, tönet mir von Tod und Grab!"
Zu dem Tische treibt es ihn zu schreiten,
Aus den Augen glüht Begeist'rung vor,

Wundersame Weisen ihn umgleiten,
Achtsam lauschet das entzückte Ohr!
Ob's von innen singt,
Ob's von draußen klingt,
Scheiden die entflammten Sinne nicht.
Was er hört, das muß er emsig schreiben,
So ersteht der Töne dauernd Bild,
Kann vor tiefer Regung fast nicht bleiben,
Durch die Adern jagt das Blut ihm wild.
Doch er läßt nicht ab,
Riß' es ihn in's Grab,
Müßt' er geben drum sein Leben hin!
Rastlos schreibt er fort durch manche Stunde,
Zu dem Zeichen fügt das Zeichen sich.
Eins! ertönet aus der Glocken Munde,
Eben zieht die Hand den letzten Strich
Nun erschöpft zurück
Sinkt er, und sein Blick
Heftet brechend sich an's hohe Werk.
Horch! da schallen ernste Harfentöne,
Dämmernd fällt's herein wie Morgenroth.
Leuchtend in erhab'ner Himmelsschöne
Steht der Fremdling da, der ihm gebot.
Gold'ner Haare Licht
Kränzt das Angesicht,
Von den Schultern sinkt ein Flügelpaar.
Kein Gewand verhüllt die schlanken Glieder
Um die Ferse fließt ein gold'ner Dunst,
Klang und Licht und mächtiges Gefieder
Künden dich, o Engel schöner Kunst!
Aber mild und weich,
Einer Flöte gleich,
Öffnet bald die hohe Lippe sich:

„„Amadäus, du hast Wort gehalten,
Sollst empfahen den verheiß'nen Lohn!
Muß der Leib auch eine Weil' erkalten,
Gehst du selber doch zu Vaters Thron.
Morgen Abend bringt,
Morgen Abend singt
Dich zuerst dein Requiem zur Ruh'!
Würdig so, vom Schwanenlied' umklungen
Mein erwähltes Kind hinüberzieht.
Andre Meister hätten's nicht gesungen,
Welch' ein helles Licht der Kunst verglüh't.
Sangst es selber vor
Dir im Trauerchor,
Und dein Engel heischte dieses Lied.
Sage Lebewohl der grünen Erde,
Schau' sie froh zum letzten Male an!““ — —
Spricht's und küßt mit liebender Geberde
Sanft die Stirne dem verzückten Mann.
Schnell das Leben weicht,
Seine Wange bleicht.
Schmerzlos sinket Amadäus hin

C. Immermann

Die Nacht am Meere.

Es wirft der Mond durch warme Düfte
Auf Flur und Wald sein Zauberlicht,
Das hier sich auf des Hafens Mauern,
Dort auf des Meeres Spiegel bricht.
Wohl gäb' der Sterne reiner Schimmer
Für heitre Nacht ein gnügend Pfand,
Wär' nicht umgrenzt von finstern Wolken
In weiter Fern' des Himmels Rand.

Aus Ulmen streckt ein hoch Gebäude
Empor das falbe Schieferdach;
Es waltet ringsum tiefes Schweigen:
Gewiß dort ist kein Aug' mehr wach!
Und doch! Es öffnen sich die Pforten
Des Altans, und ein Schatten tritt
Durch blühende Orangenbüsche
Auf den Balcon — mit Geisterschritt.
Ist die Gestalt ein irdisch Wesen? —
So bleicht der Mond kein Angesicht,
So hohl sind keines Menschen Wangen,
So flattern Menschenlocken nicht!
Und rascher scheint sich jetzt zu regen
Des Schattens Abbild an der Wand,
Scheint hoch den Zauberstab zu schwingen
In der entfleischten dürren Hand.
Drauf, wie aus dunkler Grabestiefe,
Tönt eine Stimme durch die Nacht:
„Hab' oft im bangen Erdenleben
Mit meinem Spiel allein gewacht!
Dann hieß ich, Stern' und Well', euch tanzen
Zur Lindrung für des Busens Qual;
Frisch auf, auch jetzt beginnt den Reigen,
Wie sonst, wenn es mein Wink befahl!"
Und wunderbare Töne schallen
So süß, so lockend zu der Höh',
Und wieder, durch des Schilfes Halme,
Hinab zum dunkeln Grund der See.
Des Waldes Sänger rings erwachen
Aus Träumen durch den Zauberklang;
Doch bei den nie gehörten Tönen
Erstirbt in ihrer Brust der Sang.

Die Blumen schließen ihre Kelche
Den Himmelsmelodien auf,
Daß nicht aus ihrem Reich entschwinde
Der süße Hall in flücht'gem Lauf.
Und als im Kreis die Sterne tanzen,
Sirenen tauchen aus dem Meer,
Da fängt der Vollmond an zu bleichen,
Die Winde wehen heiß und schwer.
Den Wolken gnügt nicht mehr zu lauschen;
Sie ballen sich am Himmelszelt,
Als wollten neidisch sie verdrängen
Die Sterne aus der Wunderwelt.
Und bald hört man den Meister kämpfen
Mit Elementen, tobend, wild,
Sieht bei der weißen Blitze Leuchten
Nur noch sein zuckend Schattenbild.
Und süß nicht flöten mehr die Klänge,
Zum Tanz lockt solche Weise nicht;
So fordert durch die Macht der Töne
Dereinst man Todte zum Gericht!
Nicht übertäubt den Schall der Donner,
Der durch den Sturm der Wogen brüllt; —
Sprich, „„Schatten! bist du Dämon? Engel?""
— Ha, wie der Ton jetzt gellend schrillt! —
Und plötzlich nun ein tiefes Schweigen,
Aus Wolken schifft der Mond hervor,
Die Sterne stehen still am Himmel,
Die Brandung schäumt nicht mehr empor.
— In Nizza, unter Blüthenbüschen,
Fand man — im Mai bei Morgenroth —
Die Zaubergeige in den Armen,
Den Meister Paganini todt.

Roswitha Kind.

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.
Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.
Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit
Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;
Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.
Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Friedrich von Schiller.

Gleichnisse.

Der Mensch soll treten in die Welt
Wie in sein eignes Haus;
Man geht nicht in die Schlacht als Held,
Man kommt als Held heraus!

Friedrich Hebbel.

Keiner geht zum Himmel ein,
Der nicht war auf Erden:
Weise will ein Jeder sein,
Niemand will es werden!

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Die Mutter.

Als der Ew'ge schuf den Menschen
 Nach des fünften Tages Ruh',
 Nahm er Erd' aus Ost und Westen,
 Erd' aus Süd und Nord dazu;
Daß dereinst der Sohn der Erde
 Auf dem ganzen Erdenball,
 Wo sein Fuß auch wandeln möge,
 Sei zu Hause überall,
Daß, wenn je ein Mensch aus Westen
 Käm' gen Ost voll Zuversicht,
 Dort die Erde nimmer spreche:
 „Geh' hinweg, ich kenn' dich nicht!"
Daß, wenn je ein Mensch aus Norden
 Sterb' im Süden, nimmer dort
 Ihm die Erd' ein Grab verweigre,
 Weil geboren er im Nord. —
So denn ist der Sohn der Erde,
 Wo ihm glänzt der Freude Stern,
 Wo er seufzet, wo er scheidet, —
 Nirgends seiner Mutter fern.
Überall schaut er die Mutter,
 Ob auch ist die Welt so groß,
 Sie ruft überall ihm: „Komme,
 Kind, zurück in meinen Schooß!"

Ludwig Liber.

Das fabelhafte Wesen.

Ruhig saß und sang am Abend
Vor der Thür ein Greis sein Lied,
An dem Purpurroth sich labend,
Als die Sonne glanzvoll schied.
Plötzlich nahte leisen Trittes
Eine winzige Gestalt,
Schritt vorbei gemess'nen Schrittes,
Leichthin grüßend, ernst und kalt.
Aber welch ein seltsam Wesen!
Immer schneller ward sein Lauf,
Blieb nicht klein, wie es gewesen,
Sichtbar wuchs es höher auf.
Endlich macht' es Riesenschritte,
Ragte bis an's Himmelszelt;
Schnell verschwand des Leibes Mitte
In dem Meer der Sternenwelt.
Und er sah es aufwärts gehen,
Bis auch noch der matte Schein
Von den nebelhaften Zehen
In dem Himmel mochte sein.
Und der Greis stand stumm und traurig,
Nach der Wolke hingewandt,
Wo das Wesen grabesschaurig
Ohne alle Spur verschwand.
Und im Innern fühlt er Grauen;
Was geschah, er glaubt es kaum,
Doch den Sinnen darf er trauen,
Die Erscheinung war kein Traum

Lange sann er, doch die Wahrheit
Fand er erst am Grabesrand,
Wo das Wesen ihm in Klarheit
Als die Zeit vor Augen stand.

Carl Haltaus.

---

1. Die Zwei und der Dritte.

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg;
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an.
Phantasie sich halben Leib's zum Himmel hob,
Einen Stern
Faßte sie und schwang ihn, daß es Funken stob
Nah und fern.
Fiel der Witz
Wie ein Blitz
Drüber her, und faßt den Schein
In die kleinen Taschen ein.
Phantasie zur Wolke, die vorüberflog,
Streckt die Hand,
Sich die Wolke purpurn um die Schultern zog
Als Gewand.
Witz versteckt
Drunter steckt;
Wie sich nur ein Fältchen ruckt,
Witz heraus mit Lachen guckt.

Phantasie mit Donnersturm thut auf den Mund,
Witz verstummt;
Schweigt die Riesin, thut sogleich der Zwerg sich kund,
Pfeift und summt.
Der Verstand
Hält nicht Stand,
Geht und spricht: „Das mag ich nicht,
Denn das sieht wie ein Gedicht!“

---

2. Der Künstler und sein Publikum.

Der Stumme sprach zum Blinden:
„Mir würd' ein Gefallen geschehn,
Könnt' ich den Harfner finden;
Hast du ihn nicht gesehn?
Ich selber mach' so vieles
Mir nicht aus Harfenton,
Doch wünscht' ich sehr, er spiel' es
Für meinen tauben Sohn.“
Der Blinde sprach: „„So eben
Hab' ich den Mann gesehn;
Mein lahmer Läufer daneben
Soll ihn zu holen gehn.““
Da lief der lahme Läufer,
Wie man Befehl ihm gab,
Schnell lief er nach dem Harfner,
Die Straßen auf und ab.
Der Harfner kam gegangen,
Und machte seinen Gruß;
Er hatte keine Arme,
Und spielte mit dem Fuß.
Er spielte, daß vor Entzücken
Der Taube war ganz Ohr,

Der Blind' ihn maß mit Blicken,
Der Stumme jauchzt' empor.
Der Lahme ließ zum Tanze
Sich an, und sprang mit Macht.
Beisammen blieb die ganze
Gesellschaft bis in die Nacht.
Und als sie nun sich schieden,
War mit des Harfners Kunst
Das Publikum zufrieden,
Und er mit dessen Gunst.

Friedrich Rückert.

Liebe und Scherz.

Die Liebe.

Warum verfolgst du mich, o Knabe wild?
In diesen Schatten will ich einsam bleiben.
Mein Aug' ist feucht und meine Seele mild,
Die tolle Lust magst du mit Andern treiben.

Der Scherz.

Und würdest eine Rose du im Thal,
Ich pflanzte mich als Dorn an deine Seite.
Es hilft dir nichts, ich liebe dich einmal,
Am meisten aber, wenn ich mit dir streite.

Die Liebe.

Die Einsamkeit ist meine höchste Lust.
Ich will mich liebend in mich selbst versenken,
Denn an dem Glücke der verschwiegnen Brust
Kann sich die Liebe nie zu Ende denken.

Der Scherz.

So lebe wohl, du ernstes Angesicht,
So will ich dich dir selber überlassen.
Erfreust du dich an meinen Spielen nicht,
Wohlan, so wollen wir uns fliehn und hassen.

Die Liebe.

Wie, du entfliehst mir? bleibe, komm zurück!
Ich will dich wieder meinen Liebling nennen,
Denn uns verbindet ewig das Geschick;
Nur uns zu finden, dürfen wir uns trennen.

Der Scherz.

Ich werde mild an deiner zarten Hand,
Und du wirst holder immer an der meinen.
So soll in einem ewig jungen Band
Der Dichter Liebe mit dem Scherz vereinen.

Wolfgang Menzel.

Die süßesten Gaben des Himmels.

Die Blumen.

Wir duften so süß und lächeln so mild,
Wir haben ein hohes Bedeuten;
Wir schmücken die Liebe, der Freundschaft Bild,
Bekränzen den Becher der Freuden!

Die Gefühle.

Was wäret ihr, o Blumen, mehr als — Spiele,
Beseelten nicht den Menschen die Gefühle?
Wir sind das Höchste, was da Gott gegeben,
Des Herzens Leben!

Die Thränen.

Und wir sind der Schmerzen kühlender Thau,
Der Balsam blutender Wunden;
Wir zeigen verschönert des Himmels Blau
Nach lang umdüsterten Stunden;
Und wenn der Gefühle Worte verklingen,
Sind wir es, die tief in's Innerste dringen!

Der Mensch.

Liebliche Blumen!
Zarte Gefühle!
Rührende Thränen!
Mir nur auf Erden gehöret ihr ganz.
Reize des Lebens!
Himmlische Regung!
Perlen der Seele!
Bleibet verbunden im magischen Kranz!

Julie von Bechtoldsheim.

Frühling.

Der alte Waldbeherrscher mußte
Verreisen einst zur Winterszeit;
Ein tiefer Frieden, wie er wußte,
Umfing die Forsten weit und breit;
So übergab er dann die Zügel
Des stummen Waldgebiets dem Sohn
Derweilen, schwang sich in die Bügel
Und jagte mit dem Sturm davon.
Bald sprach der Prinz — er war erzogen
In abgelegner Felsenschlucht —
„Was wurde doch mir vorgelogen
Von einer Krone Last und Wucht!
Vom Volk der Erlen tief im Grunde
Zum Dornsproß auf der Felsenburg

Herrscht Ruh' und Ordnung in die Runde,
Und jeden Willen setz' ich durch."
Er ließ den Wald organisiren
Nach einem nagelneuen Plan,
Die Stämme ordnen nach Revieren,
Abschätzen jeden Ast und Span,
Was wirr sich zeigte, ward gelichtet,
Verkürzt, was aus der Norm sich trieb,
Und Alles treu, wie er's geschlichtet,
In unterthän'gem Frieden blieb.
Da kam der Lenz, verstohlen machte
Die Augen auf der hier, der da,
Bis lustig Groß und Klein erwachte
Und lebensfrisch in's Blaue sah;
Da gab's ein Gähren und ein Ringen,
Ein Gliederrecken kraftgeschwellt,
Ein Weben, Strecken, Aufwärtsdringen,
Als wäre jeder Zweig ein Held.
Der junge Waldfürst — noch auf Reisen
Der alte sich die Zeit vertrieb —
Ließ ernst den Wald zur Ruh' verweisen,
Der Wald jedoch im Aufstand blieb;
Drauf ließ die Keckſten er bestrafen,
Ließ fassen manchen Strauch bei'm Schopf,
Indeß, statt wieder einzuschlafen,
Wuchs ihm das Buschwerk über'n Kopf.
Da rief er grimmig: „Aufgesessen,
In's Dickicht haut, die Wipfel knickt,
Die Knospen brecht, und was vermessen
Sich regt noch, sei im Keim erstickt!"
Auch dieß umsonst: ward rechts gelichtet,
Stand links ein Heckenbund im Flor,

Ward auf der Höh' ein Busch vernichtet,
Brach's frischen Grün's im Thal hervor.
Zwar viele Schmerzenstropfen flossen,
Zerschmettert lag manch Blüthenreis,
Mit Jammer sah der schönsten Sprossen
Beraubt sich mancher Waldesgreis;
Doch keine Klage fand Erhörung, —
Da kehrte zu der Forsten Glück
Und seines Sohns, ob der Zerstörung
Entsetzt, der alte Herr zurück.
„„Ha,““ rief er, „„wenn die Wälder schlafen,
Ist unvergleichlich deine Hut!
Und, wenn sie wachen, willst durch Strafen
Du tödten ihren Lebensmuth?
Kannst du nicht Segen um dich breiten,
Wenn Frühlingswehn die Welt durchhaucht,
So laß das Scepter rasch entgleiten,
Das nicht in deine Hände taugt!““
So sprach er, eilte durch's Gewimmel
Der freudetrunknen Bäumeschaar,
Gab diesem Luft und jenem Himmel,
Und bog und zog sie wunderbar,
Und räumte, was nach Schlaf verlangte,
Das faule Laub, das dürre Reis,
Hinweg, da grünte, blühte, prangte
Der Wald zu Gottes Ruhm und Preis.

Gustav Pfarrius.

Die goldne Iris.

Ein Fischer stand
Am Erlenbach, und blühend gegenüber
Am Schattenrand
Die goldne Iris, kühl Gebüsch darüber.

Manch Fischlein hängt
An seiner Angel, zuckt zu vielen Malen,
Eh' er es fängt,
Der sich verfangen in der Iris Strahlen.
Dreifaches Gold
Legt jeder Kelch aus, breit geschweifte Spitzen,
Drei Speere, hold
Gesenkt zu Stielen, die sich blättrig schlitzen.
O goldne Pracht
Und geisterhaft ihr Schein im Flutkrystalle!
Entsproß dem Schacht
Als Blume hier die Krone der Metalle?
Sie leuchtet, wallt,
Aus allen Kelchen tönt's wie goldne Lieder,
Als Nachspiel hallt
Grasmückensang. — Er schweigt, es rauscht nur wieder.
Fein sinkt der Thau,
Der Abendschimmer glüht am Erlenkranze
Und röthlich grau
Ein Dämmrungsfalter schwirrt am Irisglanze.
Der Fischer träumt,
Er steht im Eldorado, will entrücken
Den Schatz, er säumt —
Ehrfurchtgebannt — das Diadem zu pflücken.
„O hehr Geschmeid',
Gewirkt aus lautern Stufen, die gediegen,
Dem Licht bereit,
In unerschöpften Erdenkammern liegen!
Die Sonne hebt
Am Flammenband des Lebens goldne Blüthen,
Umspinnt, umwebt
Mit Gold die Welt, das alle Engel hüten.

Dein ist's, Natur,
Es glänzt im Liebesblick, in Sternenkreisen,
Es liegt verstreut unendlich auf der Flur,
In diesem Goldland will ich ewig reisen!"

Adolph Peters.

Der Sturmvogel und die Schiffenden.

Ein Schiff durchschnitt des Meeres blaue Bahn;
Das Segel schwoll, die Wellen spielten
Sanft rauschend um den Kiel, Delphine wühlten
Und wälzten scherzend sich im Ocean.
Vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte
Des Zimmetwaldes Düfte.
Das Schiffsvolk lag im milden Sonnenschein,
Und vom Verdeck ertönten Jubellieder,
Vermischt mit lautem Scherz, zum frohen Wein,
Und leiser plätscherten die Wogen.
Da kam ein Sturmfink hergeflogen
Und ließ sich auf das Steuer nieder.
Den Unglücksvogel sah der Steuermann: „Fürwahr!
Du Freudenstörer," hub er an,
„Du konntest nie uns ungelegner kommen!
Doch soll dir dein Prophetenamt nicht frommen!
Dir selbst verkünde die Gefahr!"
Er sprach's, ergriff die Büchse, traf
Des Vogels Brust; er fiel. Doch eh' des Todes Schlaf
Sein Aug' umschloß, erscholl aus seinem Munde
Der ernste Spruch: „„Ihr wähnet im Propheten
Der Wahrheit heil'ge Kraft zu tödten!
Umsonst! es naht die ernste Stunde,
Und euer Sträuben hemmt sie nicht.
Dann wird ihr Wort zum Sturm, ihr stilles Licht

Wird sich zu Feuerflammen röthen!"" —
Er sprach's; da floß sein Leben aus der Wunde.
Gewölk stieg auf, hoch schwoll im Sturm die Flut;
Der Blitz zerriß den Mast, es scholl Gewimmer;
Des Oceans empörte Wuth
Verschlang des Schiffes Trümmer.

Friedrich Adolph Krummacher.

Sänger und Blume.

Ein Sänger zog im stillen Hain,
Süßträumend Bild auf Bild.
Ein Sänger wandert gern allein,
Wann sanft und voll
Im Busen ihm
Die Liedeswelle quillt.

So zog er fort in Einsamkeit,
Hin wo nicht Wandrer gehn,
Dort still in zartem Lilienkleid
Sieht fromm und schön
Auf ödem Rain
Er eine Blume stehn.

Und innig das bescheidne Bild
Sein weiches Herz bewegt;
Hin sinkt er, vor die Blume mild
Und spricht: „Wie doch
So wunderbar
Die Öde Blüthen hegt!

Du einsam Kind, für Gott erblüht,
Hier, wo kein Wandrer naht,
Wo dir nur still der Himmel glüht,
Kein tückisch Herz

Den Schmuck dir raubt,
Wo dich kein Fuß zertrat!
Du einsam Kind, für Gott erblüht
In stillem, tiefem Werth,
Dein Auge klar zum Himmel sieht
Voll Thränenthau,
Und Huldigung
Von Menschen nicht begehrt!“
Und o, der Blume, zart im Moos,
Tönt's sanft vom Purpurmund:
„„Ich blüh' in der Vollendung Schooß,
In Himmelslust,
In Himmelsruh'
In meines Schöpfers Bund!““
Da steigt des Sängers frommer Blick
Empor, zum Himmel ein,
Und ihn umschwebt ein holdes Glück,
Ihm wird das Herz
Süß ahnungsvoll,
Sein Sinn so blumenrein.

Wilhelmine Mylius.

Die Seherin und der Bauer.

Bauer.

Kein Verdienst und theures Brod,
Arme Leute, große Noth!

Seherin.

Es soll noch ganz anders kommen;
Streng ist Gottes Zorn entglommen!
Hunger, Pestilenz bricht ein,
Krieg und Mord wird allgemein,

Meere treten aus den Schranken,
Berge stürzen, Hügel wanken,
Städte sinken in den Staub,
Wie im Herbst der Bäume Laub;
Und erscheinen wird kein Retter. . . .

Bauer.

Sagt mir doch, was kömmt für Wetter
Morgen? sehet, alles Land
Harrt des Sämanns.

Seherin.

Unbekannt
Ist mir dieses.

Bauer.

Schlecht begründet
Ist dann wohl, was ihr verkündet;
Wem die Zukunft offen liegt,
Weiß auch, was sich morgen fügt.
Sollt ein Aug' die Fern' ergründen,
Das nicht kann die Nähe finden?
Unser ist des Tages Frist;
Gott nur weiß, was künftig ist.

U. Hegner.

Die zwölf Eselein.

Es hätt' ein Bauer zwölf Eselein,
Die trieb er bei des Morgens Schein
Wohl in die Disteln mit frohem Muth,
Das thät den Eselein behagen gut.

Kam er nun Abends an den Ort,
So liefen die Eselein hier und dort,
Mußte sie zusammentreiben,
Das ward dem Bauer
Zuletzt gar sauer.
Da wollte er's besser bekleiben,
Thät drauf zum eigenen Ergötzen
Sich auf den ersten Esel setzen,
Trieb so die andern eilf an der Zahl
Zusammen ohne Müh' und Qual.
Aber den Letzten, auf dem er ritt,
Den sah er im ganzen Felde nit,
Und als er ihn suchte aller Ort,
Liefen wieder die eilf andern fort. — —
So sucht der Deutsche im fremden Land,
Was er längst bei sich zu Hause fand,
Und verliert über dem Suchen gar
Was bereits gefunden war.

L. Bornitz.

Die Auster.

Ein Lahmer sprach zu einem Blinden:
„Wir Krüppel wollen uns verbinden!
Du sollst mein Fuß, ich will dein Auge sein,
Und wenn wir einen Schatz auf unserm Wege finden,
So theilen wir uns brüderlich darein."
Der Blinde ging den Vorschlag ein,
Belud sich mit dem lahmen Reiter,
Der war zur nächsten Stadt sein Leiter,
Und rief dort bald:
„„Herr Bruder, halt!

Da liegt nicht weit von deinen Füßen
Ein Ding von seltsamer Gestalt,
Das läßt vielleicht sich brauchen und genießen.‟‟
Und eine Auster war's, die, tastend mit der Hand
Der Blinde fand;
Ein böhmich Dorf den armen Wichten!
Der Finder zog ein Messerlein hervor,
Um stracks quer durch die Theilung zu verrichten,
Doch als er nur so Müh' und Zeit verlor,
Ward hinter ihm der Lumpenritter
Gewaltig bitter,
Und schrie: „Du ungelenker Thor,
Du weißt mit diesem Dinge nicht zu schalten;
Gieb her, laß mich's allein behalten!‟
„„Nein!‟‟ sprach der Andre kurz und rund:
„„Das streitet wider unsern Bund.
Die Halbscheid muß durchaus mir werden,
Sonst wäre ja kein Recht auf Erden!‟‟
Sie zankten sich darob so hart,
Daß schier das Faustrecht thätig ward.
Zuletzt beschlossen sie, bei einem Advokaten
Sich ob der Theilung zu berathen.
Sie trafen einen Herrn, der fleißig Austern aß,
Und folglich war es ihm ein Spaß,
Das Muschelhaus des Seethiers aufzumachen
„„Seht,‟‟ hob er an und barg sein innes Lachen —
„„Hier wohnt ein garst'ger Wurm darin,
Der ist euch Beiden kein Gewinn,
Ich aber muß mich oft zu solcher Speise zwingen.‟‟
Er ließ Citronensaft sich bringen,
Verschlang die Auster schnell, und sprach:
„„Jetzt nehme, dem Vertrage nach,

Sich Jeder eine dieser Schalen!
Sie gleichen sich genau, das Recht hat seinen Lauf,
Und nun thut Eure Beutel auf,
Um mich für meinen Rath gebührend zu bezahlen!'"

A. F. E. Langbein.

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Gutheit aus den Augen sah.
Ich fragte sie: Was thut der hier?
Antworten sie: „Den nähren wir
Aus Christenpflicht, um Gotteslohn,
Er wohnt bei uns seit lange schon!"
Und priesen insgesammt ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Sie luden Gäst' in großer Zahl,
Sie sagten ihm: „Besorg' das Mahl!"
Da ist er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel stand.
Sie saßen freudig rings umher,
Am Katzentischchen selber er;
Doch priesen sie zum Schluß ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und als sie nun gefahren aus,
Sie sagten ihm: „Bewach' das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg' das Vieh,
Und halte gute Ordnung hie!"
Er hat es fleißig so vollbracht.
Sie kehrten heim in später Nacht,
Sein Licht sie nahmen, priesen's laut,
Er sei so eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum
Reif waren auf dem steilsten Baum;
Was sich begab in Ernst und Spaß,
Sie sagten ihm: „Thu' dieß, thu' das!"
Und priesen, wenn's geschehn, ihn laut,
Er sei so eine treue Haut.
Sie legten, als er krank und schwach,
Ihn in die Kammer unter's Dach.
Sie sagten ihm: „Bist du gesund,
So thu' es nur uns eben kund!"
Doch hat er's nicht mehr kund gemacht,
Denn er verschied in selber Nacht.
Da klagten sie's den Nachbarn laut:
‚Schad', daß er starb, die treue Haut!"

Nicolaus Becker.

Jeder mißt nach seinem Maaße.

Der Wanderer durchzog den Wald, so krank;
Die Sonne brannte; der Weg war so lang;
Da aus dem Dickicht ein Hirschlein sprang.
„Willkommen, o Hirschlein! du sag' es mir an:
In wie viel Stunden ich müder Mann
Die Herberge wohl erreichen kann?"
Da lachte das schalkische Hirschlein auf:
„„Spring' rüstig den felsigen Pfad nur hinauf,
Und du endest in dieser Stunde den Lauf!""
Da schritt, doch langsam, der Pilger fort,
Vier Stunden lang, bis ihm die Zunge verdorrt;
Da sucht er verzagend den schattigen Ort.

Hier kreucht ein Schnecklein, wie er, so zag.
  „Willkommen, Schnecklein! Ich bitte dich: sag',
  Wie bald ich die Herberg' erreichen mag?“
Da macht sich die Schnecke zum Seufzer bereit,
  Und stöhnt: „„Mein Wandrer, du thust mir sehr leid,
  Denn die Herberg' ich noch drei Tagreisen weit!““
Laut jammert der Müde; — zum Glück kam daher
  Ein Jäger, der frug ihn: „„„Was weinst du so sehr?“““
  „Ach, die Herberg' ist fern, und ich kann nicht mehr!“
„„„Die Herberg' ist nah, und der Weg ist flach;
  Komm mit mir!“““ — Da folgte der Pilger ihm nach,
  Und bald erreicht er das wirthliche Dach. —
„O Hirschlein! o Schnecklein! o, die ihr mir gabt
  Die Kunden, womit ihr betrogen mich habt!“ —
  Mit nichten! Du gehst; sie schleicht, und er trabt. —
Wenn Ihr einst in der Fremde nicht wißt,
  Wie lang noch der Weg zur Herberg' ist,
  Fragt Den, der mit eueren Schritten mißt.

Emerentius Scävola.

Lockung.

Zwei verwegne Knaben saßen
  Still am Bach und Vogelherd,
  Durch des Walds und Feldes Straßen
  Zog der dritte wohl bewehrt.
„Schon seit einer langen Stunde
  Sitz' ich an dem Ufer hier;
  Fischlein, Fischlein auf dem Grunde,
  Steig' herauf, herauf zu mir!“ —
„„In des Abends stiller Kühle
  Harr' ich am Holunderstrauch;

Vöglein, Vöglein, nach der Schwüle
Ruhe hier im Kühlen aus!''' —
„„Frisch ist's in des Waldes Mitten,
In dem thauigen Revier:
Rehlein, Rehlein, komm geschritten
Und selbander wandeln wir!''' —
Kam das Fischlein drauf gezogen
Mit des Baches Wellenspiel,
Auch das Vöglein war geflogen
Nach der argen Lockung Ziel.
Und das Rehlein kam gegangen,
Um sich blickend froh und frei;
Aber bald hielt sie gefangen
Angel, Netz und tödtend Blei.
Und die Knaben zogen weiter,
Sangen lustig schadenfroh:
„„„„Werd't ihr Andern nicht gescheidter,
Ei, dann geht's euch grade so!''''

Wilhelm Smets.

Die Forellen.

Bei hellem Sonnenschein
Spielten im Waldbächlein
Unter plätschernden Wellen
Lustige kleine Forellen.
Da kam bergab
Ein Fischerknab'
Mit Angeln und Netzen;
Und um sich zu ergötzen,
Legt er sich nieder am grünen Rand,
Nahm ein Pfeifchen in seine Hand
Und sprach:
„Ihr Fischlein, gemach!

Haltet ein wenig still
Und hört, was ich will!
Ich könnt' euch fangen
Nach meinem Verlangen;
Allein, wenn ihr artig seid,
Geschieht euch kein Leid.
Nur bitt' ich vor Allen
Um einen kleinen Gefallen.
Was ich begehr', ist wenig im Ganzen:
Ich will euch was pfeifen, darnach sollt' ihr tanzen!"
Jetzt nimmt er sein Pfeifchen und pfeift;
Das junge Volk aber streift und schweift
Die Kreuz, die Quer
Hin und her.
Sie schauen spöttisch den Knaben an:
„„Dein Stückchen steht uns nicht an!"" —
Der Knabe verliert nicht den Muth;
Er spricht: „Gut!
Spitzt euer Ohr!
Ich spiel' euch ein andres Stückchen vor!" —
Er nimmt sein Pfeifchen wieder und pfeift;
Das junge Volk aber streift und schweift
Die Kreuz, die Quer
Hin und her.
Schauen den Knaben spöttisch an:
„„Dein zweites Stückchen steht uns auch nicht an!"" —
Der Knabe läßt sich's nicht verdrießen;
Und als sie wieder vorüberschießen,
Ruft er: „So hört doch ein Augenblickchen!
Ich spiel' euch nun schon das dritte Stückchen!" —
So spielte der Knabe fort und fort.
Gab ihnen noch manches gute Wort.

Sie wollten durchaus sich nicht zureden lassen;
Es war Alles in den Wind geblasen.
Bald gefiel ihnen der Takt nicht recht,
Bald war ihnen die Musik zu schlecht,
Bald drückten sie die engen Schuh';
Zuletzt hörten sie gar nicht mehr zu.
Da ward es dem Knaben endlich zu viel;
Er legte beiseit sein Pfeifenspiel,
Nahm sein Netz zur Hand,
Stieg an des Bächleins Rand,
Und hat die Forellen gefangen,
Daß ihm auch nicht Eine entgangen.
Drauf steckt' er sie in sein Faß
Und wanderte fürbaß,
Mutterseelensallein
In die Stadt hinein,
Trug sie von Haus zu Haus
Und bot sie aus.
Das währte gar nicht lang
Verkauft war der ganze Fang.
Die Jungfer Köchin war gleich zur Hand
Der Kessel schon an dem Feuer stand;
Und in die siedenden Wellen
Warf sie die armen Forellen.
Da sprangen und schnellten sie in die Höh':
„„Wir wollen gern tanzen; o weh, o weh!
O bring' uns nur wieder in unsern Bach,
Und pfeif' uns was vor! Wir tanzen darnach!““ —
Der Fischer sprach: „Nun ist's zu spat!
Ihr hörtet nicht, als ich euch bat.
Wer nicht tanzt zu gelegner Zeit,
Der muß oft tanzen, wenn's ihn reut!“

Friedrich Förster.

Widerspruch.

Ich bin ein Stern, um Dunkles aufzuhellen,
Ich bin ein Bogen, Pfeile fortzuschnellen,
Ich bin ein Schwert, um Knoten zu zerhauen,
Ich bin ein Stein, um Tempel aufzubauen,
Ich bin ein Gifthauch, Rosen zu entblättern,
Ich bin ein Hammer, Völker zu zerschmettern,
Ich bin ein Halm, der einem Hauch sich schmiegt,
Ich bin das — Wort, das von den Lippen fliegt.

J. C. Nänny.

Verlorner Fleiß.

Der Wunsch sprang früh des Morgens aus,
Und hinkte des Abends zurücke;
Nach Schmetterlingen lief er und Blumenstrauß,
Und fand unterweges die Krücke.

Schmidt von Lübeck.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Mich freut sie lange schon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farbe sähe!
Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.

Da hab' ich sie! da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau. —
So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Johann Wolfgang von Goethe.

Das Glück.

Kegel seh' ich gestellt und Kugeln rollen beflügelt,
Achte fallen, es steht Einer, der Mittelste, noch.
Wieder rollt es, der Mittelste fällt, es stehen die Achte,
Ungleich lohnet den Werth jeglichen Wurfes das Glück.

N. Meyer.

Gefallene Größe.

Sie hämmerten, sägten, hieben
An der Tanne riesigem Stamm,
Und endlich, endlich fiel sie
In's Kraut weit über den Damm.
Es jubelten die Kleinen —
Ein Wandrer schaut's und sagt:
„Man sieht erst recht im Falle,
Wie hoch sie hat geragt!"

Dietrich Richter.

Die Himmelsthräne.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich in's Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
„Du sollst nun meine Perle sein;
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen!" —

O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelsthrän' in meiner Brust!
Gieb, Himmel, daß ich in meinem Gemüthe
Den reinsten deiner Tropfen hüte!

Friedrich Rückert.

Perlen und Rosen.

Wenn jede Perle eine Thrän',
Im Meeresgrund versteint,
Dann trug die Welt schon vielen Schmerz,
Dann ward schon viel geweint.
Doch keimt ein jeder Rosenstrauch
Aus einer Menschenbrust,
Die einst ein frohes Herz umschloß,
Gab's auch schon viele Lust.

Hermann Rollett.

Baron und Bettler.

Der Herr hat Alles wohl und gut gemacht,
Baron und Bettler alle gleich bedacht.
Schläft der Baron auf seidnem Bett im Saal,
Der Vagabund auf Stroh im Pferdestall,
'S ist Alles gleich; und ist noch unentschieden,
Wer von den Beiden schlief im bess'ren Frieden.
Am Morgen ist man rüstig wieder auf,
Und Jeder setzet fort gewohnten Lauf;
Fährt der Baron in eilender Carosse
Den breiten Weg zu seines Fürsten Schlosse,
Der Bettler seitwärts geht in heitrer Ruh'
Bequemen Fußweg sonnigem Dorfe zu.
Und wie der blaue Himmel ihn umlächelt,
Wie ihn anmuth'ge Sommerluft umfächelt,

Der Vögel Zwitschern aus dem Busch der Wiesen,
Er kann es Alles froh und rein genießen;
Der Lerche Jubel über ihm im Blauen
Erwecket ihm zu seinem Gott Vertrauen.
Nun geht er Gaben heischen Haus bei Haus,
Und kommt beschenkt, und kommt vergnügt heraus,
So macht er bald durch's ganze Dorf die Runde.
Oft angebellt von einem bösen Hunde;
Dann vor dem Dorf am Zaun, auf sonnigem Sand,
Liegt er und zählt sein Geld auf flacher Hand;
Und wie er zählt, so fühlt er sich geborgen,
Es ist genug für heut' und auch für morgen.
Bückt sich der Bettler oft nach einer kleinen Gabe,
Quält den Baron Verwaltung reicher Habe.
Du siehst an diesem, wie an jedem Falle:
Sei, wer er sei, geplaget sind wir Alle.

Johann Paul Eckermann.

Dauer des Herzens.

Ein Saumthier trägt so still
Und sanft die Centnerlast,
Wohin der Treiber will,
Begehrend keine Rast.
Ein Wagen rollt daher,
Die Schildkröt' ihm nicht weicht,
Und wär' er noch so schwer,
Trägt seine Last sie leicht.
Doch all die Last ist Scherz,
Bedenkst du das Gewicht,
Das oft ein Menschenherz
Still trägt und doch nicht bricht.

Justinus Kerner.

Spielendes Kind.

(1848.)

Auf des Berges steiler Höhe
Blüht ein Blümlein lieblich hold;
Achtet nicht des Sturmes Toben,
Der durch Thal und Berge grollt.
Solcher Blume gleich erblühst du,
Holdes Kind, auf Berges Höh';
Achtest nicht der Zeiten Stürme,
Nicht der Menschheit vielfach Weh.
Holder Friede wohnt im Herzen,
Spiegelt sich im Angesicht,
Siehst noch Alles rings verkläret
In der Unschuld Rosenlicht.
Und von diesem Licht umflossen,
Keiner Sorge dir bewußt,
Grüßest du den Tag der Freude,
Kindlich froh in heitrer Lust. —
„Gieb, Herr, daß bald heil'ger Friede,
Wie er in dem Kinde lebt,
Als ein Genius des Himmels
Auf die Erde niederschwebt!
Sende ihn in alle Herzen,
Die jetzt Sturm auf Sturm bewegt,
Daß die Welt nicht Das zerstöre,
Was das Kind im Herzen trägt!"

August Wilhelm Müller.

Schaumgebilde.

Die Mutter sitzt mit ihrem Kinde
Am Gartenweg auf grünem Rasen,
Und bläst aus zierlich irdner Pfeife
Dem Kleinen bunte Seifenblasen.

Sie steigen auf im Sonnenscheine;
Sie spiegeln Erd' und Himmel wieder
In wunderbarer Form und Farbe;
Dann — sinken sie — zerspringend nieder.

Wie streckt verlangend seine Händchen
Der Knabe aus, um sie zu fangen!
In seinen Augen steht's geschrieben:
Besitzen möcht' er sie, — erlangen! — —

O Bild des Lebens! Goldne Träume,
Von kühnen Wünschen leicht gehoben,
Wie malt sie farbig aus die Jugend!
Wie bald sind sie verweht — zerstoben!

Was bleibt uns von den Zauberbildern,
Die wir im Lebenslenz ersehnen?
Den Schaumgebilden gleich — nur Tropfen;
Und diese Tropfen? — bittre Thränen!

Friedrich Wilhelm von Kawaczynski.

In dem Walde.

Es geht ein Wandrer durch den Wald
Der Zweifel und der Sorgen.
Er wandert ohne Pfad und Halt
Drin seit dem frühsten Morgen.

Er prüft und forscht und sucht und späht,
Und Stund' um Stunde schwindet —
Weh, wenn die Sonne untergeht,
Eh' er den Ausgang findet!

Wie Viele sich auch leicht und bald
Hindurch gefunden haben,
So liegt doch in dem großen Wald
Gar Mancher schon begraben!

Friedrich Hofmann.

Der Waisenknabe.

Tiefes Heimwehleid im Herzen
Schleicht der Waisenknabe stumm,
Ob allwärts auch Lust und Scherzen,
In der Fremde längst herum.
Vater, Mutter ruhn im Grabe,
Kein Gespiele weilt um ihn;
Ach! er schwankt am Wanderstabe
Weinend durch die Fremde hin.
Längst erstorben sind die Freuden,
Die das Vaterhaus ihm bot;
Holde Fluren sind ihm Haiden.
Lenzesleben für ihn todt.
Fremde Laute, harte Worte,
Um und um nur kalter Hohn,
Nirgends offen eine Pforte
Für den elternlosen Sohn!
Keinen liebgereichten Bissen,
Keine muttergleiche Hand!
Alles, Alles muß er missen,
Sucht voll Schmerz sein Heimathland.
Keines Auges Liebesgrüße
Lächeln mild dem armen Kind;
Nur die Thräne, linderndsüße,
Über bleiche Wangen rinnt.

Nieder sinkt er auf die Kniee,
Ruft lautschluchzend himmelwärts:
„Mutterhand, o komm' und ziehe
Doch dein Kind an's Mutterherz!
Vatermund, du liebetrauter,
Rufe heim den Schmerzenssohn!"
Fleht inbrünstiger und lauter;
Hoch auf steigt sein Schmerzenston.
Tausend Sterne niederflammen,
Tausend Grüße hört sein Ohr. —
Sieh', die Hülle sinkt zusammen,
Offen steht des Himmels Thor.
Engel mit dem Rosenlichte
Fassen den erlösten Geist,
Spenden Paradiesesfrüchte
Ihm, der nimmermehr verwaist.
Führen ihn, den Heimwehkranken,
Ein in's ew'ge Vaterhaus,
Und voll Jubelsang und Danken
Ruht im Schooß der Lieb' er aus! —
Und wer ist der Waisenknabe?
Wer das herbgeprüfte Kind?
Wandrer mit dem Pilgerstabe,
Nenn' es, nenne — dich geschwind!

J. P. Glöckler.

Der Fichtenbaum.

Die alte Fichte schwanket,
Einsam auf grauer Höh',
Der Knabe zieht im Nachen
Entlang den blauen See.

Die Fichte tief versunken
In dunklen Träumen sinnt;
Der Knabe kos't der Welle,
Die schäumend niederrinnt.

„O Fichtenbaum dort oben,
Du finsterer Gesell,
Was schaust du stets so trübe
Auf mich zu dieser Stell'?"

Da rühret er mit Trauern
Der Zweige kühlen Saum
Und spricht in leisen Schauern
Der alte Fichtenbaum:

„„Daß bald die Axt mich suchet
Zu deinem Todtenschrein,
Das macht mich stets so trübe,
Gedenk' ich, Knabe, dein!""

Georg Scheuerlin.

Das Gespräch.

Ich sprach zum Morgenroth: „Was glänzest du
Mit deinem hellen Rosenlicht?"
Ich sprach zur Jungfrau schön: „Was kränzest du
Dein junges Angesicht?
Morgenroth, du einst erbleichen mußt,
Jungfrau schön, du einst verwelken mußt;
Drum schmücket euch nicht!"

„„Ich schmücke mich,"" so sprach das Morgenroth,
„„Mit hellem Rosenlicht;
Ob mir dereinst ein bleiches Schicksal droht,
Das frag' und weiß ich nicht:
Der dem Mond, den Sternen gab den Schein,

Auch gefärbt hat roth die Wangen mein;
Drum traure ich nicht!‟‟
„„Ich kränze mich,‟‟ so sprach die Jungfrau schön,
„„Weil noch mein Frühling blüht,
Sollt' ich darum in stetem Trauern gehn,
Daß einst die Jugend flieht?
Der beschirmt und hält der Vöglein Nest,
Der die Blumen blühn und welken läßt,
Dem traut mein Gemüth!‟‟‟

E. M. Arndt.

Die Frühlingswolke.

„Auseinander, Freunde,
Sonnen=Genossen,
Hinunter zur Erde!“ —
Tropfen, wohin?
„„Wir zu den Rosen;
Ich zur Viole;
Ich zur Lilie;
Wir zu den Gräbern;
Wir in der jubelnden
Kinder Haar;
Ich auf der trauernden
Mutter Wange;
Ich auf des betenden
Alten Stirne!‟‟

A. Zeller.

Erdenkinder.

Söhne, Töchter, die im Dunkeln schliefen,
In den unerforschten ew'gen Tiefen,
Ruft an's Erdenlicht der Ocean.
„Wandelt,“ sagt er, „stets die helle Bahn;

Leben sei euch, Leben zu verbreiten,
Allsoweit euch Wind und Flügel leiten!"
Und die Nebel und die Wolken wallen
Tauchend, tanzend aus der Lebensflut
In des Morgenkranzes Rosenglut,
Nach den Höhen, nach den Tiefen allen.
Doch die einen, die des Rufs nicht denken,
Die sich in die Sümpfe träg versenken,
Tödten frostig, andre schlagen
Wüst das Saatenfeld in tollem Jagen.
Aber die des Vaters Wort getreu,
Bringen Leben selbst der Wüstenei,
Sanft und leise mit den Au'n erblühend,
Oder laut gebietend, freudesprühend.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Die Wolken.

Eine Wolke sprach zur andern,
Auf dem Wege ihr begegnend:
„Wohin ziehst du? Was beginnst du?"
Ernst versetzt darauf die andre:
„„Weiß ich's selber denn? Zum Spiele
Dienen ja wir armen Wolken
Allen Launen der verborgnen,
Schnellen, wandelreichen Winde."" —
„Also ist es," nimmt die erste
Wolk' aufs Neu' das Wort; „jetzt irr' ich
Ganze Monde schon, bald dorthin,
Hierhin bald vom Wind getrieben.
Über einem schönen Lande,
Das im Sonnenbrand verschmachtet.
Täglich tönt zu mir der Menschen

Klag' empor: daß ich sie täusche.
Doch so oft ich will des Regens
Süße Labung niederträufeln,
Kommt der Wind, und treibt mich weiter."
Und die andre Wolk' erwiedert:
„„Mir auch lächelte das Loos nicht;
Mit genauer Noth nur konnt' ich
Einen Schemen meines Daseins
Vor dem schwülen Südwind retten,
Der mich mondenlang gezwungen,
Auf schon überschwemmten Fluren
Mich in Strömen zu ergießen.
Wie, aus Mitleid für die Menschen,
Ich nur leise mich bewegte,
Aus dem Weg zu gehn der Sonne,
Nöthigte des Südwinds Peitsche
Mich, die Sonne zu verfinstern.
Kennst du, Schwester! denn kein Mittel,
Solcher Knechtschaft zu entgehen?"" —
„Nein!" erwiedert drauf die erste;
„Denn so hat es der gewalt'ge
Geist, der Alles lenkt, verordnet,
Daß den Winden wir uns fügen."
„„Nun so mögen,"" sagt die andre
Wolke jetzt, „„auch nur die Winde,
Denen ist Gewalt verliehen,
Dem Verleiher Rechnung geben:
Ob zum Segen, ob zum Fluche
Sie ihr großes Amt verwaltet!"" —
Was den Wolken sind die Winde,
Sind die Herrscher den Gesetzen.

J. H. von Wessenberg.

Strom und Wolke.

Rauschend aus den Felsenquadern,
In des alten Berges Adern
Sammelt sich die Wasserflut.
Und mit wildem Kindermuth
Aus dem engen Steinverließe
Springt das Brünnlein auf die Wiese;
Schalkhaft eilt es hinter Hecken
Sich ein Veilchen zu verstecken,
Wieder springt's hervor geschwind,
Wie des Sägemüllers Kind.
Aber schon ist jugendkräftig
Nun der muntre Bach geschäftig
Rings die Wiesen zu begießen,
Daß die jungen Saaten sprießen.
Und mit hohem Wellenguß
Großgewachsen bald zum Fluß,
In die Stadt enteilt er fort,
Dienste nehmen will er dort;
Und auf seiner Schulter lasten
Schiffe nun mit bunten Masten,
Und er trägt sie reich beladen
Nach den fernen Seegestaden.
All des treuen Fleißes Segen,
Der entblüht auf seinen Wegen,
Was er wirkte hier und dorten,
Eilt er demuthvoll zu legen
An des ew'gen Meeres Pforten. —
Strömend aus den Felsenquadern,
Aus des alten Berges Adern
Steigt ein dicht Gewölk herauf,
Nimmt gen Himmel seinen Lauf.

Und von Morgenroth durchdrungen,
Hat es sich dahingeschwungen,
Durch des klaren Himmels Blau,
Manchem Aug' zur holden Schau.
Jetzt verglimmt das rothe Gold,
Und von Stürmen aufgerollt
Flattert über Meer und Land
Weit dahin sein Nachtgewand,
Und durch seine Finsterniß
Lodert rother Blitze Riß;
Bis von Abendrosengluten
Wieder seine Wellen fluten.
Drauf, da rings die Lande dunkeln,
Sieht man durch's Gewölke funkeln
Selig-mildes Mondenlicht:
Wie ein Nonnenangesicht,
Friedelächelnd, schaut's hervor
Hinter'm langen, weißen Flor.
So durch blauer Lüfte Plan
Ziehet das Gewölk die Bahn,
Himmelstrauer, Himmelsfrieden
Strahlt es in die Thale nieden.
Und zuletzt nach weitem Laufe
Hat es sich in lauer Traufe,
Regenbogenlichtgetränkt,
In den Meeresschooß gesenkt.
Nicht mit schwerem Früchtesegen
Eilt's dem ew'gen Meer entgegen;
Aber wenn es bringen könnt',
Was zu wirken ihm vergönnt!
Manch verklärtes Angesicht
Hing entzückt an seinem Licht,

Und mit seinem hehren Schmerz,
Der in Blitzespracht getrauert,
Rührt' es manch ein Menschenherz,
Von des Schönen Lust durchschauert!
Und als Eines Reichs Genossen
In des ew'gen Meeres Wogen
Haben Beide sich umschlossen:
Der mit Früchten kam gezogen,
Der des Schönen Bahn durchflogen.

Adolph Stöber.

Die Wolke am Sternenhimmel.

„Welch eine Saat von goldnen Ähren
Durchwandl' ich dunkle Nachtgestalt,
Die schaudernd ihre Häupter kehren
Vor meinem Athem rauh und kalt?
Ich bin so fremd auf diesen Auen
Und wohl aus einem andern Land,
Und möchte da mich helle schauen;
Doch bleib' ich mir so unbekannt.
Trüb glänzt von meinem grauen Kleide
Der Saum in dieser Flämmlein Schein;
Sie feiern ruhig ew'ge Freude,
Da zieh' ich störend mitten ein.
Ich darf nicht frei und sicher gehen;
Bald führt mich eine leise Hand,
Bald reißt es mich mit Sturmeswehen
Und faßt mein flatterndes Gewand.
Und mir begegnen dunkle Brüder,
Stumm, grau und willenlos wie ich,
Sie schlagen fremd die Wimper nieder,
Und ziehen hin, als flöhn sie mich.

Wenn schüchtern dann mein Blick sich hebet,
So fahren Flammen wild heraus;
Und will ich sprechen, so erbebet
Vor meinem Ton das fremde Haus.
Wo bin ich Arme denn geboren,
Wo wird man liebend mich empfahn?
Ich blick', in ihr Gebiet verloren,
Fremd diese hohe Schönheit an. —
Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
Als ob mir eine Mutter riefe,
Mich lüd' an ihre Brust zur Ruh'?
Wie ist mir? Wehmuth löst in Thränen
Hell meine graue Nachtgestalt;
Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
Versöhnend heilige Gewalt." —
Und liebend rauscht's der Erd' entgegen;
Der Morgen kommt mit neuer Lust;
Blau ist die Luft, ein süßer Regen
Liegt an der Mutter Erde Brust.

Gustav Schwab.

Mahnung zur Demuth.

Tief, tief im Meere sprach einst eine Welle:
„Wie glücklich müssen meine Schwestern leben,
Die droben strahlend auf und niederschweben;
O dürft' ich einmal an des Tages Helle!"
Wie sie gebeten, so geschah ihr schnelle,
Sie durfte aus dem dunkeln Schooß sich heben;
Doch kaum war ihr Ein Sonnenstrahl gegeben,
Lag sie schon sterbend an des Ufers Schwelle.

O mögen Alle doch ihr Schicksal loben,
Die still geheim des Lebens Kreis beschreiben
Und nie die Wuth der offnen See erproben!
O mögen sie in tiefer Nacht verbleiben,
Und ihrer Keiner streben je nach oben,
Um mit den Winden auf den Sand zu treiben!

Georg Herwegh.

Die Welle.

Wohin, du trübe Welle!
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub?
„Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit!"

C. A. Tiedge.

Der Tropfen.

Ein Tropfen fällt — es klingt
Das Meer nur leise,
Die Stelle wird umringt
Von Kreis' an Kreise.
Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur,
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Wilhelm Wackernagel.

Des Vögleins Lehren.

Ein Waidmann jüngst ein Vöglein fing,
Das arglos in die Schlinge ging.
Der nahm das liebe Vöglein klein
Und wollt' ihm drücken das Köpfchen ein.
Doch Gott im Himmel ein Zeichen thut
Und nimmt das Vöglein in seine Hut.
Da hatt' es flugs so wunderbar
Ein Menschenstimmlein hell und klar,
Und schaut den Jäger an und spricht:
„O schone doch mich kleinen Wicht;
Ich sag' dir auch drei Sprüchlein fein,
Die werden dir recht nützlich sein!"
Der Jäger staunt und spricht: „„Es sei,
Um diesen Preis geb' ich dich frei.""
Da hat das Vöglein sich kurz bedacht
Und spricht: „Hab' auf die Sprüchlein Acht!
Das erste lautet: „„Gieb dir nie
Mit unerschwinglichen Dingen Müh;""
Das zweite: „„Traure zu keiner Frist
Um Das, was nicht zu ändern ist;
Das dritte: „„Sei ein weiser Mann
Und glaube nicht, was man nicht glauben kann.""
Bewahre die drei Sprüchlein gut
Und bleibe stets auf deiner Hut!"

Da gab der Jäger freien Lauf,
Das Vöglein flog so freudig auf.
Doch als es sich in die Lüfte schwang,
Wie anders nun die Rede klang!
Das Vöglein sprach: „Du warst ein Thor,
Der einen großen Schatz verlor.
Glaub' nur, daß in mir verborgen sei
Eine Perle, groß, wie ein Straußenei."
Das Vöglein sprach's; der arme Wicht
Macht ein gar trauriges Gesicht;
Greift in die Luft und spricht mit Hast:
„„Ach komm' herab, du lieber Gast!
Ich will dich pflegen im Hause mein;
Wie soll's dir so behaglich sein!""
Das Vöglein sprach: „Nun tritt's hervor,
Du bist der allergrößte Thor.
Denn meine Sprüchlein, wohlbedacht,
Sie haben dich nicht klug gemacht.
Sieh' an, wie sehr betrübt du bist
Um das, was nicht zu ändern ist.
Sieh' an, was gibst du dir für Müh':
Das Vöglein in Lüften erschwingst du nie.
Und denke, wie kann in mir so klein
Die große Perle verborgen sein? —
Drum merk' an dir, wie Thoren sind:
Sie schlagen die Weisheit in den Wind!"

Franz August Cunz.

Adler und Lerche.

Adler, ich seh' von der Erde dich fliehn,
Adler, Adler, wo steigst du hin?
„Ich steige zur Sonne
Mit keckem Muth,
Und sauge voll Wonne
Die himmlische Glut,
Und wiege mich droben
Im goldenen Schein,
Es winken nach oben
Die Flächen so klein.
Da schau' ich hernieder
Zum Erdenschooß,
Und schaue wieder,
Und fühle mich groß.
Ach, währte doch immer
Das stolze Glück,
Ach, müßt' ich doch nimmer
Zur Erde zurück!"
Lerche, ich seh' von der Erde dich fliehn,
Lerche, Lerche, wo steigst du hin?
„„Ich steig' in die Lüfte,
Von Lust durchglüht,
Und athme die Düfte,
Und singe mein Lied.
Ich schaue die Felder
Tief unter mir,
Dort schattige Wälder,
Und Wiesen hier,
Und Flüsse, glühend
Im Morgenglanz,

So schön und so blühend
Die Erde ganz!
Da zieht es mich nieder
Vom Himmelsgezelt,
Da berg' ich mich wieder
Im Saatenfeld!"'"

Carl Egon Ebert.

Lerche und Nachtigall.

O Lerche! was singst du aus blauer Luft
So lieblich herab durch den Morgenduft?
„Ich singe, weil freundlich die Sonne sich hebt,
Weil Blüth' und Lüftchen und Bächlein lebt,
Weil blitzend der Thau an den Blumen hängt,
Und Knospe zu Knospe sich liebend drängt,
Weil hoch sich im Kelch der Schmetterling wiegt,
Und sumsend am Bache das Bienlein fliegt,
Und weil ich mich freue in Liebeslust,
Drum sing' ich so lieblich aus froher Brust!"
Was flötest du, zärtliche Nachtigall!
Durch Dämmrungswehen so süßen Schall?
„Weil scheidend die freundliche Sonne sinkt,
Und das Leben in leiser Klage verklingt,
Weil bleich am Himmel das Roth zerfließt,
Und der Duft verweht und die Rose sich schließt,
Weil traulich säuselt der Frühlingswind,
Und das Bächlein seufzend vorüberrinnt,
Und weil ich mich härme in Liebesleid,
Drum sing' ich so süß in der Einsamkeit!"

Ernst Schulze.

Nachtigall und Lerche.

Die Lerche rief: „Ich steige himmelwärts,
Und jubelnd singt mein volles Liederherz,
Gott lobend mit des Liedes hellstem Schall,
Wenn kaum der rothverschlafne Tag erwacht!“ —
Da tönte sanften Hauchs die Nachtigall:
„„Ich sehne mich nach Gott in tiefer Nacht!““

H. Kletke.

1. Wandersmann und Lerche.

W. „Lerche, wie früh schon steigest du
Jauchzend der Morgensonne zu!“
L. „„Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
Das ist von Alters her mein Brauch;
Wandersmann! deiner doch wohl auch?““
Und wie so laut in die Luft sie sang,
Und wie er schritt mit munterm Gang,
War es so froh, so hell den Zwei'n
Im lieben klaren Sonnenschein.
Und Gott, der Herr im Himmel droben,
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

2. Fuchs und Ente.

F. „Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm' doch einmal her an das Ufer gleich;
Ich hab' dich schon lange was wollen fragen.“
E. „„Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen;
Du bist mir so schon viel zu klug,
Drum bleib' ich dir lieber weit genug.““

Herr Fuchs der ging am Ufer hin,
Und war verdrießlich in seinem Sinn.
Es lüsterte ihn nach einem Braten,
Das hatte die Ente gar wohl gerathen.
Heut' hätt' er so gerne schwimmen können;
Nun mußt' er ihr doch das Leben gönnen!

3. Vögel und Eule.

V. „Frau Eule, sieh, kommst du an's Licht?
Hab' nur nicht ein so grämlich Gesicht;
Du machst uns sonst wohl Sorgen und Schrecken,
Heut' laß dich einmal ein wenig necken!"
E. „„O schiene der Tag nur nicht so helle,
Ich fräß' euch Alle gleich auf der Stelle!""
Dann spielten die Andern; sie saß allein,
Da fragte sie eins: „„Was hast du für Pein,
Und machst ein Gesicht wie die theure Zeit?""
Sie sprach: „„Mich verdrießt eure Lustigkeit,
Mich ärgert der helle Sonnenschein,
Mich erbos't dein Fragen da und Schrei'n!""

Wilhelm Hey.

Die Fledermaus.

Die Fledermaus rief: „O Wiesel!
Vor Ängsten ergreift mich ein Friesel.
Dein bin ich kein würdiger Schmaus,
Ich bin ja nicht Vogel, nur — Maus."
Großmüthig sagte das Wiesel:
„„Die Mausart, wahrlich, ist neu,
Doch hab' ich kein Herz von Kiesel!""
Und ließ die Fledermaus frei.

Die Fledermaus schrie: „O Schuhu,
Verschone mich edelster Uhu!
Dein bin ich kein würdiger Schmaus,
Ich bin ja ein Vogel, nicht Maus.“
„„Ei,““ sprach der Tyrann der Mäuse,
„„Die Vogelart ist mir neu;
Doch entflieg' aus unserm Kreise!““
Und ließ die Fledermaus frei.
Die Fledermaus rief: „O Katze!
Laß ab von mir seltenstem Schatze,
Dem Adler dien' ich zum Schmaus:
Zugleich bin ich Vogel und Maus.“
„„„„Nein, Prahler, du sollst mir verderben,
Nicht umsonst hab' ich dich erzielt!
Auch möge Jeder so sterben,
Der zweierlei Rollen spielt!““““

Friedrich Haug.

Das Schwalbenpaar.

Ein Schwalbenpaar führte der Lenz mir herbei;
Sie bauten ihr Nest mir über die Thür.
Wie flogen sie her, wie flogen sie hin,
Zu holen den Lehm; wie schlugen sie oft
Mit dem Schnäbelchen an, zu verkitten das Nest!
Sie verkleibten gar wohl und spündeten zart
Ihr kleines Gemach und bezogen's mit Flaum;
Sie legte hinein Vier Eier und trug
Den Jungen wohl früh, den Jungen wohl spät
Die Speise; nicht Ruhe sie hatte, nicht Rast.
Das helle Geschrei der hungernden Brut
Erweckte sie früh, erweckte sie spät;
Die Fliegen sind schnell und die Ameisen schwer

Zu erspähn, und die Piependen fordern so viel!
Sie fastete selbst, um zu ätzen die Brut;
Die wuchs nun heran und verlangte noch mehr.
Da ermattete schier die Mutter und kam
Mit wankendem Flug, vermochte mit Müh'
Den Schnabel noch halb zu öffnen, und flog
Bald wieder auf Jagd, denn Liebe macht stark.
Sie härmte sich ab mit Kummer und Müh',
Sie sorgte mit Angst, in dem Neste sei Noth,
Doch hatten vollauf die Jungen; da schlief
Ein Jegliches satt und die wachsende Kraft
Trieb schwellende Kiel' aus dem gelblichen Flaum,
Den Kielen entwuchs der Fittige Paar,
Der Schnabel ward hart und verschnappte schon oft
Die Fliege, so keck sie dem Neste genaht;
Nun flogen sie auf zum benachbarten Dach,
Von dem Dache zum Baum und vom Baume davon.
Die Mutter kam heim zum verödeten Nest,
Sie jammerte laut, sie lockte, sie flog
Vom Nestchen zum Baum und vom Baume zum Nest.
Sie flatterte hin, sie flatterte her;
Sie fastet den Tag, sie seufzet die Nacht — —
Ach, Schwälbchen, du hast vergessen, wie du
Die Mutter dereinst verließest; auch sie
Hat ängstlich geklagt, als die Jungen entflohn!

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg

Die Schwalben.

In eines armen Mannes Haus
Kam lange Zeit von Jahr zu Jahr
Im Lenzbeginn ein Schwalbenpaar.
Mit Freuden nahm der arme Mann

Sie auf und schlug ein Brettchen an,
Worauf sie sich ihr Nest erbauten
Und frohes Muths herniederschauten.
Sie zogen fort. Der arme Mann
Ward unverhofft durch Erbschaft reich,
Nun ward das alte Haus sogleich
Zerstöret und neu aufgeführt,
Mit Marmorsäulen ausgeziert.
Das Schwalbenbrettchen riß man nieder —
Indessen kam das Pärchen wieder.
Sie zwitscherten ihr Morgenlied.
„Fort!“ rief der reiche Mann voll Wuth.
„Vertilget mir die schnöde Brut!“ —
Und Progne's zarte Kinder flohn,
Und sangen noch im frohen Ton:
„„Wir geh'n! Wo Lieb' und Frohsinn weilen,
Bedarf es nicht der Marmorsäulen!““

Friedrich Adolph Krummacher.

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldne Waizenfeld,
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus,
Und kam erst am Abend wieder nach Haus
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
„„Der Waizen ist reif, die Mahd muß geschehn,
Geh', bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn!““
„„O,““ sagte die Wachtel, „„dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit.““

Drauf flog sie des folgenden Tages aus,
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
„„Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich!
Geh' rings zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth sehn,
So helfet ihm morgen sein Waizenfeld mähn!"""
„„O,"" sagte die Wachtel, „„dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hilfe bereit.""
Drauf flog sie des folgenden Tages aus,
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut' mit dem Sohn hier vorbei und begann:
„„Uns ließen auch unsre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wann morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüsten, den Waizen zu mähn!"""
„„Ja,"" sagte die Wachtel, „„nun ist's an der Zeit!
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit;
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand."" —
Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging Tags drauf der Wind.

A. F. E. Langbein.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er
In sich gekehrt, „ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weitern Flug'!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab! Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?' — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet itzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruh'n sah er das bessre Land,
Den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin:
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab'. — —
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,

Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur;
Jenseit des Ufers gibt's ein besser Land:
Gefilde voller Lust erwarten euch!

Ewald Christian von Kleist.

---

1. Einträgliches.

„Was trägt dein Singen ein?“
Bemerkt die reiche Maus
Vor ihrem vollen Haus
Dem muntern Vögelein.
„„„Das,““ sagt's, „„hab' ich davon,
Was Blumen von dem Glanz,
Was Well' und Wind vom Tanz:
Die Freude ist mein Lohn
Und Frohsinn, aller Güter Kron'!““

---

2. Hüttenreichthum.

Goldgeschmückte Vögel wohnen
In der Palmen Schattenkronen;
Überfluß erfüllt ihr Haus:
Blüth' und Frucht Jahr ein Jahr aus.
Und sie haben nichts zu thun,
Als vom Essen auszuruhn;
Als zu putzen sich, zu spiegeln
Und in Ästen sich zu wiegeln.
Also schaun hinab sie, stumm,
Köpfchen wiegend, voll Verachten
Auf die Hütten ringsherum,
Wo die Lerchen übernachten.

Doch aus schwarzem Grund hervor
Schwingen Die mit frohen Psalmen
Weithin über alle Palmen
Sich zum blauen Himmelsthor.

---

3. Unaussprechliches.

„Aber Wörter sind's doch nicht,
Was du singest!" — Also spricht
Zu der Nachtigall der Staar,
Dem die Zung' gelöset war,
Der auch mit den Wörtern bald
Will belehren seinen Wald.
„„'S ist drum,"" sagt sie, „„sonderbar,
Daß so viel zum Herzen dringt,
Was man nicht in Worte bringt!""

---

4 Glauben.

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über Meer.
Droben ward der Himmel trüber,
Drunten brausten Sturmeswogen,
Und die Kinder klagten sehr:
„Ach! wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken!"
Aber ihre Mutter sagt:
„„Kinder, bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in Jenem ist kein Trug.

Der die Sehnsucht hat gegeben,
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde!"

5. Heimath.

„Nieder in die Palmenhaine
Wollen senken wir den Flug!"
Ruft der Sängerinnen eine
Aus dem langen Pilgerzug;
„Dort in Gärten laßt uns wohnen,
An Gestaden voller Pracht,
Wo in hohen Baumeskronen
Frucht und Blüthe duftend lacht!"
„„Ferne noch,"" sagt eine andre,
„„Liegt der einsam kleine Ort;
Dahin zieht's, wohin ich wandre,
Mich mit ganzer Seele fort.
Wenn schon Gärten dort nicht prangen,
Fluß und See nicht strahlt und schallt,
Nur von Büschen eng umfangen,
Durch die Wies' ein Bächlein wallt;
Meine Vaterhütt' ist dorten;
Liebend rufen mir zurück
Bäum' und Steine aller Orten
In dem neuen altes Glück.
Nur der Heimath ist gegeben
Dieses Doppel-Freudenleben!""

Abraham Emanuel Fröhlich.

Lilie und Schmetterling.

Die Lilie spricht — und jedes Wort
 Trägt das beschwingte Lüftchen fort —
 Zum Schmetterling, der, bunt geschmückt,
 Nach ihr mit Liebesaugen blickt:
„Du bist von hohem Rang und Stand,
 Den Blumen allen wohlbekannt
 In deinem goldgesäumten Kleid,
 Doch — freut dich auch die Einsamkeit?
Der Balsamduft der stillen Nacht,
 Wenn sie mit Muttersorge wacht,
 Das Blühn, der Stern, die Nachtigall,
 Der Seele größte Wonnen all?“ —
Als so die fromme Lilie fragt,
 Der Schmetterling mit Lächeln sagt:
 „„Leb' wohl, auf frohes Wiedersehn!
 Du bist für diese Welt zu schön!““
Sie grüßt mit sanfter Majestät,
 Als ihn sein Flug von dannen weht,
 Vergißt schon, daß ein Schmetterling
 An ihren weißen Blättern hing.

Luise Hecker.

Der Schmetterling und die Biene.

Ein Schmetterling mit leichtem Flügel
 Umschwirrte gaukelnd einen Rosenstrauch;
 Da sah er in der Rosen einer
 Die Biene Nektar schlürfend auch.
Und lachend sprach er: „Sag', was weilest
 So lange doch bei einer Blume du?
 Küss' alle sie, und tändelnd schwebe,
 Gleich mir, dann neuen Blüthen zu!“

„„Und was gewinnt dir solch' ein Tändeln?
Von deinem Tagesflug, was bringst du heim?""
So sprach die Bien', erhob sich summend,
Und flog schwer heim voll Honigseim.

G. Reinbeck

Die Biene und die Ameise.

Ein Bienchen sog an Lindenblüthe,
Indeß am Stamm mit schnellstem Fuß
Die Ameis' auf und ab sich mühte.
„Ei!" rief sie, „Immlein, schönen Gruß!
Wie hoch stehn wir vor andern Thieren,
Die nur zu Lust und Fraß sich rühren!
Uns ist der Arbeit Pflicht — Genuß.
Du fleugst umher ohn' Überdruß,
Dieweil ich rastlos thätig wandre." —
„„Ein Unterschied doch möchte sein,""
Spricht jene: „„nur für dich allein
Arbeitest du — ich nur für Andre.""

Marie Therese von Artner.

Käfer und Schmetterling.

Schmetterling, fliegest so stolz mir redlichem Käfer vorüber,
Gelt, du scheuest den Freund, der dich als Raupe gekannt!

Friedrich Müller, der Maler.

Glühwürmchen.

Es sprühen Funken durch die laue Sommernacht,
Und Flämmchen haben, Elfen gleich, im Busch gewacht.
Willst du am Morgen dann die Stelle noch erkunden,
Hast einen kleinen schwarzen Wurm du nur gefunden. —

Unscheinbar zeigt sich, schimmerlos, so mancher Mann,
Der, wenn die rechte Stunde schlägt, auch leuchten kann.
Und manchen Helfer, manchen Freund erkennst du nicht,
Bis er in finstrer Noth gezündet an dein Licht!

Emma von Niendorf.

Die Spinne und die Schnecke.

Spinne.

„Wie ist's möglich nur, o Schnecke,
Daß dein ganzes Sein
In ein Haus, so eng und klein,
Sich verstecke?
Sieh, ich lebe
In Palästen und ich webe
Mein Gespinnst um Königsthrone!“

Schnecke.

„„Klein, doch mein
Ist das Haus, das ich bewohne.““

Eduard von Schenk.

Das Pärchen.

Es schwimmen zwei Forellen
Im Bächlein so vertraut;
Sie wiegen durch die Wellen
Wie Bräutigam und Braut.
Den Beiden ist's ergangen,
Wie es schon manchmal kam —
Das Eine ließ sich fangen,
Das Andre starb aus Gram!

Friedrich Albrecht.

Misekätzchen.

Misekätzchen ging spazieren
Auf dem Dach am hellen Tag,
Macht sich an den Taubenschlag,
Eine Taube zu probiren.
Schlüpft wohl in das Loch hinein,
Aber kaum ist sie darein,
Ist der Appetit vergangen:
Eine Falle, siehst du, fällt,
Für den Marder aufgestellt,
Und das Kätzchen muß nun hangen;
Und im Sterben schreit sie: „Trau
Nicht auf Diebstahl je, Miau!"

Ludwig Tieck.

Des Esels Trost.

Hab' Nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohne Muth und ohne Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen, jung und alt;
Bin weder warm noch kalt!
Hab' Nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Muß Stroh und Disteln käuen,
Werd' unter Säcken alt —
Ach, die Natur schuf mich im Grimme!
Sie gab mir nichts — als eine schöne Stimme!

Matthias Claudius.

1. Der junge Esel.

Ein junger Esel kam einmal
In eines Fürsten Pferdestall,
Und als er dort nun überall
Mit offnem Maul sich umgesehn,
Rief er: „Ich muß zwar eingestehn,
Die Pferde sind so ziemlich schön,
Doch haben sie zu kurze Ohren!“ —
O Recensenten, o Autoren!

2. Der Affe.

Ein Affe steckt' einst einen Hain
Von Cedern Nachts in Brand,
Und freute sich dann ungemein,
Als er's so helle fand.
„Kommt, Brüder, seht, was ich vermag,
Ich, ich verwandle Nacht in Tag!“
Die Brüder kamen groß und klein,
Bewunderten den Glanz,
Und alle fingen an zu schrei'n:
„„Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe ist des Nachruhms werth,
Er hat die Gegend aufgeklärt!““

Carl Müchler.

Die Frösche.

Ein großer Teich war zugefroren,
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken noch springen,
Versprachen sich aber im halben Traum:
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen. —

Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit,
Und quackten wie vor alter Zeit!

Johann Wolfgang von Goethe.

Reinecke und seine Kinder.

Als Reinecke einst mit Vaterpflicht
Seinen Kindern ertheilte Unterricht,
Und nach der alten Weis' und Lehr'
Die Jungen sprangen kreuz und quer,
Und selbst sein Weib, Frau Ermelein,
Sich mischte in's Getümmel hinein,
Da machte bei ihnen noch spät Visite
Grimbart der Dachs und sprach: „Ich bitte
Euch, Neffe, und euch, Frau Ermelein,
Was ist das für ein Toben und Schrei'n?
Ihr erzieht ja die Kinder wie Türken und Heiden
Und laßt von Niemanden euch bescheiden;
Vom Fuchs verlangt man heute mehr,
Als Hühner fangen und Gänse jagen,
Und was man sonst aus eurer Lehr',
Geliebter Neffe, davon wird tragen.
Vertraut die Kinder meiner Hut,
Ihr wißt, ich hab' ein Institut." —
„„Herr Ohm,"" sprach Ermelein ganz verschämt,
„„Es ist so leider, wie ihr's nehmt;
Wir wohnen zu weit von der Stadt entfernt,
Und Reinecke selbst hat nichts gelernt
In seiner Jugend; doch gerne säh' ich
Studirt die Kinder, sie sind's wohl fähig!""

Reinecke sagte nicht Ja, nicht Nein;
Den Handel schloß Frau Ermelein,
Und als von dannen Grimbart schritt,
Da nahm er Reineckens Söhne mit.
Darauf nach einem halben Jahr
Kam zur Vacanz das Kinderpaar.
Doch wie entsetzte sich Reinecke da,
Als er die beiden Studiosen sah:
Der älteste, Rossel, war lendenlahm,
An einem Stock daher er kam;
Und Reinhard, der jüngste, sein liebstes Kind,
Trug eine Brille, er war halb blind.
Indessen Grimbart, der selbst sie brachte
Und ihres Fleißes mit Lob gedachte,
Hielt flugs mit ihnen ein Examen.
Da nannten geläufig sie die Namen
Der Höhen alle, die fern und nah
Man ragen um Malepartus sah;
Sie kannten der Vögel ganz Geschlecht
Nach Art und Classe vom Strauß zum Specht,
Sie wußten mit Nachhilf anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben;
Es zeigte Rossel, wie an dem Schrei
Des Hahns zu erkennen, ob fett er sei;
Und Reinhard wußte die Zoll sogar,
Wie weit Malepartus vom Brocken war.
Da schien Frau Ermelein hoch erfreut
Ob ihrer Söhne Gelehrsamkeit.
Doch Reinecke, der kluge Wicht,
Theilte der Gattin Freude nicht.
Er sprach: „„Sobald's wird morgen tagen,
Damit du zu Mittag etwas hast

Für Grimbart, unsern lieben Gast,
Wollen wir einen Braten jagen.''' —
Am frühen Morgen zogen sie aus,
Spät kamen sie ohne Fang nach Haus.
Da konnte man einmal Reinecken sehn
Im Harnisch, was nicht oft geschehn;
Fuchswild und stampfend mit dem Fuß
Anfuhr er Frau Ermelein ohne Gruß:
,,,Da sehen wir's nun an der eigenen Brut,
Was eure gelehrte Erziehung thut;
Von einem Mops ließ sich Rossel fangen,
In einer Schlinge blieb Reinhard hangen.
Das war ein Gewinsel und ein Gebell,
Und kam ich nicht zur Hilfe schnell
Mit aller List und aller Kraft,
Jetzt lägen sie in des Todes Haft!''' —
Zum Grimbart höflicher wandte dann
Sich Reinecke, der schlaue Mann:
,,,Herr Ohm, für heute thut mir's leid,
Daß ihr so schlecht bewirthet seid;
Ihr freilich habt dafür Ersatz
In eurer Kenntnisse reichem Schatz.
Ihr wißt von Weitem ob fett ein Hahn,
Das hört ihr ihm am Krähen an;
Und seid im Stande anzugeben,
Wie Fuchs und Dachs in Sibirien leben.
Dran habt nach Billigkeit und Fug
Ihr als gelehrter Mann genug.
Indessen meiner Söhne Lehr'
Die macht euch allzuviel Beschwer,
Drum will ich mich selber wieder plagen,
Das Nöthigste ihnen vorzutragen.

Will's Gott, so soll mir's noch gelingen,
Sie auf den alten Sprung zu bringen.
Und kehrt ihr dann bei'm Abendschein
Einst wieder in Malepartus ein,
So haben wir zwar keinen Strauß im Kopf,
Dafür einen fetten Hahn im Topf;
Und wollt ihr's dann nicht mit uns haben,
So mögt ihr am Geruch euch laben!'''
Zum Abschied machte sich da bereit
Der Dachs und sprach mit Bitterkeit:
„Ich weiß es wohl, der heutige Lohn
Der Gelehrsamkeit ist Spott und Hohn!''
Sodann er stolz von dannen ging,
Wie schief ihm auch der Magen hing.
Doch Reinecke nahm, wie's ziemt dem Mann,
Sich wieder der Zucht der Kinder an,
Und übte sie jahrein, jahraus,
Da wurden tüchtige Füchse daraus. —
Auf einsamer Haid' in heller Nacht,
Im Walde nahm ich's oft in Acht,
Wie mit den Seinen er verkehrt
Und sie des Geschlechtes Sitte lehrt;
Wie lustig sie da tanzen und springen,
Sich jagen, haschen, zu Boden ringen,
In jeglicher List sich exerzieren,
In allen Wendungen manövriren,
Auf Dreien hüpfen, auf Zweien gehn; —
Es ist eine Freude anzusehn.

Gustav Pfarrius.

1. Der Fels.

Sieh dort den Felsen rauh und hart
Sich in die Luft erheben!
In seinem Schooße scheint erstarrt
Auf ewig alles Leben.
Und doch — dem Fels so rauh und hart
Entquillt das reinste Leben,
Denn schau nur: seinem Schooße ward
Der klarste Quell gegeben!

2. See und Tropfen.

Wie ist ein Tropfen doch so klein,
Verglichen dem See da drüben!
Und dennoch, wirfst du ihn hinein,
So wird der Tropfen ganz allein
Die glatte Fläche trüben.
Wie ist der See so riesengroß,
Dem Tropfen hier verglichen!
Doch reiß' nur einen Tropfen los,
So zittert gleich der Flutenschooß
Und fühlt, daß er entwichen.

3. Ströme.

Ströme kommen viel gezogen,
Kommen aller Enden her;
Dunkle Wogen, helle Wogen,
Alle münden in das Meer.
Ob sie schäumend rasch gezogen,
Oder träumend, trüb und schwer:
Wilde Wogen, stille Wogen,
Alle münden in das Meer.

4. Born und Weidenbaum.

Das Börnlein und die Weide
Wie dienen sie sich beide!
Es schützet vor der Sonne Zorn
Die Weide gut den kleinen Born;
Und daß ihr nicht sei gar zu schwül,
Erhält sein Hauch sie frisch und kühl.

5. Sonne und Blumen.

Jedwedes Blümlein denkt für sich:
„Die Sonne schaut doch grad' auf mich!“
Und freut sich still und inniglich.
Und jedes nickt und haucht ihr Dank,
Am Wiesenbach, am Waldeshang: —
Still lächelnd geht sie ihren Gang.

6. Blumenklagen.

Die Blumen im Felde klagen:
„O ständen wir droben im Wald!
Wo schattig die Bäume ragen,
Welch glücklicher Aufenthalt!
Die Blumen im Walde weinen:
O wären wir drunten im Hag!
Wie sähn wir die Sonne scheinen
So herrlich den ganzen Tag!“

Adolph Schults.

Demuth.

Ein Garten ward vom Sturmwind heimgesucht;
Der warf zur Erde manche goldne Frucht;
Die stolzen Liljen und die schönen Rosen,
Sie standen bald geknickt, die blätterlosen.

Die kleinen Veilchen standen still gebückt —
Und von dem Regen und des Sturmes Schlagen
Nur Thränen hatten sie davon getragen.

S. H. Mosenthal.

Veilchenliebchen.

Ein blaues Veilchen einsam stand
Auf einer kahlen Felsenwand.
„Wer hat dich denn hierhergestellt,
So ganz verlassen von aller Welt?“
„„Ich warte nur, mein lieber Freund,
Bis mein Feinsliebchen auch erscheint,
Noch liegt's hier unter Knosp' und Blatt,
Bald, hoff' ich, hat's das Liegen satt.
Dann steht es auf und tritt zu mir,
Und Veilchenspiele spielen wir,
Und eh' sich noch der Lenz gewandt,
Sind wir verdorrt auf der Felsenwand.
Doch was wir gehofft und was wir gewollt,
Und wozu wir bestimmt und was wir gesollt,
Das haben gethan wir alle Beid'
Zu unserer Lust und unserer Freud'.““

Heinrich Lier.

Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach;
Da dacht' es einmal nach
Und sprach:
„Daß ich hier unten blüh',
Lohnt sich kaum der Müh',

Muß mich überall bücken
Und drücken;
Bin so in's Niedre gestellt,
Sehe gar nichts von der Welt.
Drum wär' es ganz gescheidt gethan,
Ich stieg ein bischen höher hinan!" —
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Wiesenland
Mit eigner Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern,
Und begibt sich auf's Wandern.
„Drüben der Hügel wär' mir schon recht;
Wenn ich den erreichen möcht',
Könnt' ich ein Stückchen weiter sehn;
Dahin will ich gehn!"
Und so im behenden Lauf
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt sich dort oben ein
Im schönsten Sonnenschein.
Kaum aber hat es hier einen Tag gestanden,
Meint es: „Von allen Landen
Sieht man hier oben kein großes Stück;
Man hat keinen freien Blick;
Aber auf jenem Berge dort,
Das wär' ein Ort,
Wo ich wohl möchte stehn,
Um in die weite Welt zu sehn.
Drum wär' es noch gescheidter gethan,
Ich stieg ein bischen höher hinan!"
Und wie gesagt, so gethan.
Aus dem Hügel, wo es stand,
Zieht es mit eigner Hand

Ein Beinchen nach dem andern,
Und begibt sich auf's Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in so raschem Lauf;
Es muß sich verpusten, muß öfter ruh'n.
Endlich mit niedergetretenen Schuh'n,
Auf beschwerlicher Bahn,
Kommt's Veilchen oben an;
Pflanzt sich dort wieder ein
Im hellen Sonnenschein.
„Ei," spricht es, „hier ist's schön!
Aber Alles kann man doch nicht sehn;
So ein Berg
Ist doch nur ein Zwerg.
Auf der Alp da droben,
Das wär' eher zu loben;
Da möcht' ich wohl sein!
Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Engelein musiciren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren!"
Und aus dem Berge, wo es stand,
Zieht es wieder mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern;
Begibt sich noch einmal auf's Wandern.
Die Reise macht dießmal viel Beschwer,
Kein Weg, kein Steg war rings umher;
Dem Veilchen flimmert's vor dem Blick,
Es schwindelt, es kann nicht wieder zurück;
Da setzt es die letzte Kraft daran,
Zum Tode ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein.

Der Wind, der bläst so hart,
Das Veilchen vor Frost erstarrt;
Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt sie mit dem grünen Schürzlein,
Friert sehr an Händen und Beinen;
Da fängt's bitterlich an zu weinen.
Die blauen Bäckchen werden weiß,
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis.
„Ach! wär' ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort;
Darauf sank es um
Und blieb stumm. —
Hast du im Thal ein sichres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!

Friedrich Förster

Vergißmeinnicht.

Ein Blümchen stand verborgen,
Es trug ein blaues Kleid,
Am Abend und am Morgen
Empfand es Herzeleid:
Denn klettern sah's die Reben,
Den Epheu mehr und mehr,
Es wollte gern sich heben
Und wandern hin und her.
„Mit heißem Blut verkommen
Im engen Gartenbeet!" —
Da hat's der Herr vernommen,
Als es so warm gefleht.
Im Kuß des Abendwindes,
So schläft es sinnend ein,
Im Auge eines Kindes
Erwacht's bei'm Morgenschein.

Nun kann es heiter wandern
Auf Berg und Thal und Baum
Von einem Stern zum andern,
Und müde ward es kaum.
Ob sie's bewundert haben,
Es irrte, lief und trieb,
Bis es auf einem Knaben
Bezaubert haften blieb.
Ade, du Sternenschimmer!
Du Thal, du Wiesenluft!
Die Blume sucht euch nimmer,
Sie ruht an seiner Brust.
Wie sich die Blume kränket,
Und sieht zum Himmel blau,
Ist Tag und Nacht getränket
Mit einem heißen Thau!
Wie dacht' es nicht zu lieben!
Zu blühn bis spät und alt!
Ach, wo es wurzeln blieben,
Da war der Boden kalt!
Der Knabe, werth vor Allen,
Der ihr das Herz zerbricht —
Ach, er versteht das Lallen
Der Blumensprache nicht!
„Vor Liebe fast verkommen,
Und nicht geliebet sein!"
Herr, wo du sie genommen,
Dort grab' sie wieder ein.
Im Kuß des Abendwindes,
So war sie eingenickt —
Es brach das Aug' des Kindes —
Die Blume war geknickt.

Carl Beck.

Die Blumenknospen.

„Sag, Vater, warum hat die freundliche Natur
Das Knöspchen hier auf unsrer Blumenflur
So hart und enge eingehüllt?
Sieh, wie es aus den Spalten quillt,
Und zeigt der Farbe röthlichen Schein!
Und möchte gern frei und fröhlich sein!
Was hindert, ich mache das Knöspchen auf?"
So sprach das Kind. Der Vater sagte drauf:
„„Das mußt du, liebes Kind, nicht thun!
Laß nur das rothe Knöspchen ruhn.
Es ist ja noch so zart und klein,
Drum muß es wohl verwahret sein,
Und darf noch nicht sehen den hellen Tag,
Daß Frost und Wurm ihm nicht schaden mag.
Es ruht ja in Windeln weich und grün,
Noch braucht es der heimlichen Pflege,
Bald wird es am Wege
Uns lieblich duften und blühn!""

Friedrich Adolph Krummacher.

---

1. Digitalis purpurea.

Purpurroth, liebenswürdig und schön,
Und so demüthig seh' ich dich stehn,
Läßt deine Glöcklein hangen,
Beugst deine Ähren, die zierlichen, langen,
Schmeicheltest dich aus rauher Waldestrift
In den Garten hinein, und — doch voll Gift!

---

2. Aloë margaritifera.

So übersäet mit Perlen,
Du bittre Aloe?
„Die Perlen sind ja Thränen,
Weil innen das bittere Weh!“

3. Blüthe und Frucht.

Über Wasserspiegel und Wellenlauf
Steigt die Blüthe herauf;
Verblüht sinkt sie wieder
Unter die Wellen nieder.
Da unten bildet die Frucht sich nun
In stillem Hoffen;
Das Schöne zeigte sie frei und offen,
Das Gute will sie verborgen thun.

K. Fulda.

Die Zaunranke und der Klee.

Zum Klee die Zaunranke sprach:
„Nachbar, komm mir doch nach!
Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum hast du nicht mit mir wollen?“
Lächelnd erwiedert der Klee:
„„Darfst auf die stattliche Höh'
Eben so trotzig nicht pochen:
Ich stehe, — du bist gekrochen!““

E. M. Arndt.

Waldmeisterlein.

„Waldmeisterlein im kühlen Wald,
Wie bist du winzig von Gestalt,
Trägst Blüthen ohne Farb' und Schein
Und sollst des Waldes Meister sein?

Nein, nein, das glaub' ein Andrer dir,
Daß du der Meister seiest hier!
Den Tannenbaum, den sieh dir an,
Das ist fürwahr ein großer Mann!"
Der Knabe spricht's. Voll Freundlichkeit
Hört's an der Mann im schlichten Kleid,
Nimmt eine Hand voll süßen Duft
Und streut sie lächelnd in die Luft.
Und ganz entzückt der Knabe spricht:
„Welch süßer Duft! Doch weiß ich nicht,
Von wannen dringt er auf mich ein,
Wo mag die schöne Blume sein?
Auch nicht ein Blümchen seh' ich hier,
So weit ich schau' in's Waldrevier; —
Waldmeisterlein, bist du es gar?
O welch ein blinder Thor ich war!
Jetzt merk' ich deine Meisterschaft
An deines Duftes würz'ger Kraft,
Der Meister bist du in dem Wald
An Wohlgeruch, nicht an Gestalt.
Verzeih' mir's doch, du kleiner Mann,
Daß ich dich nicht für voll sah an;
Du lehrst mich, wahre Würdigkeit
Sei demuthsvoll zu aller Zeit."

Heinrich Kreibohm.

Trost der Einsamkeit.

Erreichbar nur dem Sturm und Sonnenbrand,
Von keines Wandrers Fuße umgebogen,
In scheuen Kreisen nur vom Aar umflogen,
Wie ein Johannes in der Wüste, stand

Ein Blümchen einst auf kahler Alpenwand;
Der Himmel hatte, doppelt ihm gewogen,
Es seinem Herzen näher auferzogen,
Doch nur mit Klagen schaut' es in das Land.
„Warum, o Gott! in eines Felsen Schooß?
Warum, o Gott! mir solch ein einsam Loos?
Was steh' ich nicht in holder Schwestern Mitten?"
„„Still, meine Blume, still! Was klagst du noch?
Wohl bist du einsam, aber sicher doch
Vor Menschenhänden und vor Menschentritten!""

Georg Herwegh.

Die Tulpen.

Tulpen, wie prangt ihr so schön, wie hebt ihr die silbernen Kelche,
Flammend die Blätter gestreift, seidene Fädchen im Schooß!
Warum würzen nicht Düfte die reizende Schönheit der Formen?
Warum entzücket ihr nur des Beschauenden Blick? —
Weil die Seele euch fehlt, den innern Sinn zu erlaben,
Und den Freund der Natur zu erquicken mit Duft:
Darum erhebt ihr so stolz die schimmernden seidenen Kelche,
Denn die Bescheidenheit geht mit dem Verdienste gepaart!

Elise Sommer.

Die Nachtviole.

An dem Sonnenglanze sehen
Wir dich still bescheiden stehen,
Einfach in gemeiner Tracht,
Ohne Duft und Farbenpracht,
Und es zieht deßhalb der Thor
Dir die bunten Schwestern vor.
Aber wann der Mond erglänzet,
Sich die Nacht mit Sternen kränzet,

Wann das Lied der Nachtigall
Weckt des Waldes Wiederhall —
Hauchest, stille Blume, du
Süßen Wohlgeruch mir zu.
Holde Blum' der Nacht, ich preise
Menschen deiner Art und Weise,
Deren Sinn, in sich gekehrt,
Keines Menschen Lob begehrt,
Die, wenn Aller Augen ruhn,
Noch im Stillen Gutes thun!

Christoph von Schmid.

---

1. Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?“
Es sagt: „„Ich bin erfreut,
Daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!““ —
„Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!“

---

2. Kernsprüche.

Kürbisstauden eine
Sagt zur hohen Eiche:
„Du Gepriesne, Reiche,
Hast doch gar gemeine
Frücht' und winzig kleine.
Schau' dagegen meine
Äpfel, wie sie quollen,
Wunder vom Gewichte!“

„„Aber schnell zu nichte
Sind die wasservollen,““
Spricht die Eich'; „„aus meinen
Kernen, den so kleinen,
Wird in späten Zeiten
Sich ein Wald verbreiten!““

3. Niederes Loos.

Zu der niedern Trauerweide,
Grünend an dem klaren Bach,
Sprach die Pappel: „Wachs' mir nach
Zu der Höhe stolzer Freude!“
Und die Weide sprach dawider:
„„Pappel, neige dich hernieder
Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die du droben nicht genossen:
Schau', wie hier die Blumen sprossen,
Und die Sterne sich erhellen!““

4. Verkehrung.

Die Wolke zerschlug das Ährengefild,
Den Vogel der Luft und des Waldes Gewild;
Da blickte die Blume verwundet hinan
Und klagte: „Was haben wir Übels gethan?“
„„Nichts!““ sagte die Wolke mit thränendem Blick,
„„Ich wollt' euch ja werden ein gutes Geschick,
Ich wollt' euch erquicken mit perlendem Thau,
Dich, Ährengefild! und dich, Blume der Au!
Da hat mir des tückischen Frostes Gewalt
Im Sturme die Tropfen zu Schloßen geballt!““

5. Die Vettern.

Reseda sprach zu Reben:
„Wir sind in Allem gleich:
Des Blustes Farbenleben
Ist beiden nicht gegeben,
Die wir so düftereich!“
„„Doch wird man zwischen Beiden,““
Erwiederten die Reben,
„„Noch immer unterscheiden.
Bald sterben deine Düfte;
Wir blühn erst recht im Wein
Mit Gold- und Purpurschein,
Und hauchen Rosen-Lüfte!““

Abraham Emanuel Fröhlich.

Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide,
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zu Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte baun ihr Nest.
Sie sprach: „Thu' auf die Hand und gib das Flöckchen mir
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir!“
Er gab, sie nahm und baut', und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

Friedrich Rückert.

Der Rose Versinken.

Es wohnen in der Rose
Viel zärtliche Gedanken,
Die mit den vielen Dornen,
Die sie umgeben, zanken.

Die Rose spricht mit Farben,
Die Dornen bloß mit Spitzen,
Die bald das Herz der Rose,
Das zarte Blatt, zerritzen.
Da sinket in die Dornen
Die Rose matt hernieder,
Und schlingt die Dornenkrone
Sich sterbend um die Glieder.

M. G. Saphir.

Silberröschen.

„Silberröschen, wie so schmuck,
Duftig, zart und blühend!
Wart', aus Busch und Schattendruck
Helf' ich, dich erziehend,
Pflegend im krystallnen Haus,
Guckst gar vornehm dort hinaus,
Wind und Wetter fliehend!" —
Mägdlein aus der Erde Schooß
Hob die Silberglocken,
Riß doch manches Fädchen los
Von den Wurzelflocken.
Und im hellen Blumensaal
Fühlte Silberröschen Qual
Und des Lebens Stocken.
Silberröschen hörte nicht
Bach und Vöglein singen,
Härmen bleichte sein Gesicht —
Hätt' es Vogelschwingen!
Flög' aus dem krystallnen Haus
Ach! so gern in Wald hinaus,
Wo die Lüfte klingen.

Mägdlein sah das Blümlein krank,
Sah es welkend schwinden,
Trug ihm kühlen Labetrank,
That's an Stäbe binden;
Röschen doch die Äuglein schloß,
Mägdlein Thränen wohl vergoß,
Wollt' zum Kranz es winden.

Fr. von Kurowski-Eichen.

Röslein.

Im Wald geht leises Rauschen,
Wie ferner Stimmen Weh';
Still durch die Zweige lauschen
Die Sterne aus der Höh'! —
Lieb Röslein, was sagen
Die Stimmen in dem Wald?
„Ich hör' es wohl, sie klagen:
Der Sommer zieht nun bald!"
Und über Thal und Haide
Der Nachtwind seufzend weht,
Der Mond in bleichem Leide
Dort auf dem Hügel steht. —
Lieb Röslein, was sagen
Wohl Mond und Nachtwind dort?
„Ich hör' es wohl, sie klagen:
Die Liebe zieht mit fort!"
Das Röslein steht voll Bangen,
Das Herz wird ihm so schwer:
„Ist Lieb' und Sommer gangen,
So blüh' ich auch nicht mehr!" —

Was flüstern nun, was sagen
Die Stimmen allzumal?
Sie flüstern, ach! und klagen:
„„Das Röslein starb im Thal!““

C. W. Contessa.

Die beiden Rosen.

Es stehn zwei Röslein im Thale,
Eins weiß, das andre roth,
Die trugen um einen schön'n Knaben
Gar heiße Liebesnoth.
Und wer nun von euch beiden
Am längsten Farbe hält,
Ihr wird der Knabe wohl eigen,
Der schönste Schatz der Welt.
Das rothe Röslein denket:
Wer mag die Blasse frein?
Nimmt all sein Roth zusammen,
Es gibt gar süßen Schein.
Der Knabe geht vorüber:
„Ach rothes Röslein schön!
Hab' doch so heiße Liebe
Mein Tage nicht gesehn.“
Was steht an seinem Herzen?
Roth Röslein, lang und heiß!
Doch eh' der Abend kommen,
Verblüht ihr Roth in Weiß.
Was steht auf seinem Grabe?
Das weiße Röselein!
Was thust du hie, du Blasse?
„„Ich herz' den Knaben mein!

Wohl Farbe hielt ich länger,
Als wie schön Röslein roth,
Das liebte wohl im Leben,
Ich liebe bis in Tod!"

G. W. Wetzel.

Die beiden Blumen.

Lilie.

Unschuldig weiß
Ward ich ohne Fleiß.
Wie der Schnee von Oben
Auf die Erde fällt,
Kam, aus Schnee gewoben,
Ich auf die Welt.
Schnee sprach die Sonne an:
„Sonne, die Alles kann,
Mach' aus meiner Flocke
Eine Lilienglocke!"
Nun läut' ich den Leuten Tag und Nacht
In klärerer, denn Silberpracht;
Leise, leise, daß es der Feind nicht hört
Und mich nicht im Spielen stört.
Ich läute zur Unschuld und reinem Sinn,
Ich läut' in den blauen Tempel hin,
Wo Tags die Opferdüfte sich herzen,
Und Abends entbrennen unzählige Kerzen.
Ich läut' in den Tempel des Geistes hinein,
Wo der Geist ist selber der Lampenschein.
Und wenn man den Weg zum Tempel betrat,
Streu' ich Goldsamen auf den Pfad,
Den ich, die Reine, die Klare,
In meinem Schooße bewahre.

Und rieche so tröstlich und süß,
Wie das Paradies.
Der Sommer hat mit kluger Hand
Mich besät mit schimmerndem Diamant,
So zuvor dem Schnee er geraubet,
Als er meine Wurzel belaubet;
Und hat mich mit grünen Schwertern umgeben,
Die wollen streiten für mein Leben,
Und drohen unerbittlichen Tod,
Wer mich mit unsaubern Händen bedroht.
Ich bin ja keusch, wie das Mondenlicht,
Und wer mich beflecket, der hat mich nicht,
Denn nur ganz weiß und rein
Kann eine Lilie sein.
So gleich' ich noch immer dem Vater Schnee,
Dem thut jedes liebende Lüftchen weh;
Und muß ich endlich lieben,
Wird auch mein Schnee sich trüben.

Rose.

Du Spröde, du auf hohem Schaft,
Was rühmst du dich so tugendhaft?
Und denkst nicht, daß Lieben das Höchste sei --
Wiewohl ohne Tugend nicht gut und nicht treu!
Ich bin auch rein, doch liebehold;
Ich bin ein gediegenes Morgengold,
Vom Finger der Zeit zusammen geründet,
Auf veilchengrünes Gezweige gegründet.
Nachdem der Thau mich aufgesäugt,
Hat sich mein warmes Antlitz gezeigt,
Dann hat nach wenigen Stunden Frist
Die liebe Sonne mich groß geküßt.

Nun küß' ich wieder ihre Strahlen
Mit hundert Lippen, die purpurn sich malen
Von meinem wallenden goldenen Blut
Und bräutlicher Liebesglut.
Aber wehe den Frevlerhänden,
Die meine Ehre wollen schänden!
Es schirmen unzählige Spieße mich
Mit unheilbar herbem Stich.
Doch meinen Balsamduft so stark,
Daß er labet Glieder und Mark,
Tragen die Lüfte nach allen Seiten,
Wo sie zur Arzenei ihn bereiten;
Und wer sie genießt, wird stracks getrieben,
Alles, wie ich, so fromm zu lieben;
Wie ich funkle, Kohlen gleich,
So brennt sein Herz von Liebe reich.
Ich aber werd' offner mehr und mehr,
Dann streu' ich mich endlich selbst umher,
Verspende meines Leibes Glieder
Unter meine Frühlingsbrüder,
Daß mancher Grashalm sich daran erquickt
Und mein Blättlein ihn als Haube schmückt.
Auch färbt sich dann mein nacktes Gebein
Noch mit der Liebe rothem Schein.
So kann die liebe Rose nicht sterben,
Wenn Lilien auch vor Liebe verderben!

Erde.

Schweigt, ihr Kinder, alle zwei,
Schweigt mit euerm Blumenneide!
Ich gebar und pflegt' euch treu;
Staub und Wasser seid ihr beide.

Aber wenn rein eure Geister sich paaren,
Wenn Lilie in Rose vergeht,
Und Rose in Lilie aufersteht,
Wird euch die Einheit unsterblich bewahren!

Johann Friedrich von Meyer.

Der Wanderer und die Rosen auf dem Grabe.

„Ein Kindlein war geboren,
Ein Mägdlein zart und licht;
Ach, ist es denn verloren?
Ich such' und find' es nicht!
Die blauen Augen blickten
Mich an so fromm und mild,
Und goldne Locken schmückten
Das liebe klare Bild.
Es saß so lieb und sinnig
Auf grüner Frühlingsau
Und lächelte so innig
Hinauf in's Himmelsblau.
Ich sah es wohl im Garten,
Wenn hell der Lenz erschien,
Die Maienblumen warten,
Und selbst wie Blumen blühn.
Es ging so gern alleine
Im frühen Morgenroth;
Wo ist das Kindlein reine?
Sagt, Blumen, ist es todt?“ —
„„Wie man so pflegt zu sagen,
Du fremder Wandersmann!
Doch laß dein ängstlich Fragen,
Und sieh' uns Rosen an.

Wir weißen Rosen scheinen
Von einem Hügel klein,
Da legten sie mit Weinen
Ein Mägdlein jüngst hinein.
Das schlief auf Maienglocken
So still, unschuldig, fein,
Das schmückten goldne Locken
Fast wie ein Engelein.
Wir weißen Rosen blühen
Gern über seiner Brust,
Doch was wir aus ihm blühen,
Das ist uns unbewußt.
Hast du nach ihm Verlangen,
So sieh zum Himmel auf,
Es ist nur heimgegangen —
Willst du nicht auch hinauf?
Wir Rosen müssen stehen
Hier als des Todes Zier,
Und wenn wir welk vergehen,
Mein Freund, dann sprechen wir:
Staub wird dieß Lustgewimmel,
Der Blumen Glanz und Glut;
Der Vater in dem Himmel
Allein ist schön und gut!""

Luise Hensel.

Das Bäumlein.

Es stand ein Bäumlein an der Straß'
Und sah den Menschen freundlich zu;
Die rannten ohne Rast und Ruh';
Das Bäumlein wußte nicht, nach was?

Und wie's die Läufer baß beschaut,
Da liefen sie nach Gold und Ehr',
Nach Sceptern gar, wenn's möglich wär'; —
Da hat's dem Bäumlein fast gegraut.
Auch kam ihm schier ein Spott und Hohn,
Doch schüttelt's nur den Wipfel sacht
Und hat so vor sich hin gedacht:
„Mir wächst von Innen meine Kron'!"

Eduard Eyth.

Erwartungen.

Im Garten stand ein grüner Baum,
Erwacht von schwerem Wintertraum,
Zu diesem trat des Gärtners Sohn,
Besah den Stamm sich bis zur Kron'
Und fragte dann: „O Bäumchen, sprich,
Schmückt wohl die Frucht im Herbste dich?"
Der Baum: „„Das weiß ich selber nicht,
Ich brauche Regen, brauche Licht,
Bedarf des lieben Himmels Gunst
Und auch der Menschen Hilf und Kunst,
Damit, was in mir treibt und schwellt,
Zu Früchten werde für die Welt.
Im letzten Sommer, denke dran,
Hat mir der Blitz gar weh gethan,
Riß von der Seite mir den Ast,
Den ich mit Lieb' und Lust umfaßt,
Ich ward versengt, ich ward entlaubt
Und Kraft und Hoffen mir geraubt.
Jetzt schwellt die Zweige wohl der Saft,
Die Werkstatt der Natur sie schafft,

Doch was an Früchten mir gedeiht,
Das ruht im Glück und in der Zeit;
Und wer sich wenig nur verhofft,
Den überrascht der Himmel oft!"''

C. Dräxler=Manfred.

Alt und Jung.

Der Birnbaum, ein geschwätziger Greis,
Das Lockenhaupt wie Silber weiß,
Beugt weit sich über den Plankenzaun,
Um in die weite Welt zu schaun.

Des Greises Enkel, starr und stumm,
Sie wenden nicht Hals, nicht Aug' herum:
Baumschüler sind's, in langen Reih'n
Manierlich stehend, gezogen fein.

Sie lernen, daß der Kopf so raucht,
Was Alles ein tücht'ger Birnbaum braucht:
Den Katechismus von Blüth' und Laub,
Und Sprüche, warnend vor Käfer und Raup'.

Der Humaniora edles Reis
Das treiben sie mit Eifer und Fleiß;
Studiren, wie nach log'schem Schluß
Ein Baum die Zweige bilden muß.

Und guckt ja faselnd umher ein Ast —
Gleich schnüret ihn der zähe Bast;
Und will er sich regen frank und frei —
So steht der fatale Stock dabei.

Die Jungen murren vor sich leis:
„Was hat voraus der morsche Greis?
Der steht am Zaun, schaut um sich stolz,
Als wär' sein Stammbaum edler Holz.

Auch unser Haupt ist kränzeschwer,
Und Früchte, die kommen wohl hinterher;
Und unser Puls schwellt frischer Saft —
Wir aber schmachten in dumpfer Haft."
Der Alte wendet sich grämlich um:
„„Wie ist die Welt so grau, so dumm!
Sonst zogen des Wegs gar stattliche Leut',
Und nicht solch Lumpenpack wie heut'!
Weiß nicht, wie's kommt, daß mir die Welt
Auch nicht im mindesten mehr gefällt;
Und wenn ich die jetzige Jugend seh',
Da wird mir vollends übel und weh!""
Er schmäht die Jungen, sie den Greis,
Und Schneeweiß schimpft auf Naseweis.
Der Streit währt sechs Jahrtausend lang —
Die Welt geht ruhig ihren Gang.

Franz Freiherr von Gaudy.

Der Baum und die Quelle.

Traurig steht ein Baum und seufzend
Mitten in des Waldes Schooß,
Und, ihm nahe, eine Quelle
Weinet leis' im hohen Moos.
Beider Leben ist verbunden
Tief in ihres Wesens Grund;
Doch sie wagen nicht zu glauben
An den längst geschlossnen Bund.
Sorgsam breitet er die Äste,
Wie ein schützend Freundeshaus,
Grün und blüthig, kühl und duftig
Über sie, die Reine, aus.

Doch, daß sie versiegen müßte
Und verschmachten ohne ihn,
Kommt dem Blöden, Muthverlassnen
Nie in den bescheidnen Sinn.
Mit Vergißmeinnicht und Veilchen
Faßt sie ihres Spiegels Rain,
Weil sein Bild darinnen schwebet,
Halb verschämt und zitternd ein.
Aber, daß trotz seiner Höhe
Stolzer Kraft doch ohne sie
Seines Lebens Mark verdorre,
Glaubt die Allzuzage nie.
Beider Leben ist verbunden
Tief in ihres Wesens Grund,
Doch sie wagen nicht zu glauben
An den längst geschlossnen Bund.
Und so seufzt der Baum und stehet
Trauernd in des Waldes Schooß.
Und ihm nahe, weint die Quelle
Heimlich in das hohe Moos.

Carl Gottfried Ritter von Leitner.

Der treue Epheu.

Ein hoher Baum, vom Sturm getroffen,
Mit mattem, halbverwelktem Laub,
Die wunde Brust dem Tode offen,
Bog seinen Wipfel in den Staub.
Da fühlt er liebend sich umstricket
Von eines zarten Armes Haft;
Ein Epheu ist's, den er erblicket,
In frischem Grün und junger Kraft.

„Was willst du hier?“ so ruft betroffen
Der tiefgebeugte, edle Baum:
„Kein Schutz ist ferner hier zu hoffen,
Nur für ein Grab ist hier noch Raum!
Einst hob ich freudig meine Äste
Empor zu goldner Himmelsluft,
Es schwirrten, buhlten tausend Gäste
Um meiner Blüthen süßen Duft!
Die Vögel flogen auf und nieder
In meinem gastlich grünen Haus,
Es schallten meines Ruhmes Lieder
Weit in die Frühlingswelt hinaus!
Jetzt ist mein Haupt in Staub begraben,
Verwelkt ist meiner Schönheit Zier;
Die mich im Glück vergöttert haben,
Sie Alle flogen weg von hier!
Was kann ich auch dem Freund noch bieten?
Wer theilet gern so tiefen Fall?
Die frohe Biene geht nach Blüthen,
Nach Schatten geht die Nachtigall.
So laß auch du den Tiefgebeugten,
Hinweg vom Anblick seiner Noth!
Was willst du hier? — Sein Mark ist todt,
Versiegt die Quellen, die dich säugten!“
„„Was ich hier will?““ sprach tief betrübet
Der Epheu, zärtlich angeschmiegt;
„„Trennt Unglück je, was sich geliebet,
Hat Treue nicht den Tod besiegt?
Laß sie nur fliehn, die falschen Freunde,
Die Glück und Ehre dir verband!
Was heil'ger Trieb dir einst vereinte,
Reicht über's Grab dir noch die Hand.

Dich hatt' ich liebend auserkoren,
Für dich erblüht' ich, ward ich groß;
Jedweder Keim, den ich geboren,
Er ward zum Arm, der dich umschloß;
Mein Leben war mit dir verschlungen,
Du trugst zur Höhe mich hinan;
Ein jeder Strahl, der mich durchdrungen,
Macht mich dir liebend unterthan!
Was sollt' ich noch um Leben werben,
Da grausam dich der Sturm verheert?
Nein, mit dem Freund vereint zu sterben,
Das ist dein Loos, beneidenswerth!""
So sprach der Epheu und umkränzte
Den Sterbenden mit heißem Dank;
Der Stern der Liebe aber glänzte
Zum schönsten Lebensuntergang.

Agnes Franz.

Die Pappel und der Epheu.

„Was willst du hier in öder Wüste?"
Sprach eine Pappel schlank und hoch
Zum Epheu, der am Boden kroch
Und eines Tempels Trümmer küßte.
„Wozu den Frieß hier überdecken,
Als sei das Bildwerk noch vereint,
Den aus geborstnem Marmorbecken
Ein irrgewordner Quell umweint?
Wozu verfallne Pracht umfloren,
Von der Vergänglichkeit benagt?
Sieh mich an des Palastes Thoren,
Der weiß und neu und schimmernd ragt!

Schling' um die Pforten heit'rer Säle
Dein silberadrig, glänzend Laub;
Nicht um gestürzte Kapitäle
Zieh' es sich, unbemerkt, im Staub!"
Der stille Epheu sprach dagegen,
Indem er sanft die Ranken bog
Und tiefer in's Gestein sich sog:
„„Ein Jeder bleibe auf den Wegen,
Zu welchen ihn die Neigung zog.
Du liebst, bei heiterm Glück zu glänzen,
Dem Gegenwart noch günstig lacht;
Mir ziemt's, Vergangenheit zu kränzen,
Ich tröste die versunkne Pracht.
Kann ich den edlen Bau nicht stützen,
Stets tiefer sinkend im Ruin;
Doch berg' ich freundlich seine Ritzen,
Umwebe ihn mit heiterm Grün.
Ich flattre leicht an Säulenresten,
Die längst schon ohne Häupter stehn,
Daß wie, geschmückt zu Freudenfesten,
Sie rückwärts in die Jugend sehn.
Du, Stolze, magst die Pracht verschönen,
Die kaum des Glückes Laune schuf:
Das edle Unglück zu versöhnen —
Sei mein geliebterer Beruf!""

Marie Therese von Artner.

Tannenbaum und Linde.

Zur Linde sprach der Tannenbaum:
„Ich bin vor allen Bäumen,
Ich grüne, wenn die andern kaum
Mit grünem Laub sich säumen.

Selbst wenn im Winter tiefer Schnee
Die Fluren weiß gedecket,
Bin ich's allein, der in die Höh'
Die grünen Arme recket!"
Die Linde sprach zum Tannenbaum:
""Der Winter mich bedecket,
Zu träumen einen kurzen Traum,
Aus dem der Lenz mich wecket.
Dann schlag' ich licht in Blättern aus,
Es bleichen deine Nadeln!
Süß duftet's dann in meinem Haus,
Willst du's vielleicht auch tadeln!?""

Heinrich Künzel.

Linden.

Am Waldestrauf ein Lindenbaum
Steht einsam und in Frieden;
Er hat des Waldes düstern Raum
Gar wohlbedacht gemieden.
Zum Blüthenbaume kam als Gast
Der Zephir gern geflogen,
Hat aus den Blüthen ohne Rast
Den süßen Duft gesogen.
Das merkt im Wald der alte Sturm
Und zankt mit seinem Kinde:
"Bist du schon wieder, zarter Wurm!
In deiner süßen Linde?
Mir ist die fade Lispelei
Und euer Liebesflüstern
Im Tod zuwider! Euern Mai
Bin ich zu stören lüstern!"

Das bange Kind sich scheu verhüllt
In den bekannten Blüthen,
Da kam der Alte zornerfüllt,
Mit Toben und mit Wüthen.
Er schüttelt Blüthen, jagt und neckt
Den Sohn im Lindenbaume —
Mich hat er jählings aufgeschreckt
Aus süßem Frühlingstraume.

Alexander Graf von Würtemberg.

Die Linde und die Eiche.

Der nachbarlichen Eiche legte
Die junge Linde ihren Kummer vor.
„Ach!“ sprach sie „der ist doch ein Thor,
Der Mitleid übt. Du weißt, ich hegte
Jüngst eine Raupenbrut, verpflegte
Mit Sorgfalt sie und zog sie groß;
Ich nährte sie mit meines Laubes Sprossen,
Und als sie sich in Puppen schlossen,
Empfing sie meiner Rinde Schooß.
Doch kaum erglüht' in diesem Thale
Des heißen Sommers erster Sohn,
So flogen sie mit einem Male
Als Schmetterlinge froh davon
Und blickten stolz auf mich hernieder;
Auch sah ich keine seitdem wieder.
Ist Danken denn nicht erste Pflicht?“ —
„„Ja,““ sprach die Eiche, „„doch nur Dessen,
Dem es an Hilfe ferner noch gebricht;
Der Glückliche hingegen darf vergessen,
Und Dank zu üben braucht er nicht!!““

Johann Georg Daniel Arnold.

Die Linde und die Weide.

Erster Theil.

Es sproßten vor Zeiten allgemach
Zwei Bäumchen auf an einem Bach;
Eine Linde war's und eine Weide,
Ein Frühlingsmorgen gebar sie Beide. —
Wie Nachbarskinder sich gleich vertragen
Bei munterm Spiel und losem Scherz,
So lebten auch sie in den ersten Tagen
Einträchtig sanft, Eine Seele, Ein Herz;
Und litten vertraut — ohne Angst und Weh —
Des Herbstes Stürme — des Winters Schnee. —
Doch als der zweite Sommer kam,
Die Weide ganz andern Ton annahm.
Sie war im Lenz hoch aufgeschossen
Und zählte sich schon mit unter die Großen.
„Was," — sprach sie zur Linde — „was wird aus Dir?
Du stehst so erbärmlich neben mir;
Bist ja noch kleiner als Gras und Buchs,
So schau' doch mich und meinen Wuchs,
Wie hoch, wie fein, wie ohne Tadel —
Wahrhaftig, da sieht man gleich den Adel!"
Die Linde schwieg bescheidentlich
Und dachte selbst nicht gut von sich.
So blieb es auch im nächsten Jahr.
Die Linde rang mit großer Mühe,
Daß sie sich auch zu was erziehe;
Doch die Weide immer höher war.
„O seht die Närrin!" — rief die Weide
Den Schwestern zu, — „höhnt sie nur aus!
Sie möchte wie wir gern oben hinaus

Und treibt die Sprossen in die Breite!" —
Der Linde ward bald kalt, bald heiß;
Sie konnte sich selbst nicht in sich finden,
Und wünschte, sie wär' ein Dornenreis,
Das darf sich ruhig am Boden winden. —
So zog — unter Hohn und Stichelei —
Der Linde noch manches Jahr vorbei.
Da ging einstmals auf seinen Revieren
Der baumverständige Herr spazieren.
Er spähte Diesem und Jenem nach,
Und kam so hinab bis an den Bach.
Da sah er verwundert — voller Freuden —
Unter'm Gesträuch langschwuppiger Weiden
Die junge Linde stämmig und schön,
Wie die Frau unter dem Gesinde stehn.
„„Du liebes Bäumchen kommst eben recht!""
Und flugs berief er seinen Knecht:
„„Die Linde dort wird ausgegraben,
Wir pflanzen sie auf den Kirchenplan
Recht in die Mitte des Dorfes an,
Die Gemeind' soll ihre Freude haben! —
Heb' gleich ein Paar Dutzend Weiden mit aus
Und flicke den Zaun um's Schäferhaus!""

Zweiter Theil.

Die Linde dehnte sich hoch und breit
Und stand in voller Herrlichkeit,
Und Aller Augen, die sie sahn,
Fanden Erquickung und Lust daran.
Der Wanderer blieb verwundert stehn
Und lagerte froh die matten Glieder
Im grünen schattigen Laubzelt nieder,

Und konnte gestärkt von dannen gehn. —
Und war die Feierglocke verhallt,
— In rother, dämmernder Abendkühle —
Zog unter die Linde Jung und Alt
Zu traulichem Wort und fröhlichem Spiele.
Und Sonntags — wo die Arbeit ruht —
Rief Flöt' und Geige zum Ringeltanz,
Und lustig jauchzte das junge Blut
Bei Lind' und Duft und Mondenglanz,
Und muntre Vöglein zwitscherten laut,
Die hoch im Wipfel ihr Nest gebaut. — —

Die Weide stand in Glied und Reih'
Im Schäferzaun bei andern Weiden,
Und würzt der Tage Einerlei
Mit lautem Spott und heimlichem Neiden.
„Da schau' mir Einer die Linde drüben,"
So rief sie witzig der Nachbarin zu,
„Die treibt's viel höher, als ich und Du,
Wahrhaftig, wir sind zurückgeblieben! —
Nun, zum Stolziren taugt nicht ein Jeder,
Der üppige Sproß wird am Leichtesten krumm,
Nicht Zwerg, nicht Riese, nicht Buchs, nicht Ceder,
Bleibt immer des Klugen Symbolum.
Und — sich zum Nützlichen zu bequemen,
Das ist ihr nun einmal nicht verliehn;
Ich müßte mich bis in die Wurzel schämen,
Thät ich nichts weiter, als grünen und blühn;
Da lob' ich mir doch unser Bestreben,
Das frommt dem Menschen und bringt uns Ehr';
Wenn wir ihm nicht die Ruthen gäben,
Wo nähm' der Bauer die Körbe her? —
Drum laßt sie nur bei dem stolzen Dünkel,

Lang stand noch Keiner auf steilen Höhn;
Wir bleiben geborgen in unserm Winkel
Und werden sie noch fallen sehn!" —
Der Weide Geschwätz verwehten die Winde,
Nur ihres Gleichen blieb's unbewußt,
Und harmlos grünte und blühte die Linde,
Und war des Dörfleins Stolz und Lust. —
Da stieg am schwülen Sommertage
Einst schwarz Gewölk über Waldessaum,
Und Sturmwind heulte wie bange Klage,
Und wühlte die Saat und beugte den Baum.
Laut brauste die Linde — und das Gefieder
Entflog des Wipfels gerütteltem Nest,
Und tauchte gescheucht zur Tiefe nieder,
Und drückte sich zitternd am Boden fest.
Und näher kam's mit dumpfem Sausen
Und Blitz auf Blitz durchzuckte die Nacht,
Und der murrende Donner erfüllte mit Grausen
Das Menschenherz vor der grollenden Macht.
Da prasselt's herab — rings dröhnt die Erde
Vom furchtbar-gewaltigen Wetterschlag! —
Und sie starren entsetzt; wem's gelten werde? —
Und — der Linde galt's, die zerschmettert lag. —
Und als die dunkeln Wolken verflogen
Und über dampfender Wiesen Grün
Sich schimmernd wölbte der Regenbogen
Und wieder die freundliche Sonne schien,
Da thaten sich auf des Dörfleins Hütten,
Und Alle ließen die Arbeit stehn,
Und gingen nach des Kirchplans Mitten,
Des Wetters schreckliche That zu sehn. —
Und traurig standen sie All' im Kreise

Und gaben trüben Gedanken Raum,
Und Dirn' und Knabe, und Männer und Greise
Beklagten den lieben — den herrlichen Baum.
Und wußte Jedes zu erzählen
Von schöner, froher Vergangenheit,
Und seufzte Jedes: „,Sie wird uns fehlen!'"
Und manche Thräne ward ihr geweiht.
Und heimwärts mit des Trübsinnes Falten
Ging Mancher vorüber dem Schäferhaus:
Da stand noch die Weide wohl erhalten
Und regte die Zweige und streckte sie aus;
Doch mochte sie all' ihre Künste üben,
Es kehrte Niemand nach ihr sich um;
Vorbei zog Jeder, bestürzt und stumm,
Und freute sich Keiner, daß sie geblieben.

Gabriel Seidl.

Zwei Eichen.

Zwei Eichen sah ich stehen
Beisammen im Niederwald,
Mit den Zweigen sich umschlingend,
Ja sich umschlingend bald.
Da dacht' ich: O wie selten
Verstehn zwei Starke sich so!
O lernt von den Brüdereichen:
Seid stark in Liebe und froh!

Rudolph Reither.

Die Bäume des Waldes.

Im Wald in früher Morgenzeit
Weht rings ein seltsam Rauschen,
Wo alle Bäume weit und breit
Schmerzvolle Reden tauschen.

Doch nur ein eingeweihtes Ohr
Kann den geheimnißvollen Chor
Vernehmen und belauschen.
Die Birke säuselt: „Ein Jüngling mag
Mich pflanzen vor's Haus der Seinen,
Da denket sie wohl Nacht und Tag,
Er wird es treulich meinen.
Doch unstät ist der Menschen Sinn:
Die Treue wankt, die Lieb' ist hin;
Sie wird zu Tod sich weinen!"
Die Fichte bebt: „„Wie thut mir leid
Der muntre Hirtenknabe;
Ich trag' ihn wohl in kurzer Zeit
Als enger Sarg zu Grabe!
In Schmerzen möcht' ich oft vergehn,
Muß ich ihn singen und springen sehn
Und schwingen mit dem Stabe!""
Die Föhre schauert: „„„Ich muß als Mast
In's Schiff auf die schäumenden Wellen.
Weh' Dem, der dann zu mir als Gast
Sich treulich wird gesellen!
Der Sturmwind heult, es droht das Riff
Mein Schaft zerspellt, es kracht das Schiff,
Die Klippe wird ihn zerschellen!"""
Die Eiche rauscht: „„„„Im Wetter sucht'
Ein Vater mit dem Sohne
Einst Schutz bei mir; des Blitzes Wucht
Zerschmettert mir die Krone,
Und bis zur Wurzel fährt der Strahl;
Da liegen beide todt zumal,
Der Vater mit dem Sohne!""""
So klagen sie, bis hell und licht
Erglühn des Himmels Zinnen,

Dann aus den Wipfeln, ernst und dicht,
Zahllose Thränen rinnen.
Doch, ahnungslos von all dem Leid,
Die heitern Thäler am bunten Kleid
Der Lenzesfeier spinnen.

Friedrich Güll.

Die Erle und die Ceder.

Aus dem fetten Wiesengrunde
Nah' am Schmerlenbache wuchsen
Üppig junge Erlen; locker
Grünten sie empor und Schosse wuchsen
Schon im ersten Jahr zu schlanken
Bäumchen auf. Am nahen Hügel
Keimten junger Cedern Sprossen
Langsam aufwärts; Jahre flogen
Hin, noch kaum erschienen höher
Sie, denn vormals. Höhnisch riefen
Laut die Erlen: „Ei, ihr Trägen!
Schämt euch! Nach so vielen Jahren
Noch so schwach ihr! Schauet unsern
Reichthum! Wie wir herrlich grünen,
Starkgefüllte, volle Bäume!
Voll von Zweigen, dicht von Laube!"
Drauf erwiederten die Cedern:
„„Haben wir bisher doch immer
In den festen Grund gepflüget,
Mit der Wurzel zwischen Felsen
Sichern Stand uns zu erwerben.
Zehnmal weiter, als die Wipfel
Ihr erhebet in die Lüfte,

Dringen wir erst in die Tiefe;
Alles nach dem Wink der weise
Theilenden Natur, die euch zum
Schnellern Übergang berufen,
Uns zum dauerhaftern Schwunge.
Lange werdet ihr verweset
Sein, von euern Kindeskindern
Wird kein später Enkel grünen,
Wenn wir voller Schönheit blühend
Mit dem Haupt die Sterne küssen,
Und gleich grünen Pfeilern unsre
Äste an die Wolken lehnen,
Und gleich Adlern mit der starken
Wurzelkrall' die Erde tragen!""

Friedrich Müller, der Maler.

Treue.

Einst stand ein Palmensprosse
Auf einem Felsenkamm,
Bei ihm als Spielgenosse
Ein hoher Cedernstamm.
Stolz rauschten ihre Zweige,
Dieß Rauschen sagte klar:
Auf steilem Felsensteige
Steht treu ein liebend Paar.
Braust wild am Felsenhange
Der Sturm, der Wälderfeind,
Die Palmenbraut, die bange,
Beschützt ihr Cedernfreund.
Dem Schützer sendet dankbar
Die Palme Duft um Duft,

Sobald für Düfte gangbar
Und ruhig wird die Luft.
So stehn sie froh im Walde
Durch Jahre Ast in Ast;
Doch endlich schwankt die Halde
Wie müde ihrer Last.
Der längst ihr Glück beneidet,
Der Felsen spaltet sich,
Und breiter Abgrund scheidet,
Was keinem Sturme wich.
Doch fruchtlos bleibt die Tücke —
So breit die Kluft auch ist,
Aus Zweigen eine Brücke
Wölbt rasch der Liebe List.
Der schlanken Stämme jeder
Folgt seinem alten Trieb,
Und rauschend küßt die Ceder
Wie sonst ihr Palmenlieb.

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Der Engel und die Rebe.

Als des geliebten Lenzes Pracht
Zum ersten Mal der Erd' gelacht,
Als Busch und Baum im Brautgewand
Der süßen Maienblüthe stand,
Der Pfirsich hier die Zweiglein roth,
Dort Silberschmuck der Obsthain bot,
Und selbst der niedre Schleedornstrauch
Erblühte bei der Lüfte Hauch:
Da stand in den geschmückten Reih'n
Die arme Rebe ganz allein.

Schmucklos und ohne Frühlingszier,
Ward Mitleid nur, nicht Liebe ihr,
Kaum bot der Schwestern stolze Schaar
Des Blickes flücht'ge Gunst ihr dar.
Da schritt ein Engel still daher,
Sich labend an der Düfte Meer,
Und an dem süßen Lenzgeschmeid',
An aller Wunder Herrlichkeit.
Stillpreisend seines Gottes Macht,
Begrüßt er jedes Baumes Pracht,
Und jede Blüthe, groß und klein,
Frisch aufgeküßt vom Sonnenschein.
Und als er jetzt zur Rebe kam,
Umfing die Arme tiefe Scham,
Daß also reizlos, dürftig, kahl
Sie stand im hellen Tagesstrahl;
Bis aus den Augen, schmerzensvoll,
Ihr bittrer Thränen Fülle quoll.
Und alsobald der Engel traut
Hernieder zu der Erde schaut,
Und spricht mit holdem Angesicht:
„Demüthig Reis, verzage nicht!
Gar manch Gefäß, gering und klein,
Schließt hohe Gaben in sich ein,
Und wo ein Vater treulich liebt,
Er Prüfung erst, dann Freude gibt!"
Und von des Engels Trost bewegt,
Die Reb' empor die Augen schlägt,
Und schüttelt ab den Thränenthau,
Und blickt getrost zum Himmelsblau,
Bis in den Keimen, froh belebt,
Die neuerwachte Kraft sich hebt. —

Der Sommer kommt und tränkt mit Glut
Der Rebe jugendliches Blut,
Da schwellt versteckt in dunklem Grün
Der Traube funkelnder Rubin,
Bis Feuer, wie geläutert Gold,
Ihr flammend durch die Adern rollt.
Und als der Herbst nun niedersteigt,
Und sein verschwendrisch Füllhorn neigt:
Des Apfels Schmuck, des Pfirsich Flaum
Sich wiegt auf dunkler Blätter Saum:
Da wiederum der Engel mild
Betritt das herbstliche Gefild.
Er naht den Bäumen, groß und klein,
Der reichen Frucht sich zu erfreun;
Verweilet hier am Pfirsichstrauch,
Und dort am niedern Schleedorn auch,
Bis er verwundert und entzückt
Auf die geschmückte Rebe blickt. —
„Du gottgeliebtes Erdenkind!“
Mit süßem Laut er nun beginnt:
„Wie prangt mit Früchten wunderbar
Dein Zweig, der erst der schwächste war!
Verschmähet solltest, arm und klein,
Du ew'ger Huld Verkünder sein!
O bleib' ein tröstend Lebensbild,
All' Denen Leid das Herz erfüllt,
Wenn reich'rer Segen, schön're Pracht
Um Andrer Leben fröhlich lacht.
Die reinste Kraft gar still beginnt,
Eh' Muth und Hoffnung sie gewinnt;
Dann aber hebt in raschem Lauf
Sie schnell zur Höhe sich hinauf,

Und zeigt den Geist, der in ihr glüht,
Wenn flücht'ger Schimmer längst verblüht,
Bis Millionen an den Gaben
Des süßen Segenquells sich laben!"

Agnes Franz.

Dem Ackermanne.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche;
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht!

Johann Wolfgang von Goethe.

Die Dankesthräne.

Forschend nach des Lebens schönstem Bilde
Sucht' ich auf und nieder im Gefilde;
Und mir schien, die Jungfrau am Altare
Trüg' es hold als Perlenschmuck im Haare;
Doch zur Zeit, da Maienlüfte kosen,
Fand ich schöner noch den Thau an Rosen,
Bis ich Nachts im dunklen Himmelsmeere
Segeln sah die lichten Schwanenheere: —
Aber Perlen, Thau und Sternenschwäne
Bleichten, als ich sah die — Dankesthräne.

Georg Scheuerlin.

Des Königs Tod.

Das junge Volk, die junge Zeit
Gerieth mit dem alten König in Streit.
„Hervor, o König! aus Deinem Haus,
Mit Deinem Königthum ist's aus!
Herunter, o König, von Deinem Thron,
Herab vom Haupte die goldne Kron'!" —
Da trat der graue Mann herfür
Und legte die Krone unter die Thür.
„„Ich thu', wie ihr wollt, hier liegt die Kron',
Seid frei! Zerbrecht sie! Stürzt um den Thron!""
Doch damit geschah ihnen nicht genug,
Wie waren sie doch vorsichtig und klug!
„Was hilft uns, daß die Krone verdirbt,
Wenn Der, der sie trug, nicht mit ihr stirbt?" —
Da mordeten sie den alten Mann,
Dem sterbend noch dieß Wort entrann:
„„Das Volk, das seinen König erschlägt,
Die Freiheit noch viel minder erträgt!"" —
Und bis ihr Mord vollendet war,
Drückt sich ein Andrer die Kron' in's Haar.
Sie murrten. Da schlug er sie bis auf's Blut. —
„Wie war der alte König so gut!"

Johann Georg Müller.

Still-Leben.

Wie liebe ich die stillen Seelen!
Die Stille ist des Himmels Bild;
Wie hohe Gaben ich mag wählen,
Die Stille nur aus Heil'gem quillt.

Still ist die Einsamkeit, der Friede,
Es weint in Sehnsucht still der Schmerz,
Es waltet stille Glut im Liede,
Das dringt am tiefsten in das Herz.

Still sind Gedanken, Blumentriebe;
Still ist der Schlaf, des Todes Schein;
Still ist der Traum mit seiner Liebe;
Bewegt und still ein edles Sein!

Dilia Helena.

Heiteres Still-Leben.

1. Der Dichter.

(Aus: „Der gesegnete Vaterfluch.")

„Ich weiß seit Knabentagen, was männiglich bekannt,
Und euch ein Kind mag sagen im Thale Rübeland,
Daß, wer hier lausch' und trinke den Quell so lockend, klar,
Sein Leben lang versinke in eine Krankheit unheilbar.
Nie wird gesättigt werden der Durst, der stets ihn drückt;
Unheilverfolgt auf Erden und doch vom Traum beglückt,
Wird unsichtbaren Mächten des Lebens Tag' er weihn
Und vier von sieben Nächten mondsüchtig gehn und schlaflos sein.
Am Weg, dran die Gesunden in einfachgradem Gang
Kaum wandern sieben Stunden, wird sieben Tage lang
Er träumend, tappend gehen, abspringend hier und da,
Und oft am Kreuzweg stehen, wo Niemand anders Einen sah.
Dagegen wird er rennen, wo Alle langsam sind,
Wird glauben sehn zu können, wo jedes Aug' ist blind.
Man sieht ihn schwindelnd liegen und Babels Thurm erbaun;
Da wird ein Mücklein fliegen und stürzen das Gebäude, traun!
Bei Nacht wird er sich schlagen mit Riesen wunderbar,
Und Tages sich vertragen mit kleinen Kindern gar.
Windmühlen wird er schauen, wo Wind und Mühlen fehlen,
Und nach dem Müller hauen, der ihm darin sein Mehl will stehlen.
Und kurz: er wird das Leben, dem seine Wurzel ward
Nach Außen hin gegeben in Welt und Gegenwart,
Bei ihm die Wurzel schlagen nach Innen, in das Bild
Von längstvergangnen Tagen und in des Traumes Truggefild.

Nach alten Fetzen läuft er als einem neuen Kleid,
Und nach dem Schatten greift er verstorbner Herrlichkeit.
Was vor ihm liegt, vergißt er; sein Vater ist der Mond,
Die Sterne sind Geschwister; in jedem Baum sein Bruder
wohnt!"

2. Der Born der Sage.

Am Borne blieb ich liegen und ward deß fröhlich gar,
Und schlürft' in vollen Zügen die Flut so wunderbar.
Es war der Born der Sage, der heil'gen Volksdichtung;
Die Schatten alter Tage, sie schritten vorüber ewig jung.
Von allen Bergen schießet der heil'ge Strom daher,
Durch alle Tiefen fließet er in ein stilles Meer.
Das Meer, das hat sein Ende, wo deutsches Wort verklingt,
Und wo die Sonnenwende des Geist's ist, der dieß Volk
durchdringt.
Der Wunderborn der Sage, der heil'gen Volksdichtungen,
Er ist an einem Tage mit seinem Volk entsprungen,
Mit ihm herabgeronnen jahrtausend lang bis heut,
Sah seine Nächt' und Sonnen in Lieb' und Leid, in Fried'
und Streit.
Und Blumenau und Hügel, Bergfirn' und Wunderthal
Nimmt in sich auf sein Spiegel und trägt sie allzumal.
Die Männer, so da wandelten am Ufer auf und nieder,
Die Helden, so da handelten: er bringt sie spätern Tagen
wieder.
Er rauschet von den Bergen mit ihrer Geister Zungen
Von Riesen und von Zwergen, und wer damit gerungen;
Von Wonne bald und Grauen rauscht er vergangner Zeit,
Und klingt durch alle Gauen der Helden Lieb' und Leid.
Zum großen Meere strebet jedweder Tropfen fort,
Und auf den Wassern webet der Geist des Volkes dort.

Still, uralt, einsam, mächtig, als wie im Mondschein ziehn
Der Elfen Reigen nächtig: so zieht er auf den Wassern hin.
Wohl Mancher wandelt am Strande und sieht sein Walten nicht,
Wohl Mancher stirbt im Lande und kennt den Alten nicht!
Und wenn sein Volk will wälschen, mit Griechen- und Römerart
Will deutsch Gemüth verfälschen, — wie hat er da sich offenbart!
Dann mag das Herz ihm bluten, angrollend das Geschick,
Dann zieht er in die Fluten sein graues Haupt zurück;
Doch sieht ihn auf der Weide ein Hirt noch dann und wann;
Er thut in Lieb' und Leide die Augen auf manch stillem Mann.

Begemann.

Ein Mährchen ist das Herz des Dichters.

Ein Mährchen, das der Blüthen viel erschlossen,
Das seinen Lenz hat, seine Winterzeit,
Wo mancher Quell geheimnißvoll geflossen,
Dem Bach des Waldes gleich, dem Schmerz geweiht.
Da trat, so wie des Veilchens Knospe bricht,
Geweckt im Lenze von der Sehnsucht Triebe,
Ein sehnsuchtvolles Räthsel auch an's Licht,
Empfunden tief und doch verstanden nicht:
Des Herzens Frühlingskind — die erste Liebe.
O meines Lebens goldne Mährchenblüthe!
O meiner Seele holde Frühlingszeit!
Wo mir die Welt im reichsten Schmuck erglühte,
Nur Eine trug, und doch so voll, so weit;
Wo ich in Andacht frommem Wort geglaubt,
Gebebt, mein süß Geheimniß auszusprechen, —
O flüchtig Glück, wie schnell warst du geraubt!

So schnell das Veilchen beugt sein duftend Haupt,
Noch eh' die Rosen in dem Sturme brechen.
Und wieder wuchs, wie eine wunderbare,
Aus alten Zeiten überbrachte Kund',
Der kecke Zauber der Studentenjahre
Sich fest in meines Herzens Mährchengrund.
Wie war die Brust so voll von Freundschaftsdrang,
Das Herz so ungetheilt dahingegeben!
Der Wein, das Lied, der Schläger heller Klang,
Und Jugendmuth und Jugendhoffnung schlang
Den duft'gen Epheukranz mir da um's Leben!
Mein Heidelberg! O epheugrüne Trümmer,
Auf deren Altan ich so selig stand!
Wie schien die Welt mir ganz im Frühlingsschimmer,
So blüthenreich wie rings das weite Land!
Der süße Rausch des Mährchens ist entschwebt,
Doch deine grünen Epheuranken schlage
Erinnerung, vom Freundschaftshauch durchbebt,
Aus meiner Brust in andre neu belebt,
Aus jener Zeit in meine spät'sten Tage!
Ein andres Mährchen bringt das Herz mir wieder.
Gleich wie der Waldbach, den die Thräne nährt,
Hat sich, im immer wachen Quell der Lieder,
So Lust wie Weh des Herzens ausgeleert.
Und diesen auch wie jenen seht ihr ziehn,
Bald still verborgen unter moos'ger Hülle,
Bald kosend mit den Blumen, die umblühn
Den Strand, bald flüsternd mit des Schilfes Grün,
Bald schäumend frei in übermüth'ger Fülle.
Welch süßes Glück in trüb umwölkten Tagen,
Wovon so schwer, wovon so voll das Herz,
Bald in des Liedes Reimen auszuklagen,
Bald abzuschütteln in dem kecken Scherz!

O dieses Doppellebens goldner Trug,
Der mich aus den verdrießlich engen Schranken
Der Wirklichkeit, in frisch erhobnem Flug,
So oft zu andern Welten übertrug,
Weit in die Mährchenreihe der Gedanken!
Und von dem Stein erzählt' ich, der am Grunde
Der Heimath liegt, so stumm und unbewegt,
Und doch im Kerne tief die holde Kunde
Von andrer Länder fernen Wundern trägt.
So hat das Herz des Dichters an der Brust
Der lieben Heimath lange stumm gelegen,
Da fühlt es, wie ein Mährchen, unbewußt
Den Wandertrieb, die freie Reiselust,
Das Sehnen in die Ferne, laut sich regen.
Da treibt's ihn hin, da führt es ihn in's Weite,
Den Süden grüßt des Herzens froher Schlag.
Doch seiner Lieben Bild bleibt ihm zur Seite,
Und in die Ferne zieht das Heimweh nach.
Halb treibt's ihn fort, halb zieht es ihn zurück;
Beglückend Zagen locket zum Verweilen;
Zum Scheiden, ach! zu schön der Augenblick!
So muß des Wanderns frei bewegtes Glück
Des Dichters Herz in Lust und Sehnsucht theilen.

G. zu Putlitz.

Das Räthsel.

Der Dichter lauscht der Poesie;
Er macht sie nicht, er höret sie.
Aus tiefster Seele quillt ihr Ton,
Des freien Geistes freier Sohn.

Sie ist ein Räthsel in der Brust,
Sie dränget ihn mit Schmerz und Lust.
Der Dichter löst des Räthsels Klang
Im schönen Wort, in dem Gesang.

Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Dichterlaune.

Wie die heil'ge Natur in tausend Hüllen und Larven
Birgt das edle Metall, schlicht, ohne Schimmer und Glanz:
Also gefällt es auch oft dem Dichter, sein Gold zu verbergen;
Unbemerkt, ungenützt ruht manchmal durch Jahre der Schatz,
Bis ihm die Wünschelruthe verwandten Geistes sich beuget,
Oder der Kenner, mit Fleiß forschend, ihn fördert zu Tag.
Mag ihn für taubes Gestein des Thoren Auge erachten,
Hat ja dem Würdigen nur selbst ihn der Geber bestimmt.

Marie Therese von Artner.

Des Dichters Ernte.

Dir, o Flurenbesteller! spendet Gaben,
Spendet goldene Ähren, Purpurtrauben
Aus dem fruchtbeladnen reichen Füllhorn
Segnend das Spätjahr.
Doch die schönere Ernte grüßt den Dichter,
Naht mit liebendem Hauch' und Blüthenkronen,
Mit der duftenden Ros' und Nachtigallen
Lächelnd der Frühling.

Christoph Carl Julius Asschenfeldt.

Wein und Dichtung.

Ist's trankgewordner Blumenstaub der Wein?
Ist er ein aufgelöster Edelstein?
Ich weiß es nicht;
Sein Glanz für dieß, sein Duft für jenes spricht.
Entstrahlt die Poesie des Himmels Schooß?
Entsprudelt sie dem Erdenthale bloß?
Ich weiß es nicht;
Ihr Herz für dieß, ihr Geist für jenes spricht.

Eduard von Schenk.

Poesie.

Sie saß auf des Gebirges Sonnenthrone,
Von dem smaragdnen Blättergrün umlaubt,
Und leicht umflog, wie eine Strahlenkrone,
Das goldne Haar ihr Rosenhaupt.
Ich sah sie auf den Blumen sanft sich wiegen,
Ich hörte ihrer Lieder Jubelschall,
Und ihre heiligen Gesänge stiegen
Herunter in das stille Thal.
Da wollt' ich auf mich zu der Holden schwingen,
Ich sehnte mich in's helle Sonnenland,
Doch konnte nimmer mir der Flug gelingen,
Im Thale war ich festgebannt.
Da griff ich rauschend in der Laute Saiten,
Ein Lied entschwoll der ungeübten Hand,
Und des Gesanges Töne sah ich gleiten
Hinan, hinan zur Felsenwand.
Da schaute sie in's stille Thal hernieder,
Da rief sie mich in weicher Melodie;
Ich flog hinan, sank ihr zu Füßen nieder —
Und wanke nun und weiche nie.

August Kuhn.

Das Urlied.

Mitten in die schöne Welt
Hat mich Gott hinausgestellt,
Aller Keime Hoffnungsblühn
Muß ich in die Seele ziehn,
Denn es ist ja Lebensduft
Hauch aus Gottes Licht und Luft,
Der mit seiner Schöpferkraft
Allvergeist'gend wirkt und schafft.
Und im Drange sproßt aus mir
Geist'ger Blüthe Himmelszier,
Der Gedanken stolze Pracht,
Der Empfindung heil'ge Nacht,
Der Begeistrung Sonnenflug,
Zarter Liebe Honigzug.
Und so rag' ich bildungsweich
Auf zur Sonn', an Knospen reich,
Ein lebend'ger Blüthenbaum
Aus des Lebens buntem Traum.
Und der ew'ge Weltengeist
Der in Maienlüften kreist
Und in Rosenkelchen schwärmt,
Hat das Herz mir ganz durchwärmt.
Aus den Augen blitzt es kühn,
Mein Empfinden fühlt nur ihn,
All' mein Denken ist jetzt aus,
Er nur füllt das ird'sche Haus,
Ihm geweiht ertönt das Wort,
Wallt im Sturme brausend fort,
Denn es ist der Lebensschrei
Aus des Herzens tiefstem Ei,

Dessen Schal' er selbst gesprengt,
Und den Stoff hinweggesengt.
Um die Wangen brennt es heiß,
Von der Stirne glüht's der Schweiß.
Tief im Herzen singt's der Schwan,
In den Adern klingt es an,
O das ewig einz'ge Lied,
Das durch alle Wesen zieht,
Das in allen Keimen schwillt,
Und das Weltall tönend füllt,
Gottes eigner höchster Geist,
Der sich ewig selber preist!

Beda Weber.

Das ungesungene Lied.

Ich möchte singen
Und weiß nicht was;
Es müßt' ein Lied sein
Wie keines das.
Es müßte schallen
In's weite Land
Und ein Ohr treffen,
Das es verstand.
Es müßte rinnen
So rein und hell,
Wie über Blumen
Der Bergesquell.
Es müßte klingen
So wundersüß,
Wie Engelstimmen
Im Paradies.

Von einem Auge
  Tief wie die See,
  Von ungenanntem
  Unnennbar'n Weh.
Drin müßte wehen
  Ein sanfter Strahl,
  Wie Blick der Sonne
  In's tiefe Thal.
Es müßte leuchten
  Wie junger Thau,
  Wie Südwind fächeln
  So lind und lau.
Es müßte quellen
  Von seltner Lust,
  Und Balsam träufeln
  Der kranken Brust.
So dicht, so nahe
  Umschwebt es mich,
  Und will ich's greifen,
  Entwindet's sich
O ewig ferne,
  O ewig nah,
  O Wonne, bist du
  Schon wieder da?
Mich faßt's mit hohem,
  Mit süßem Graus;
  Wo willst du enden —
  Wo willst du aus?

Ph. E. Nathusius.

Das kleine Lied.

Ein kleines Lied, ein kleines,
Hat Gott in's Herz gefügt,
Mir will's ein Röslein scheinen,
Das im Gebetbuch liegt.
Und wie ein Sternlein schimmert
Im feuchten Augenlid,
Und wie eine Lilie funkelt
Im schlanken, schwanken Ried;
Und wie ein Grübchen blinket
In frischer Purpurwang',
Und wie ein Bächlein flimmert
Im grünen Bergeshang:
So flimmert, funkelt, blinket
Im Herzen das kleine Lied,
Wenn Frühlingsduft und Liebe
Leis' durch die Seele zieht.
Und flammt die Sonne nieder,
Regt sich des Herzens Thor,
Dann flattert das kleine Liedchen
Zum stolzen Licht empor.
Hoch über Meer und Lande
Schwebt's auf zum Himmelszelt,
Und jauchzend tönt's hernieder:
„Wie schön ist Gottes Welt!"

Adolph Schirmer.

Vom frohen Lied.

Ein frohes Lied ist meine Lust,
Es ist der Spiegel reiner Brust,
Es gleicht dem schönsten jungen Tag,
Den die Natur erschaffen mag.

Es weht wie Morgenduft dahin,
Ist aller Herzen Meisterin,
Und sieht es ihm wohl Keiner an,
Daß es oft Wunder hat gethan.
Dem Kranken ist's ein Balsam fein
Und dem Gesunden duft'ger Wein,
Ein Licht, das gerne Jeder schaut,
Der schönste Schmuck für eine Braut.
Ist aller Blumen Königin,
Und süße Früchte schlummern drin,
Blüht auch im wildesten Gestein,
Bedarf nur einer Seele rein.
Nicht an ein Alter ist's gebannt,
Der Himmel ist sein Vaterland,
Dort kommt es her, dort führt es hin,
Und heißt die Wolken weiter ziehn.
Der ist der Ärmste auf der Welt,
Dem nicht ein frohes Lied gefällt;
Und Deß der Herr in Gnaden denkt,
Dem er's zum Eigenthum geschenkt.

Franz von Kobell.

Spurlos.

Schneeflocken schweben, sinken,
Rieseln hernieder leis;
Befiederte Sternchen blinken
Auf Wies' und spiegelndem Eis;
Kaum gaukelt eins hernieder,
So decken die andern es dicht,
Kein Aug' erblickt es wieder —
Schneeflocken zählen sich nicht.

Der Frühling kommt: die Quellchen
Erwachen aus dumpfem Traum,
Thalabwärts hüpfen die Wellchen
Mit dem Helm von Silberschaum;
Sie rinnen, rollen, rauschen,
Umfangen und küssen sich lieb —
Kein Auge mag's belauschen,
Wo Well' und Wellchen blieb.

Aus dichtem Moose ringen,
Tief im schweigsamen Wald,
An's Licht aus Brombeer schlingen
Sich Blumen mannigfalt;
Sich still entfalten und färben,
Ist ihre Seligkeit,
Und wenn sie welken und sterben,
Trägt Keiner um sie Leid.

Und auch in Dichter-Herzen
Stehn Blum' an Blume gedrängt,
Genährt vom Thau der Schmerzen,
Vom Thau der Lust getränkt;
Sie duften, sie welken wieder,
Von keinem Auge gesehn:
Wollen denn Blumen und Lieder
Mehr als blühn und verwehn?

Franz Freiherr von Gaudy.

Das rechte Wort.

Tief auf des Rheines Grunde
Da liegt ein goldner Hort,
Du findest ihn zur Stunde,
Weißt du das Zauberwort,

Das rechte Wort, zu halten
Mit einem einz'gen Klang
Die mächtigen Gewalten
Des Stroms in seinem Gang.
Im Thale liegt begraben
Ein Schwert, das immer siegt,
Und wer es könnte haben,
Hätt' bald die Welt bekriegt;
Ein Wort nur muß erschallen,
Dann springt der Boden auf,
Und aus den Felsenhallen
Glänzt hell der Strahl herauf.
Und droben auf den Bergen,
Da liegt in dunklem Schacht
Ein Schlüssel, der von Zwergen
Und Gnomen wird bewacht;
Er öffnet alle Pforten
Und ist auf immer dein,
Weißt du von tausend Worten
Das rechte nur allein!
Wie hab' ich schon gesonnen
Vergebens manches Jahr,
Und Wort um Wort begonnen,
Bis es ein Liedlein war.
Doch immer noch verborgen
Sind Schlüssel, Schwert und Hort,
Und was ich sang mit Sorgen,
War nie das rechte Wort!

Adelheid von Stolterfoth.

Sprachforschung.

Wir graben in die Tiefe, da springt empor der Quell,
Aus dichter Nacht geboren und doch so strahlenhell.
Der Erde Schooß verhüllet den zarten Keim in Nacht,
Und doch entsprießt zum Lichte daraus der Blüthen Pracht.
Und so des Goldes Funkeln, des Silbers milden Schein
Hielt dunkle Nacht gefangen im fesselnden Gestein;
Da hat das Licht die Boten gesendet in den Schacht
Und hat sein schönes Erbtheil gefordert von der Nacht.
Und so dehnt seine Zweige rings um den Erdenrund
Der Wunderbaum der Sprache und wurzelt tief im Grund;
Tief in der Vorwelt sprudelt der reiche Quell der Kraft,
Die, heut' noch nicht versieget, des Wortes Wunder schafft.
Dort, wo der Menschheit Jugend im Sagenschooße ruht,
Dort grüßt ein Strom des andern ihm urverwandte Flut;
Dort finden sich die Völker, äonenlang getrennt,
In Einem Hause wieder, das jedes Heimath nennt.
Und dieser Wunder Kunde, die bringen wir herauf;
Den Weg zur Quelle zeigt uns der Sprachenströme Lauf,
Und ihre Wogen rauschen uns tief verstanden an,
Wo dumpfen Schall nur hören der Ungeweihte kann.

Lorenz Dieffenbach.

Sonett.

Schön sind und bunt=ergötzlich die Sonette,
In denen sich Gefühle und Gedanken
Viermal, in rhythmisch=anmuthvollen Schranken
Genau abschließen wie das Feld im Brette.
Doch dieser abgezirkelteren Glätte
Zieh' ich es vor, wenn ohne Zwang und Schwanken
Sich Blüth' und Blüthe aneinander ranken,
Zur lieblichsten, ununterbrochnen Kette.

Mir scheint dieß freundliche Geschenk der Musen
Dazu bescheert, um, während wir genießen,
Ein rein Gefühl, ein plötzlich angefachtes,
Ein zartes Lebensbild, ein wohldurchdachtes,
In dieß geründete Gefäß zu schließen;
Vielleicht nimmt es ein Freund an seinen Busen.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Blüthen und Träume.

Die Blüthen weilen an den schlanken Zweigen,
Sie sind gebannt, den jungen Baum zu schmücken,
Der Duft jedoch, mit dem sie uns entzücken,
Mag ungefesselt in die Lüfte steigen.
So geht er frei die Wege, die ihm eigen
Und zieht, mit seinem Balsam zu beglücken,
Zur Hütte mit den morschen Fensterlücken
Wie zum Palast, deß Giebel stolz sich neigen.
Dem Blüthenduft verwandt ist süßes Träumen,
Entsprossen einer jugendlichen Seele,
Es wiegt sich frei in unbegrenzten Räumen;
Es schaltet, ohne daß es Gründe zähle,
Ob eine Krone mit demantnen Säumen,
Ob sich's zum Spiel nur eine Rose wähle.

Franz von Kobell.

Das Schöne.

Ja, laßt uns innig an dem Schönen halten;
Es kann allein das Licht an's Leben fesseln,
Sein Strahl allein läßt aus der Erde Nesseln
Des Himmels Immortellen sich entfalten.
O steigt herab, ihr leuchtenden Gestalten,
Von euren blauen, sterndurchsä'ten Sesseln,

Und laßt in diesen dumpfen Felsenkesseln
Der Liebe Licht und der Begeistrung walten!
Ja, Freunde, nimmer wollen wir erkalten
Für Das, was hier in dieser düstern Welt
Ein edles Herz allein noch aufrecht hält
Wir wollen wuchernd mit den Schätzen schalten
Und geizig im phantast'schen Reichthum wühlen,
Mit tiefer Lust und innigen Gefühlen.

E. O. von der Malsburg.

Forschen nach Vollendung.

Frage.

Des Menschen reinstes Bild möcht' ich ergründen;
Soll ich ihn suchen, wie er glüht am Morgen,
Wo noch der Geist gebunden und verborgen,
Allmälich nur die Triebe sich entzünden?
Wenn Kraft und Weisheit sich im Mann verkünden,
Doch schon die Beute lastend schwerer Sorgen,
Von bessern Tagen er die Lust muß borgen,
Die nicht mehr sprudelt aus der Seele Gründen?
Ob dann, wenn von der Jahre Schnee geschmücket,
Dem edlen Baume gleich, dem halbgefällten,
Der Greis mit schmerzlich lächelndem Entsagen
Zu seinem offnen Grab hinab sich bücket,
Dem wunderbaren Spiegel bessrer Welten,
Ihm eine neue Jugend abzufragen?

Antwort.

So sinnend schritt ich an den Rosengängen,
Wo süße Wohlgerüche mich berauschten,
Viel bunte Vögel Kuß und Liebe tauschten,
Der Lenz sich hob mit Blüthen und Gesängen.

Und tausend Rosen sah ich wohl sich drängen,
Von denen schon halbwelk die Blätter rauschten,
Und tausend die aus zarten Knospen lauschten,
Verheißend, bald die grüne Haft zu sprengen.
Doch eine Rose, die in reifer Milde
Gleich fern von Kindheit wie von Alter blühte —
Im ganzen Garten sucht' ich sie vergebens;
Aus Blumen las ich das Gesetz des Lebens:
Das Schönste lebet nie; nur im Gemüthe
Begegnen dir vollendete Gebilde.

Gustav Pfizer.

Romanze vom Schall.

Hoch in den azurnen Räumen,
In des Himmels Regionen
Kreisend um des Weltalls Centrum
Rollen tausend goldne Sonnen;
Und wie sich die Sonnen schwingen,
Wird der ew'ge Schall geboren,
Sohn der leuchtenden Gestirne,
Der azurnen Luft Genosse.
Durch den weiten Plan der Lüfte
Dehnt er sich mit hellem Tone,
Rollet in dem ew'gen Äther
Rein und klar auf Wohllautswogen.
Zum Gefährten hat des Feuers
Wilde Kraft sich ihn erkoren,
Daß er sich zu ihr geselle,
Wann sie steigt in glüh'nder Lohe;
Klaren Wassers kühle Fluten
Haben ihn herabgezogen,
Daß bei seinem mächt'gen Wehen
Klingen die krystallnen Grotten;

Aber seine Ruhestätte
Ist im dunkeln Erdenschooße,
Wo er mit gefaltnen Schwingen
Schläft im Silber und im Golde,
In den Erzen und den Steinen
Schläft er sanft und milde dorten;
Denn die strahlenden Erzeuger
An des Himmels lichtem Bogen
Lieben dunkele Metalle,
Die in stiller Erde wohnen,
Und die Erze zieht ein Sehnen
Zu den lichten Sternen oben.
Und inmitten der Gestirne
Und der Erze dunkelm Orte,
Unter'm blauen Himmelszelte,
Auf der Erde grünem Boden,
Wandelt sie, die aus der Gottheit
Reinstem Stoffe ist geformet;
Die die Harmonie der Sterne
Zu sich hat herabgezogen,
Die vom Silber in den Tiefen
Ihre Töne hat geborget,
Die, wenn ihre Stimm' erklinget,
Mit des Mundes Zaubertone
Hoch zum Himmel kann erheben,
Und zum Abgrund kann verstoßen.
Aber mir hat sie geredet
Wunderbar geheime Worte,
Die in still verschwiegnem Grunde
Liegen in der Brust verborgen,
Wie der Klang im Abgrund ruhet
In dem Silber und dem Golde.

Ungenannter.

Bergmannslied.

Der ist der Herr der Erde,
 Wer ihre Tiefen mißt,
 Und jeglicher Beschwerde
 In ihrem Schooß vergißt.
Wer ihrer Felsenglieder
 Geheimen Bau versteht,
 Und unverdrossen nieder
 Zu ihrer Werkstatt geht.
Er ist mit ihr verbündet
 Und inniglich vertraut,
 Und wird von ihr entzündet,
 Als wär' sie seine Braut.
Er sieht ihr alle Tage
 Mit neuer Liebe zu
 Und scheut nicht Fleiß noch Plage;
 Sie läßt ihm keine Ruh'.
Die mächtigen Geschichten
 Der längstverfloss'nen Zeit
 Ist sie ihm zu berichten
 Mit Freundlichkeit bereit.
Der Vorwelt heil'ge Lüfte
 Umwehn sein Angesicht,
 Und in die Nacht der Klüfte
 Strahlt ihm ein ew'ges Licht.
Er trifft auf allen Wegen
 Ein wohlbekanntes Land,
 Und gern kommt sie entgegen
 Den Werken seiner Hand.
Ihm folgen die Gewässer
 Hilfreich den Berg hinauf,

Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.
Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.
Zwar reicht er gern dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.
Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Novalis.

An die Natur.

Alte Dichterin, riesenhaft,
Deren Gesang so prächtig,
Singe mir vor in tiefster Kraft,
Singe dein Lied allmächtig:
Sausen des Waldes, Wasserfall,
Sturz der Lawine, Wiederhall,
Adlergekreisch und Nachtigall,
Morgens und mitternächtig!
Singe den Lenz! da werden weit
Alle die Herzen wieder,
Tönen in vollster Herrlichkeit,
Stimmen in deine Lieder!
Aber du streust auf die Erde rund
Blumen herunter, duftig und bunt,
Veilchen wirfst du dem Waldesgrund,
Rosen den Gärten nieder!

Singe des Sommers Glutengesang,
Hymnen in Donners Hallen,
Mach' du die Herzen erzittern bang,
Sehn sie den Blitz dir entfallen!
Schütte den Regen vom Wolkensaal
Nieder aus schwarzem Gewitterpokal,
Schütt' ihn herunter, wo rauschend im Thal
Wogende Saaten wallen!
Sing' in des Herbstes neblichtem Kleid
Leise Thränengesänge,
Singe das Lied der Vergänglichkeit,
Tobt doch ein freudig Gedränge
Laut durch das Weinland, wo so blau
Schimmert die Traube durch Nebelgrau;
Über die Blätter der Waldesau
Schmettern des Jagdhorns Klänge.
Siehe, das letzte Blättlein weht
Nieder von starrenden Bäumen!
Aber sie stehn von Demanten besät,
Perlen die Wiesen umsäumen;
Und du selber hüllest dich ganz
Tief in des Mantels blendenden Glanz,
Leicht umflockt wie von Elfentanz,
Mährchen scheinst du zu träumen!
Singe mir vor, ob blumenbekränzt,
Oder von Trauben umhangen,
Ährenumgoldet, perlenumglänzt,
Halte du fest mich umfangen!
Singe mir Lieder, liebgesinnt,
Lächle mir zu dem vertrauenden Kind,
Bis mich der Schlummer leis' und lind,
Küßt auf erbleichende Wangen!

Carl Ziegler.

Natur und Schönheit.

Im Abendrothe, wann es den Niedergang
Mit Rosenflammen purpurn umteppichte,
Und Wies' und Bach mit Gold umflorte,
Lag ich als Knab' in des Hügels Blumen,
Und weinte Thränen jungen Gefühles dir,
Natur! und suchte kindlich dich überall,
Um deiner Einfalt hohe Lehren
Von dir zu hören im Heiligthume.
Und deiner Schöne Hoheit entzündete
Mein ganzes Innre; liebender sucht' ich dich,
Wie seine Mutter sucht ein Säugling;
Fand dich, und hing wie ein Kind nun an dir.
„Bleib' meine Mutter immer durch's Leben mir!"
Sie nahm mit warmen Muttergefühlen mich
An ihren Busen, ließ mir reichen,
Was sie den Lieblingen Holdes darreicht.
Gefühl des Schönen pflanzte sie tief in's Herz,
Und hing ihr Bildniß mir an dem Herzen auf!
Die Schönheit nahte sich, und rief mir,
Leise, wie Stimmen der Geister, dieses:
„„In diesem Bildniß siehst du mich wieder ganz,
Umarmst du dieß, umarmst du mich wieder selbst,
Nichts ist in ihm, was nicht in mir ist,
Hieran erkenne mich und die Mutter.
So bin ich bei dir, wenn du mich auch nicht siehst,
Ich bin dir näher, wie ich es Andern bin,
Und wenn du selbst mich nicht erblickest,
Siehst du mich immerdar doch im Bilde!""

F. A. J. M. von Sonnenberg.

Die Geliebte.

Ich lieb' ein Mädchen, wohl ist es schön!
Wie Tannen schlank, auf Bergeshöhn!
Ein Silberband fließt um die Hüften,
Um seine Locken Blumen düften,
Und Nachtigallen
Ihm Lieder schallen! —
Hold ist der Nam' des Mägdleins fein,
Hold muß des Sängers Liebchen sein!
Ich lieb' ein Mädchen, wohl ist es gut!
So sanft, so sittig und doch voll Muth!
So häuslich still am Spinnerädchen,
Und doch so keck, ein Heldenmädchen!
Die Äuglein helle
Sind wie die Quelle,
Die Stirne faltenlos und rein
Mag gleich dem Abendhimmel sein!
Ich lieb' ein Mädchen, wohl ist es mild!
Wie Mondesstrahl am Sterngefild!
Es fühlt so heiß die Noth der Armen,
Möcht' alles Kummers sich erbarmen;
Es theilt das Sehnen,
Des Grames Thränen;
Wohin die Maid die Schritte trägt,
Die Freude sich im Busen regt.
Ich lieb' ein Mädchen, wohl ist es zart!
Und ein Gemüth sehr frommer Art,
Mag gern voll Trost gen Himmel blicken,
An frommen Bildern sich entzücken,
An heil'gen Stellen
Das Herz erhellen;

Mag von den Bergen niedersehn,
Mit leichtem Fuß auf Felsen gehn!
Ich lieb' ein Mädchen wohl ist es reich!
An Blüth' und Frucht ihm keines gleich!
Viel Gut ist sein, darf nimmer darben,
Hat Trauben viel und goldne Garben;
Und in den Bergen
Kann's Schätze bergen,
Und auf dem Baum, auf Feld und Flur
Lockt Überfluß zu seiner Spur!
Ich lieb' ein Mädchen, wohl lieb' ich's treu!
Mit jedem Lenze die Lieb' wird neu,
Kann nimmer fern von Liebchen weilen,
Muß immer, immer zu ihm eilen;
Muß mit Entzücken
An's Herz es drücken!
Kein schönres Mägdlein du geschaut:
Das Elsaß ist des Sängers Braut!

Ehrenfried Stöber.

Der Rhein.

Du heil'ger Strom, gebenedeiter Strand,
Wo ist ein Deutscher, der nicht frommen Dranges,
Ein andachtglüh'nder Pilger an dir stand?
Wo ist ein Schwan germanischen Gesanges,
Deß Flügelschlag nicht über dir gerauscht,
Der nicht dem Säuseln deines Schilfs gelauscht,
Der nicht gewiegt sich auf dem deutschen Ganges?
Du bietest allen deinen Friedenskuß,
Den Landen rings, der Berge blauen Reigen;
Naht nicht mit euern Schwertern diesem Fluß,

Laßt eure Fahnen tief sich vor ihm neigen!
Auf dieser Wasser stillem Bette ruht
Des Volkes Stolz — zum Pfühl dient ihm die Flut —
Erweckt ihn nicht, antastet nicht sein Eigen!
Er ruht und träumt; der Wellen Schlummerlied
Hat eingewiegt den blondgelockten Recken;
Des Wasserspiegels wallend Nebeln zieht
Des Kaiserlichen Träumers seidne Decken;
Wer will ihm rauben, was er theu'r erkauft,
Was er mit blut'gen Weihungen getauft,
Wer wagt's, aus seinem Schlummer ihn zu schrecken?
Der Fluß ist sein! Aus dieser Schale trinkt
Der deutschen Liebe und der Sehnsucht Taube,
Umher in duftigem Gewande blinkt
Des deutschen Weines feu'rdurchglühte Traube,
Und wo die hohen Kathedralen stehn,
Versteinte Siegsgesänge der Ideen,
Da wohnt der deutsche Friedensfürst, der Glaube.
Horch, wie den Strom das Läuten überklingt!
Hell singend kommt die Wallerschaar gezogen,
Im leichten Kahn, der mit dem Schaume ringt,
Von blüh'ndem Kranz und weh'ndem Band umflogen;
Auf morschem Erker zagend lauscht das Reh,
Vom Ringeltanz in's Dickicht schlüpft die Fee —
Das ist der deutsche Rhein, das ist sein Wogen!
Der deutsche Rhein! Seit aus des Epheu's Blühn
Die grauen Burgen sonnig niederschauen;
Seit vielgethürmte, große Städte kühn
Mit ihren Zinnen seine Wellen stauen;
Seit auf der Männer Stirn', ein Paraclet,
Flammenden Hauches der Gedanke steht,
Die stille Andacht auf der Stirn' der Frauen:

Seit durch's Portal von diesen Felsenhöhn
Der neuen Aera Morgenglut gedrungen,
Und unter ihm, in heller Glorie Wehn,
Der Carol Magnus sein Panier geschwungen;
Seit in den Blenden, überwiegt von Grün,
Wie sinnend grüßende Gestalten blühn,
Roland, Fastrade und die Niebelungen;
Seit dessen Herrlichkeit die Welt umspannt,
Der Barbarossa thronte zu Gerichte,
Als Reichskleinod die Erde in der Hand:
Seit Eschilbach, der Kaiser im Gedichte,
Die goldnen Klänge alter Melodein,
Zur Krone sich verflocht, ist dieser Rhein
Pulsaderstrom germanischer Geschichte!
Sie hütet still und ernst ihr Eigenthum,
Indeß der Dichtkunst Arme sie umranken;
Zu beider Füßen ruht der deutsche Ruhm,
Ein grauer Löwe mit gewalt'gen Pranken,
Der, an der Milch der Schlachten aufgenährt,
Den blut'gen Flamberg hütet und das Schwert,
Das wir geschweißt aus ehernen Gedanken.
Derselbe, der den Libanon durchschritt,
Vom Zorn blutgier'ger Feinde wild umschnoben,
Der einst Byzanz und Accon niederstritt,
Der Roma's Aar in's Banner sich gewoben;
Der, grimmig hingestreckt auf seinen Schild,
Dalag in dem Roncalischen Gefild,
Der Pranken Trutz gen Mailand aufgehoben;
Vor dem Sicilien und das wälsche Land
Wie vor des Aetna's Flammenguß gezittert,
Der von der Seine grünem Hügelland
Bis zur Loire neulich noch hat gewittert;

Derselbe Leu: und donnernd tönt sein Ruf:
„Weh über Euch, wenn Eurer Rosse Huf
Das Ufer meines Rheines nur erschüttert!“

Levin Schücking.

Die Alpen.

Von Hermelin den Mantel umgeschlagen,
Das trunkne Haupt weit über mir im Blauen,
Die Alpen — wie so stolz darein sie schauen,
Als wüßten sie, daß sie den Himmel tragen.
Gleich leichtbeschwingten Liebesboten jagen
Die Silberströme hin durch Nacht und Grauen,
Dem Oceane von den hohen Frauen
Manch einen sehnsuchtsvollen Gruß zu sagen.
Die Heerden läuten und die Adler fliegen,
Das ist ein ewig Rauschen, ewig Rinnen,
Als könnt' das Leben nimmer hier versiegen.
Läßt sich ein schöner, schöner Bild ersinnen?
Und doch hab' ich das schönste noch verschwiegen:
Den frommen, stillen Friedhof mitten drinnen.

Georg Herwegh.

Blümchen Augentrost.

Ich weiß im Wald eine kleine Blume,
Man spricht nicht viel von ihrem Ruhme;
Doch ist mir lieb und wohlbekannt
Das Blümchen, „Augentrost“ genannt.
Geh' ich im Walde, dem stillen, düstern,
Und höre die Blätter rauschen und flüstern,
Und stehen umher so schwarz die Bäume,
Dann kommen mir oft gar finstre Träume.

Und um zu verscheuchen das leise Grauen,
Neig' ich mich, auf's liebliche Blümchen zu schauen,
Das aus der dunklen, unheimlichen Nacht
Gleich einem freundlichen Sternchen lacht.
Es mahnet mich an ein liebliches Kind,
Das mich umspielt wie ein Frühlingswind,
Das blühet in meines Lebens Schatten,
Wie Augentrost in des Waldes Matten.
Seh' ich in die Augen, die lieben, die süßen,
Dann fühl' ich, wie gute Engel mich grüßen,
Kann all meine Schmerzen, mein Fühlen und Denken
In diese reinen Sterne versenken.
So schickt uns Gott auf allen Wegen
Wohl süßen Augentrost entgegen;
So ist mit einem Sternlein helle
Geschmücket jede dunkle Stelle.

Catharina Diez.

Blumen = Bedeutung.

Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.
Zierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist du zurückgeblieben als ein Flöckchen.
Blüthe der Granaten!
Geröthet haben dich die Sommergluten,
Die mir versenget haben meine Saaten.
O Myrthenkrone!
Dein Loos ist schön; du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest du im Sarg zum Lohne.

Bescheidenes Veilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose."
Schön, daß sie kommt, doch weile noch ein Weilchen.
Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie!
Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.
Rose im Dorne!
Du denkest, daß der Dorn dich sollte schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.
Blüh'nde Narzisse!
Dein Auge sieht mich an so unbefangen,
Als ob dein Herz von keinem Kummer wisse.
Zweig der Pomeranze!
Wie fängst du's an, den Silberglanz der Blüthen
Zu einen mit der Früchte goldnem Glanze?
Blüthe der Nachtviolen!
Am Tage läßt sie keinen Kuß sich stehlen,
Doch Abends gibt sie einen mir verstohlen.
O Lorbeerzweige!
Ihr wachst auf einem himmelnahen Gipfel,
Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.

Friedrich Rückert.

Der Gesellschaftliche.

Der lebensfroh vom Felde kam,
Ich wäre der Gesellschaft gram?
Bin ich am meisten nicht zu sehn,
Wo dicht gesellte Buchen stehn?

Wird nicht mein Herzenswunsch gestillt,
Wo Red' auf Red' dem Bach entquillt?
Und ist nicht dort mein Aufenthalt,
Wo jeder Busch von Liedern schallt?
Wo rings der Schöpfung wacher Geist
Im bunten Reigen mich umkreis't?
Sagt, ob der Blumen helle Schaar
Schon meinem Blicke lästig war?
Wie zieht mich zu dem Himmelssaal
Der Sterne namenlose Zahl!
Und ihr nennt ungesellschaftlich
Den Weltgesellig-Frohen mich?

Carl Mayer.

Die schönste Aussicht.

Wenn die Sonne früh aufgeht,
Steh' ich gern auf steiler Höhe,
Wo noch Einer bei mir steht,
Der mitsieht auch, was ich sehe —
Hügelreihen, Wälderkranz,
Wiesengründe, fern sich dehnend,
Städt' und Dom im Sonnenglanz,
Ströme, nach dem Meer sich sehnend!
Wenn die Sonne untersinkt,
Will es mir im Thal gefallen,
Wo der Mensch dem Menschen winkt,
Gatten und Geliebte wallen,
Wo da spielt der Kinderschwarm,
Wo die Alten friedsam schmauchen —
O, es blickt sich gar so warm
Doch in froher Menschen Augen!

Aber wenn das Tagslicht schwand:
Herrlich dann, sich fortzuducken
Mit dem Freunde Hand in Hand
Und sich in das Herz zu gucken!

Friedrich Hofmann.

Der Ring.

Ich saß auf einem Berge gar fern dem Heimathland,
Tief unter mir Hügelreihen, Thalgründe, Saatenland.
In stillen Träumen zog ich den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe, bei'm Lebewohl mir gab.
Ich hielt ihn vor das Auge, wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen hernieder auf die Welt:
Ei, lustiggrüne Berge und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen fürwahr ein schönes Bild!
Hier schmucke Häuschen schimmernd am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend die reiche Flur entlang!
Und weiterhin die Ebne, die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge, Grenzwächter von Granit!
Und Städte mit blanken Kuppeln und frisches Wäldergrün,
Und Wolken, die zur Ferne, wie meine Sehnsucht, ziehn!
Die Erde und den Himmel, die Menschen und ihr Land,
Dieß Alles hielt als Rahmen mein goldner Reif umspannt.
O schönes Bild, zu sehen vom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel, die Menschen und ihr Land!

Anastasius Grün.

Die zwo Jungfrauen.

Zwo Jungfrau'n sah ich auf dem Hügel droben,
Gleich lieblich von Gesicht, von zartem Baue,
Sie blickten in die abendlichen Gaue,
Sie saßen traut und schwesterlich verwoben.

Die Eine hielt den rechten Arm erhoben
Hindeutend auf Gebirg und Strom und Aue;
Die Andre hielt, damit sie besser schaue,
Die linke Hand der Sonne vorgeschoben.
Kein Wunder, daß Verlangen mich bestrickte
Und daß in mir der süße Wunsch erglühte:
O säß' ich doch an Einer Platz von Beiden!
Doch wie ich länger nach den Trauten blickte,
Gedacht' ich im besänftigten Gemüthe:
Nein! wahrlich, Sünde wär' es, sie zu scheiden!

Ludwig Uhland.

Was ist das Lächeln?

Das Lächeln ist des Blümleins Duft,
Das im Gemüth
Emporgeblüht;
Die zitternde Gedankenluft
Trägt ihn herauf,
Und sanft geht er im Antlitz auf.
Das Lächeln ist ein Scheideblick
Der Lebenssonne,
In Schmerz und Wonne
Flammt sterbend er auf uns zurück —
Ein Trauerfest,
Das goldne Thränen funkeln läßt.
Das Lächeln ist die zarte Brücke,
Darüber hin
Mit heiterm Sinn,
Von wundersüßem Liebesglücke
Heimlich durchglüht,
Das volle Herz zum Herzen zieht.

Das Lächeln ist ein holder Traum
Vom Paradies,
Das Gott uns ließ
In unsres Herzens stillstem Raum: —
Dort lebt und webt
Was droben auf der Lippe schwebt.

Adolph Schirmer.

Augensprache.

Freude bringend, Schmerz begehrend,
Ruht im Auge Freud' und Schmerz.
Aus dem Herzen in das Auge,
Aus dem Auge in das Herz!
Augensprache — Himmelskunde.
Tief im Auge, hell und klar,
Hat die Wahrheit, hat die Liebe
Ihren heiligsten Altar.

Armin Werther.

Die lieben Gäste.

Habt ihr von meinen Gästen schon vernommen,
Die zwar mich nur besuchen, wenn sie müssen,
Doch mild versöhnend immer mich begrüßen;
Die Trost mir bringen, hält mich Gram beklommen;
Die, jauchz' ich auf in Freude wild entglommen,
Mir fromme Demuth in die Seele küssen;
Kennt ihr sie nicht, die Lieb' und Leid versüßen,
Und wären sie nicht auch zu euch gekommen? —
Ihr kennt sie wohl, die stumm sind und doch sprechen,
Die mild wie Thau, doch gleichen Flammenbächen,
Die herb sind, und doch Honig bittrem Sehnen!

Ihr kennt sie wohl, der Menschheit Kronjuwelen,
Die ächten Herzensfesten niemals fehlen,
Ihr kennt sie wohl, die lieben Gäste — Thränen!

Friedrich Halm.

An die Thränen.

Tropfen himmlischer Auroren,
Dem Gemüthe aufgegangen,
Dort am Quell des Lichts geboren,
Von der Blüthe heißer Wangen
Dann so sehnend aufgefangen;
Perlen, die die Welt verklären,
Sich vom eignen Glanze nähren;
Ahnungsvolle Regenbogen,
Durch die Seele hingezogen;
Seid gegrüßt, ihr linden Zähren!
Thränen, welche Lust vergossen,
Thränen, die den Blick erhellt,
Wenn ihr sanft ihn eingeschlossen;
O ihr seid uns zugesellt,
Boten einer Friedenswelt!
Deutlich fühl' ich eure Wellen
Mir am Herzen ringend schwellen,
Eh' ihr in das Auge dringt,
Euch im lichten Bogen schwingt;
In der Brust sind eure Quellen!
Und in eurer milden Kühle
Schwimmen, wie das Licht im Bach,
Die Gedanken, die Gefühle;
Sind die Worte einzeln, schwach,
Werden zartre Töne wach!

Wie wir fernem Stromesrauschen
In dem Abendlichte lauschen,
Wenn der schwüle Tag verglommen;
Kommt ihr dämmernd hergeschwommen,
Daß wir Leid mit Lust vertauschen!
Töne süßer Phantasieen
Sind der ernsten Nachtigall,
Lerchen ist der Dank verliehen;
Holder Stimmen weicher Schall
Grüßt den Äther überall;
Wenn die Worte mir entfliehen,
Keine Töne mir geliehen —
Laut zu fühlen, was ich fühle,
Welch' ein Bad die Brust umspüle,
Welch' ein Strom von Melodieen;
O dann kommt aus stummer Wonnen,
Aus des Herzens tiefstem Quell,
Diamanten, ihr geronnen,
Und es wird um mich so schnell
Wohllautathmend, lebenshell!
Aus verworrenen Getösen
Will sich lautre Stimmung lösen;
Wie vor mir der Staub zerstoben,
Dringt das Gute still nach Oben,
Und der Nebel bleibt dem Bösen!

Otto Heinrich Graf von Löben.

An die Stille.

Traute Stille, dich begrüß' ich wieder,
Dich, du weicher Schooß voll Seligkeit;
Heimath meiner Träume, meiner Lieder,
Dir sei dieses frische Lied geweiht!

Draußen blüht solch süße Freude nimmer,
In dem bunten Drang der Außenwelt;
Nur die Stille ist vom goldnen Schimmer
Süßern, höhern Lebens traut erhellt.
Dir, o Stille! dir bin ich ergeben,
Kehre froh vom lauten Markt zurück.
Heiter wohnt bei dir mein schaffend Leben,
Dir entkeimt mein trautverborgnes Glück.
O, so fröhlich in dem Land der Träume
Schwärm' ich auf und ab in sel'ger Lust,
Zieh' verkläret durch die Himmelsräume,
Lausch' dem Klang und Sang in meiner Brust.
Süße Stille! o du Welt voll Frieden,
O du Freiheit, du Glückseligkeit!
Was vom Schicksal Trübes mir beschieden,
Hier vergaß ich Alles, Gram und Leid.
Wann ich kam, die Brust voll Schmerz und Wunden,
Wann ich kam gekränkt, voll bitterm Harm,
Durft' ich an dem frischen Quell gesunden
Göttlich hoher Liebe, süß und warm.
In der Stille hab' ich dann vergeben
Allen, die mir Kränkung angethan;
Denn es darf dem lichten Himmelsleben
Nur ein rein und liebend Herz sich nahn.
Niedres ist verdeckt mit dichtem Schleier,
Hoch im Licht die Friedensbanner wehn;
Überwindung trägt die Seele freier
Nach dem Wunderland der sel'gen Höhn.
Stille! Stille! Wolle nie verschließen
Meiner Seele deine Bilderwelt!
Laß die Geistesblüthe mir entsprießen,
Daß sie Leben segensvoll behält.

Stets will ich dir nahn mit frommem Triebe,
Bis verronnen mir der letzte Sand;
Wiege dann mein Leben, meine Liebe
Sanft hinüber nach dem Heimathland!

Wilhelmine Mylius.

Verborgenheit.

Möcht ihr hinaus durch alle Räume schweifen,
In jedem Blick ein Glück der Liebe schauen,
Aus jeder Stunde mag Genuß euch thauen,
Und jede Frucht für euch erquickend reifen:
Mir gnügt es, einsam durch die Flur zu streifen,
Von fern zu sehn Gestalten schöner Frauen,
Zum Himmel still und heiter aufzuschauen,
Nach Blüthen lässig, ohne Zweck zu greifen;
Gekannt von Wen'gen, im verborgnen Frieden,
Von Wünschen frei, befreit auch von Beschwerden,
Nichts sein und wollen, was mir nicht beschieden:
Wohl manches Glück ward ausgetheilt auf Erden,
Kein schönres aber dünkt mich gibt's hienieden
Als dieß Vergessen und Vergessenwerden.

Carl Gödeke.

Lied eines Waldbruders.

Ich hab' eine Klause
Ganz still und klein,
Viel dunkle Bäume
Schließen sie ein.
Viel schöne Blumen
Blühen zumal,
Aus Felsen murmelt
Der Bach in's Thal.

Es schmiegt sich das Hüttchen
An Felsen an,
Gründunkler Epheu
Ranket sich dran.
Und drin ein Felsblock
Als Altar steht,
Moos ist das Lager,
Rauh das Geräth.
Einfach ein Kreuzbild
Ist aufgericht't,
Denn wo Gott ist,
Braucht's Schimmer nicht.
Da ist's so stille,
So wonnig traut,
Es tönt vom Walde
Der Vögel Laut.
Im Morgenschimmer
Und Abendschein
Tönt hell mein Glöckchen
Das Ave drein.
Die Vöglein kennen
Und wissen's schon,
Und voll und voller
Erklingt der Ton.
Die Blumen verstehen
Der Andacht Klang,
Und hauchen bebend
Des Dufts Gesang.
Und ist das Läuten
Des Glöckleins aus,
Dann tret' ich selig
Zur Thür' hinaus:

Und sprech' mit Blumen
Und Wind' und Well',
Und Geist und Auge
Wird klar und hell.
Wohin ich schaue,
Ist Gott mir nah' —
Ist nicht, wo Gott ist,
Der Himmel da?

Eduard Vogt.

Guten Willens Ungeschick.

Du scheuchst den frommen Freund von mir,
Weil krank ich sei und sehr bewegt!
Mein hell und blühend Lustrevier
Hast du mit Dornen mir umhegt;
Wohl weiß ich, daß der Wille rein,
Daß eure Sorge immer wach,
Doch was ihn labt, was hindert, ach!
Ein Jeder weiß es nur allein.
Ich denke, wie ich einstens saß
An eines Hügels schroffem Rain,
Und sah ein schönes Kind, das las
Sich Schneckenhäuschen im Gestein;
Dann glitt es aus; ich sprang hinzu;
Ich griff es an gar ungeschickt,
Und abwärts rollte es im Nu;
Auf hob ich es, das weinend lag,
Und grimmig weinend um sich fuhr,
Und freilich, was es stieß vom Hag,
Mein schlimmes Helfen war es nur. —
Und an der Klippe stand ich auch,
Bei Vogelbrut mit Flaumenhaar,

Und drüber pfiff wie ein Corsar
Ein Weihe hoch im Nebelrauch.
Nun blitzte wie ein Strahl heran
Und immer näher schoß der Weih',
Ich schwang das Tuch, den Mantel dann,
Die jungen Vögel duckten scheu;
Und aufwärts funkelnd, angstgepreßt
Wie Marder pfiffen sie so klar;
Da ward mir endlich offenbar:
Dieß sei des Weihen eignes Nest.
So hab' ich hundertmal gefühlt,
Und tausendmal hab' ich gesehn,
Daß nichts so hart am Herzen wühlt,
Wo seine tiefsten Adern gehn,
Als — zürne nicht, die Lippen drück'
Ich sühnend auf der Lippen Rand —
Als eine liebe rasche Hand
In guten Willens Ungeschick.

Annette Elisabeth von Droste-Hülshof.

Die Spinnerin.

Was ich einsam hier beginne,
In dem Kämmerlein?
Seht nur, Schwesterchen, ich spinne
Fädchen zart und fein.
Wie mit unsichtbaren Händen
Treibt's mich hin zum Fleiß,
Und die Arbeit will nicht enden
In der Stunden Kreis.
Und das Fädchen, zart gesponnen,
Schlingt so wonniglich,

Gülden, wie das Licht der Sonnen,
Um die Spindel sich.
Fein, zu fein scheint das Gewebe;
Und ich hindr' es nicht,
Daß, wie ich auch widerstrebe,
Oft das Fädchen bricht.
Doch, da bin ich unverdrossen,
Knüpfe wieder an,
Eh' die schöne Zeit verflossen,
Wo ich spinnen kann.
Und des Rockens goldne Fülle,
Und der Fäden Kranz,
Die in öder Stunden Stille
Weben Himmelsglanz:
Fragst du, wo ich sie bewahre?
Ei, in stiller Brust
Heg' ich sie seit manchem Jahre,
In verschwiegner Lust!
Hoffnung heißt die goldne Quelle
Tief im Herzen hier,
Und die Fäden licht und helle,
Spinn' ich all' aus ihr.

Agnes Franz.

Der gothische Dom.

Ein Wald von Säulen, schlank wie deutsche Eichen,
Strebt himmelan; es wölben sich die Kronen
Zu hohen Hallen: Pflanzen aller Zonen
Umranken rings den Bau, den wunderreichen.
Die fromme Thierwelt zieht hinein, zum Zeichen,
Sie diene gern den Heil'gen, die rings thronen,

Indeß, hinausgebannet, die Dämonen
Als Ungethüm' im harten Dienste keuchen.
Wo sich der dunkle Säulenhain dem Lichte
Erschließet, schaut in glüh'ndem Farbenglanze
Entzückt das Auge himmlische Gesichte.
Sagt, ist's ein Zaubergarten dieses Ganze?
Das Paradies ist's; ward's durch Schuld zu nichte,
So weiß die Andacht, wie sie neu es pflanze.

Melchior von Diepenbrock.

Der Dom zu Cöln.

Aus dem Dome zu Cöln mit erglüheten Wangen und Augen
Trat ein reisiger Mann, der ihn zum ersten Mal sah.
Früh schon hatt' er als Knabe geheim nach ihm sich gesehnet
Aus der Hütten Gesperr, die ihm die Jugend verengt;
Endlich nach wechselndem Jahr ward ihm der redlich gepflegte
Wunsch erfüllet, zugleich Schmerz in die Seele gesenkt.
Denn das ist die besondere Macht des Wundergebäudes,
Daß es dein kleines Gemüth schmerzlich erweitert und drückt.
Siehe, dort steigen die Pfeiler empor des herrlichen Chores,
Bogen verbinden sie kühn, leicht und gewaltig zugleich.
Jeglicher einzeln, wie groß! Ein himmelanstrebender Riese!
Schaust du das ganze Gewölb', scheinen sie zierlich und schlank.
Also dünken die Menschen der Zeit, der auf ewig vergangnen,
Dich von gewöhnlichem Maaß, denkst du des ganzen Geschlechts;
Rissest du Einen jedoch aus der Gruppe der Freunde und Feinde,
Schreckt' er als Riese, o glaub'! deinen verzagenden Blick!
Farbige Lichter durchfliegen das Schiff. Sie schaffen die Dämm'rung,
Deren das Wunder bedarf, daß es natürlich erscheint.
Solches schaffen die Fenster, gemalt. Nun wirket die Sonne,
Und ein Zauber und Glanz blendet dir Augen und Sinn.

Aber die Orgel beginnt; sie deutet vernehmlichen Lautes
Pfeiler und Bogen dir aus, Dämm'rung und Zauber und Glanz.
Selige, dunkele Zeit, da der Stein dem Ewigen diente,
Während die heutige Kunst nur die Caserne begreift!
Menschen ja waren es doch, die diese Fragmente gegründet;
Sind wir nicht ihres Geschlechts? Hat das Geschick uns enterbt?
Ist uns der zeugende Born, uns die heilige Quelle versieget?
Wurden wir (weh uns!) verdammt, nur das Gemeine zu schau'n? —
Solches und Ähnliches dachte der Mann, der reisige, als er
Aus der Pforte hinaus in die Bedachungen trat.
Zu dem Thurm hin zog es mich jetzt (Ich war's, ich gesteh' es!),
Mich zu lehnen an ihn, meiner Betrachtungen Halt.
Liebevoll drang mein Blick empor durch die Spitzen und Zacken:
Ach, ihr waret so reich, daß ihr verschwenden gedurft!
Jetzo hatt' ich erblicket den Krahn, der ernst von dem Dache
Fragt: wie lang, o wie lang werd' ich der Steine noch harr'n?
Wehmuth schloß das Auge mir nun; doch sah ich zu innerst,
Was sich bedeutend nur je hatte auf Erden geregt.
Sah die griechischen Männer, ich sah die römischen Feldherrn,
Drauf den König der Welt, Carl, und die Kaiser sodann;
Unabsehbar wallte der Zug der Fürsten und Herren,
Bürger und Ritter, gedrängt, Priester und Bauern und Volk.
Diesem Getümmel nachfolgeten drauf moderne Gestalten,
Siehe, da ragte hervor Ein' und die Andere auch!
Schließt sich der Reigen noch nicht? Es wallte bis an den Gesichtskreis:
Meinem geistigen Blick wallte die Menschheit vorbei!

Plötzlich schlug die Augen ich auf: o erhabenes Wunder!
Fertig sah ich den Dom, Thürme und Kirche und Chor!
Nur den Moment. Es verschwand wie ein Traum das hohe Gesicht mir,
Aber ich hatt' es erblickt, da ich der Menschheit gedacht.

Carl Immermann.

Das Moos.

Das bescheiden und still erglänzt im Schimmer des Abends,
Sei mir, sinniges Moos, an der Ruine gegrüßt.
Nimmer mit goldener Blüth' umkränzt dich der heitere Frühling;
Aber der Winter auch bleicht nimmer dein ewiges Grün.
Ernstvoll blickst du herab von des Doms stolzragender Kuppel,
Lächelst im Hoffnungsgewand noch an dem Steine der Gruft.
So bescheiden und still bist du mir des Weisen ein Sinnbild;
Nimmer von Freuden entflammt, nimmer von Kummer gebleicht.
Ernstvoll blickt er herab von des Glückes erhabenstem Gipfel,
Lächelt, der Hoffnung Bild, noch an dem Steine der Gruft!

L. M. Buschenthal.

Abend-Scene.

Die Quellen murmeln, rauschen
Ein Lied vom Liebesmai,
Die Edeltannen lauschen
Der tiefen Melodei.
Und wie die Bäume schweigen
So andachtsvoll umher,
Will sich darüber neigen
Der Himmel sterneschwer.
Als wie mit goldnen Rosen
Ein blauer Baldachin,

Wölbt er sich ob dem großen
Altar der Erde hin. —
So lacht die Abendstunde,
Mir ist so wohl und frei, —
Das Ave tönt im Grunde
Des Hain's vom ew'gen Mai!

Cölestin Gschwari.

Zur Nachtzeit im Walde.

Zur Nachtzeit im Walde, da lieg' ich so gern
Und träume von künftigen Tagen;
Mir leuchtet in's Dunkel ein glänzender Stern,
Er leuchtet von fern,
Ich erschau' ihn so gern
Auf mächtigen Wolken getragen.
Was sagt mir des Sternleins erquickendes Licht,
Was deutet sein liebliches Funkeln?
Es kündet: „Wenn selber das Herze dir bricht,
Verzage drum nicht,
Denn ein heiteres Licht
Folgt immer dem nächtlichen Dunkeln!"
Wie nenn' ich den Stern, der aus düsterer Nacht
In's Auge so reizend mir flimmert?
Dem Traurigen hält er am Himmel die Wacht,
Mit tröstender Pracht
In den Kummer der Nacht
Das Sternlein der Hoffnung uns schimmert.

Otto von Schorn.

Wehmüthiges Still-Leben.

Königslied.

(An mich als König.)

Vorwärts, vorwärts sollst du schauen,
Darfst zurücke niemals sehn:
Ach! der Ruhe stille Auen
Mußten wie ein Traum verwehn.
Glücklich nur in dem Beglücken
Kannst du jetzt und künftig sein.
Bloß in Anderer Entzücken
Gründet deines sich allein.
Blumensaaten kannst du streuen,
Doch die heitre Blumenflur
Wird dich nimmermehr erfreuen,
Findest nie zu ihr die Spur.
In dem endelosen Meere
Treibt das Schiff, der Stürme Spiel;
Vor ihm lieget ewig Leere,
Nimmer heimwärts wogt der Kiel.
Bist dir selbsten nun gestorben,
Lebst in Allen wieder auf,
Hast Erinnrung nur erworben
Dir in deines Lebens Lauf.
Selige Erinnrung einer
Herrlichen versunknen Welt!
Alles war dort lichter, reiner,
Näher an das Herz gestellt.

Aber nicht zurücke sehen
Darfst du, vorwärts geh' dein Blick,
Vorwärts, vorwärts mußt du gehen,
Treue folgen dem Geschick!

Ludwig I., König von Bayern.

Die Melancholie.

Im Nebeldunste, — mitten in Ruinen, —
Zerrissne Laute, — mit gelösten Haaren
Und Frühlingsblumen, die vertrocknet waren:
So ist ein Weib, ein hehres mir erschienen.
Gestützten Haupts und Trauer in den Mienen
Starrt sie mich an mit ihrem Blick, dem klaren,
Sie denkt der Menschheit frevelndes Verfahren
Und was geschieht, um solche Schuld zu sühnen.
Auch daß der Lampe Flamme nicht verglüh',
Der Genius mit dem Schädel sorgt; das Käuzlein sinnt,
Wie das Geschick sich auf dem Globus wende.
„Kennst du mich nicht? Ich bin Melancholie,"
So sprach das Weib; „du eitles Menschenkind,
Die Zeit verrinnt, bedenke ernst dein Ende!"

W. von S.

An die Wehmuth.

Du, die im Sternenschleier
Der Nächte wandeln geht,
Wo Traum und Ahnung freier
Um fromme Seelen weht,
Wo sich von grünen Grüften
Die grüne Hoffnung hebt
Und in den heitern Lüften
Mit Engeln selig schwebt;

Die dann um stille Seelen
Ihr zartes Dunkel spinnt,
Die Wunder zu erzählen,
Die hoch im Himmel sind,
Die dann die hellen Saiten
Des tiefsten Herzens rührt
Und durch die langen Zeiten
Die Geister wandeln führt:
Sei süß mir, o Huldinne,
Sei, Wehmuth, mir gegrüßt,
Die mild durch alle Sinne
Gleich Himmelsquellen fließt,
Die Gram und heißes Sehnen
In sanften Schlummer lullt
Und in der Flut der Thränen
Ertränkt die bittre Schuld!
Dir will ich ewig danken,
Dir, meiner Nächte Lust,
Die weich mit Himmelsranken
Umflicht die wunde Brust,
Die süße Liebesworte
Mit Engeltönen singt
Und an der Himmelspforte
Der Sehnsucht Glocken ringt!
Dich will ich ewig loben,
Dich und die Schwester dein,
Die Liebe, die nach oben
Auch lenkt der lichte Schein,
Die Liebe, die auf Erden
Wohl ein Genüge find't,
Oft traurig an Geberden,
Gleich dir ein himmlisch Kind!

O bleibet, süße Beide,
O bleibt mir ewig treu,
Daß fröhlich ich im Leide,
In Freuden traurig sei!
Was flache Thoren preisen,
Das mag mein Glück nicht sein,
Wo eure Sterne kreisen,
Da kann ich selig sein!

E. M. Arndt.

Der Hof im Walde.

O Waldesfrühling mit den dunkeln Pfaden,
Mit deinem Odem frisch aus kaltem Born,
Mit deinen Kronen, die im Duft sich baden,
Mit deinen Rosen am verborgnen Dorn:
O wer verstrickt in deinen saft'gen Ranken
Die Welt verträumen dürft' auf immerdar,
Wenn um die Stirn die weißen Dolden schwanken,
Und thauig Perl' um Perl' sich reiht in's Haar.

Wie blühest du im abgelegnen Grunde
Tief in des Schwarzwalds wildverworrnem Forst!
Es steht der Keuler auf zur Dämmerstunde,
Den Aar verlockt der Raub aus seinem Horst.
Verglühend spielt das Spätroth auf den Kuppen,
Des Klosters Averuf verhallt von fern;
Es grüßet durch der Föhren schwarze Gruppen
Vom klaren Blau der erste goldne Stern.

Am Rain der Hirsch und seine Hindin grasen,
Stolz am Gestrüppe sein Geweihe nickt;
Es knirscht der Zahn am thaubeperlten Rasen,
Von Maienglocken und Maaslieb durchstickt.

Die Blätter rauschen ihre nächt'gen Psalmen,
Der junge Bronnen plätschert aus dem Schacht,
Es schlägt die Drossel in den würz'gen Halmen —
O grüne Wildniß in der Lenzesnacht!
Was hebt sich dort tief in den Dornen drinnen
Im Waldesgrund ein altersgrau Gestein?
Aus finstern Tannen steigen seine Zinnen
Gespenstig in den letzten Dämmerschein.
In Nacht verschwimmend starren Thurm und Mauer,
Umflüstert von des Teiches hohem Rohr;
Der weiße Reiher nur auf später Lauer
Wiegt wie ein Geist sich blendend über'm Moor.
Wie aus dem Thurm schwebt jetzt des Mondes Schale,
Es glüht der Dorn, es bleicht der Birke Schaft;
Und zitternd träuft vom Knauf bis zum Portale
Der Silberstrom hernieder, feeenhaft.
Welch stolzer Bau! Welch zierathreiche Hallen!
Halb kämpft mit der Vernichtung noch ihr Leib,
Halb ist er schon der Zeit an's Herz gefallen,
Dem ewig lockenden Sirenenweib.
Am Graben hängt der Mauerring zersprungen,
Sich überneigend in die seichte Flut;
In dürrem Reiserwerk, zum Nest verschlungen,
Heckt in der Scharte dort die Sperberbrut.
Die morsche Brücke liegt an rost'gen Ringen,
Vom Schuttgeröll' der Zinnen eingerammt;
Das Thor umgittern üppig wilde Schlingen,
Um Schloß und Angeln grünt des Mooses Sammt.
Das Einlaßpförtlein in des Thores Bohle
An lockerm Band mit erznem Schnörkel hängt;
Die Schwelle klafft, gehöhlt von häuf'ger Sohle,
Im Ringe stockt der Klopfer eingezwängt.

Vom Bogen blickt das Wappenschild verwittert,
Im öden Hofe wuchern Gräser wild;
Statt kühlen Silberstrahls die Distel zittert
Um der Madonna steinern Bronnenbild.
Der Stall ist leer; vermodert ist die Krippe,
In karger Flocke weht vom Reff das Heu;
Am Rand des Eimers nippt von Moos die Lippe,
Die Ziege lagert in der dürren Streu.
Bestaubt am Nagel feiert Sieb und Zügel,
Um's Sattelzeug gemach die Spinne webt;
In mattem Dämmern auf den Silberbügel
Der Mondenschimmer durch die Spalte schwebt.
Zum Simse draußen klimmt die wilde Rebe
An loser Sprosse blätterreich hinan;
Es droht geborsten, mit gewichner Strebe,
Die reichverzierte Brüstung am Altan.
Stumm und verlassen liegt mit ödem Fenster
Der Rittersaal, des Thurmes Kämmerlein;
Die weißen Birken schauen wie Gespenster
In die zerbrochnen Scheiben still hinein.
Doch siehe! heimlich winkt vom Erkerzimmer
Ein wohnlich Licht aus ödem, dunkelm Haus.
Wie grüßt durch's Waldesgraus der traute Schimmer! —
Jetzt über eine Weile löscht er aus.
Du einsam Schloß in mondverklärter Wildniß
Mit deinen Hallen voll versunkner Pracht,
Im Waldesmai des Grames steinern Bildniß!
Sag' an! was hat dich wohl so stumm gemacht? — —

Oscar von Redwitz.

Von der Burg.

Ich grüße nieder in das Thal,
Von dir, du alte Burg!
Erinnrung, warm wie Abendstrahl,
Dringt durch die Trümmer durch,
Bescheint mit wunderbarem Licht
Die Thürme noch ein Mal,
Geht wie ein himmlisches Gesicht
Hin durch den Rittersaal.
Da steht der Becher noch fürwahr,
Ich trank einst Gold daraus,
Da ward die Welt mir innig klar,
Zum Thal trat ich hinaus,
Und segnete dich liebes Thal,
Sah Fluß und Wolken ziehn,
Die trauten um mich allzumal,
Vertieft in Gold und Grün.
Nun steh' ich an der Zinne da,
Allein in Luft gestellt,
Wo ich zum Thale niedersah,
Wie in das Herz der Welt.
Hier seh' ich eine Rebe grün
Am stillen Rittersaal
Sich durch den offnen Bogen ziehn,
Wie Sehnsucht aus dem Thal.
Dann rührt mich seltsam der Pokal,
Und daß die Rebe blüht;
Trink' ich aus ihm wohl noch einmal
Ihr Feuer in's Gemüth?

Die Fernen ruft der goldne Trank
Dann heim zum hohen Saal,
Und Hörnerklang und Glockenklang
Rührt sich im grünen Thal.

Otto Heinrich Graf von Löben.

Das Mitleid.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust, wie Balsam, milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr;
Wie zu Hyllius Altären
Blickt die Noth zu dir empor!
Deine Hilfe stillt ihr Flehen,
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat;
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn,
Bindest loser deine Garben
Vor der Ährenleserin!
In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm!

Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth!
Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth!
Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis';
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselt die Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor!
Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu;
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schonst des Schlummers, nahst auf Socken;
Kühlst mit deinem Palmenreis,
Trocknest mit ergossnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß!

Bleib' bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab!

Joh. Gaudenz von Salis-Seewis.

Fremdes Glück.

Ich sehe gern den blauen Wellen
Den zieh'nden Wolken gerne zu,
Ich freue mich der Blumenstellen,
Des Sternenhimmels stiller Ruh'.
Ich sehe gern wie Rehe lauschen,
Der Bach vom Felsgesteine fällt,
Wie unter Buchenblätterrauschen
Eichkätzchen seine Mahlzeit hält.
Doch wie sich auch zu sinn'gen Kränzen
Das stumme Leben ringsum flicht,
Noch lieber seh' ich vor mir glänzen
Ein frohes Menschenangesicht.
Gern tauch' ich wie zur Kühlung nieder
In dieser Züge heitern See
Und finde wie verjüngt mich wieder
Vergessend auf das eigne Weh.
So such' ich gern auf meinen Wegen
Die Kinderwelt, des Landmanns Herd,
Dem Brautzug tret' ich gern entgegen,
Dem Waidmann, der mit Beute kehrt.

Und ob des Frohsinns milde Sonne
Auch meinem Horizonte fehlt,
Find' ich im Abglanz fremder Wonne
Den Friedens = Mond der eignen Welt.

Carl Guntram.

Den Fröhlichen.

Gebt mich auf und laßt mich fliehen,
Und genießet euer Glück;
Kalte, finstre Arme ziehen
Von den Frohen mich zurück!
Scheltet nicht des Trüben Weise,
Forscht mich nicht besorglich aus!
Fremdling euerm schönen Kreise,
Tret' ich scheu aus ihm hinaus.
Gleich ich doch dem dunklen Blatte
In dem lichten Blüthenkranz;
Laßt es welken, es beschatte
Trübe nicht den hellen Glanz.
Wenn in allen Blicken reine
Freude wie ein Morgen lacht,
Schaut aus meinen Augen eine
Sternenleere Mitternacht.
Fühllos — nein! ich war es nimmer,
Ich verstehe eure Lust;
Doch der Freude goldner Schimmer
Fällt in keine öde Brust.
O wie muß ich euch beneiden,
Gönn' ich euch doch Alles gern!
Laßt, o laßt mich immer scheiden,
Folgen meinem trüben Stern!

Ach! ihr wißt von keinem Leide,
Das verzehrend nimmer ruht,
Wißt es nicht, wie weh' die Freude,
Und wie weh' das Mitleid thut.

Joseph Emanuel Hilscher.

Abschied.

Fort, aus diesen Mauern fort,
Zieh' ich in die Ferne;
Waltet über diesem Ort
Freundlich, gute Sterne!
Lebe wohl, mein Vaterhaus!
Friede sei mit Allen,
Die fortannen ein und aus
Diese Pforte wallen!
Sucht in Frieden Berg und Thal,
Waldeseinsamkeiten,
Traute Zeugen ohne Qual
Schnell verrauschter Freuden!
„Bleibe!" rufen hier und dort
Nachtigall und Lerche;
Doch den Wandrer treibt es fort
Über Thal und Berge!

Moritz Besser.

Wolkenbilder.

Wir saßen Drei beisammen, und keiner sprach ein Wort,
Das Schiff mit vollen Segeln trieb lustig fort und fort.
Des Tages letzte Stunde naht feierlich heran,
Nach seiner Sanduhr spähte der müde Steuermann.

Und Jeder von uns blickte nach einer andern Stell',
    Ein jedes Aug' erschaute ein Wolkenbild, so hell.
Ein Vierter brach das Schweigen, und fragte endlich laut:
    „Ich möchte doch wohl wissen, was Ihr da alle schaut?
So weit das Auge reichet, gibt's nichts am Horizont,
    Was so scharf auszulucken wohl Eurer Mühe lohnt!
Mein Aug' ist auch nicht blöde, ich blick' schon lang umher,
    Und kann doch nichts erspähen, als Wolken, Luft und Meer." —
Da blicken All' zusammen den Redner lächelnd an,
    Deß Auge, nachtumfloret, gar nichts bemerken kann.
„„Du siehst nicht,"" sagt der Eine, und zeigt nach Westen hin,
    „„Wie dort die schönen Wolken im Abendwinde zieh'n!
Wie sich die Spitzen kräuseln so üppig und so klar,
    Wie über Mädchenschultern ein goldnes Lockenhaar.
Fass' es in's Aug', jetzt hebet sich ganz das zarte Bild,
    Sieh', wie es seine Formen entzückend jetzt enthüllt!
Sieh', wie das Köpfchen freundlich zu uns herübernickt!
    Mich macht es eifersüchtig, daß Jeder es erblickt!"" —
„‚Und siehst du dort im Osten,'" rief ihm der And're zu,
    „‚Die dunkle Wolkenmasse in majestät'scher Ruh'?
Die ob're Schichte farblos, so fahl, so matt, so kalt,
    Wie Nebel, der gen Abend auf Alpenländer fallt?
Und dort die dunkle Lage, wie Föhrenwälder schwarz,
    Das ganze Bild versinnlicht das Heimathland im Harz.
Der Wald liegt ganz so düster in seiner ew'gen Ruh',
    Der Nebel deckt die Berge des Hintergrundes zu.
Das Bild ist sprechend ähnlich in seinen Theilen all —
    Ja, wenn ich horch', so hör' ich der Abendglocken Schall.
Dort wo der Lichtstreif schimmert, dort zieht der Weg hinein, —
    O könnte ich nur einmal noch dort als Knabe sein!'" —
„„„Und dort im Süden, siehst du,""" so fuhr der Dritte fort,
    „„„Siehst du die große Wolke mit den zwei kleinen dort?

Komm, stell' dich mir zur Seite, erfaſſ' das Bild und schau;
  Gleicht nicht die große Wolke ganz einer großen Frau?
An jedem ihrer Arme führt sie ein kleines Kind,
  Sag', ob die schönen Formen nicht sprechend ähnlich sind?
So wandelt viele Meilen von hier entfernt die Frau,
  Der ich mit inn'ger Sehnsucht so lang entgegenschau'.
Die beiden Söhne führet sie an der Mutterhand,
  Lehrt Lieben sie durch Liebe, die Beiden zugewandt.''''' —
Da schwieg der Frager stille, und blickte, nun belehrt,
  Nach Ost und Süd und Westen, und ließ uns ungestört.
In hoher See, so dacht' er, sieht man nur Luft und Meer,
  Die Leute, die das glauben, die irren sich gar sehr. —
Der Eine sieht sein Mädchen, der Andere sein Land,
  Der Dritte seine Kinder, geführt von Mutterhand.
An Wolkenbilder haben die Maler nicht gedacht,
  Die hat für arme Schiffer der liebe Gott gemacht.

Heinrich von Littrow.

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf, Alles schlafen gangen,
  Auch die Vöglein im Gezweig, die so lieblich sangen.
Dort in seiner Einsamkeit kommt der Mond nun wieder,
  Und er lächelt still und bleich seinen Gruß hernieder;
Nur der Bach, der nimmer ruht, hat ihn gleich vernommen,
  Lächelt ihm den Gruß zurück, flüstert ihm: „Willkommen!"
Mich auch findest du noch wach, lieber Mond, wie diesen,
  Denn auf immer hat die Ruh' mich auch fortgewiesen.
Mich umschlingt kein holder Traum mit den Zauberfäden,
  Hab' mit meinem Schmerze noch manches Wort zu reden. —
Ferne, leise hör' ich dort eines Posthorns Klänge,
  Plötzlich wird mir um das Herz nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei, durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch Menschen sich verlassen!
Lustig rollt der Wagen fort über Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag mit verweinten Blicken?
Mag er stehn! die Thräne kann nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschlag ihm die Seele spalten!
Schon verhallt des Hornes Klang ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur hier das Bächlein rauschen.
Ich gedenke bang und schwer aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimath mir sind zurück geblieben.
Diese schöne Sommernacht muß vorübergehen,
Und mein Leben — ohne sie — Einsamkeit verwehen.
Mahnend ruft die Mitternacht mir herab vom Thurme;
Ferne! denket mein! die Zeit eilt dahin im Sturme!
Unsre Gräber, denket mein! sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind, bin ich selber schuldig.

Nicolaus Lenau.

Bergnacht.

Wie geht die nächtlich stille Reise
So lieblich hin im Mondenschein,
Die Pferde kennen ihre Gleise,
Der Postillon nickt schlummernd ein.
Die Berge stehn wie starre Riesen
An des Jahrtausends Hünengrab,
Und werfen in die Thaleswiesen
Die langen Schatten mir herab.
Die Gemse weidet in der Kühle,
Die einsam alte Fichte lauscht,
Wie brausend an dem Wehr der Mühle
Die wilde Etsch vorüber rauscht.

In meinem Herzen schlägt es milder,
Wie es seit Jahren nimmer schlug,
Durch meine Seele halten Bilder
Der Kindheit ihren Wallfahrtszug
Ich wiege mich so selig heiter
Im träumerischen Mondenschein —
Ach, ging es so doch weit und weiter
Bis in mein stilles Grab hinein!

Leonard Wohlmuth.

Die Heimath.

Ewig schwebet mein Geist um euch, ihr heimischen Berge,
Ewig sehnt sich das Herz, Vatergefilde, nach euch!
Werf' ich in's Freie hinaus den Blick, so ruht er im Westen,
Irr' ich im fröhlichen Lenz durch die verwandelte Flur:
O, so lenkt sich der Schritt von selbst zu den Pfaden im Abend,
Wie er zum Hügel sich lenkt, der, was man liebet, umschließt.
Und das stille Gefühl der Wehmuth dringt an die Seele,
Daß ihr die Jugend entfloh, wo sich die Sonne verbirgt. —
Ach, was fesselt mich denn noch diese Reihe von Jahren
Immer mit gleicher Gewalt an das entfernte Gefild?
Ist doch, seit ich's verließ, so Vieles verjüngt und veraltet
Und mir das Theuerste selbst, Vater und Freunde geraubt;
Muß ich doch thränend nur stets, so oft ich grüße, bekennen,
Wiederum fragst du nach Dem, fragst du nach Jenem umsonst.
Ja, so ist es, es sprechen mich jetzt viel fremde Gestalten,
Fremde Namen mich an; aber das Bessere blüht
Darum unwandelbar fort, die Erinnerungen der Jugend,
Die du, freundliches Land, mir in den Busen gesenkt.
Deine Gebirge, so kühn an einander gereiht und so endlos,
Rissen den Knaben zuerst über die Erde empor.

In der entwurzelten Kraft der Tann' und im Brausen des Waldstroms,
Hat er zuerst der Natur furchtbare Größe bestaunt,
Und in der Wiese voll Thau und voll Schmuck der Schönheit die ersten
Zeugen erwachten Gefühls, freudige Thränen geweint.
O, wie genoß ich so ganz mich selber, wenn ich, vom stillen
Abend umfangen, im Schooß einer der duftigen Höhen,
Vor mir die sprühende Glut der Eisenhütten im Walde
Und der Hämmer Getös' dumpf in der Tiefe des Thals,
Unstät immer umher auf der Dichtung Fittigen schwärmte
Und mich in Weiten vergaß, die ich so eben erschuf;
Oder wenn ich entzückt von der Vorzeit Lied die geweihten
Namen und Gräciens *) Reiz, heimische Flur, dir verlieh,
Hier in der Spitze des Bergs die Gipfel des stolzen Lycäus, **)
Dort im geschlängelten Bach Mincius ***) Krümmungen sah
Und im lebendigen Baum das Weben der jungen Dryade †)
Und im plätschernden Quell Salmois ††) Rauschen vernahm!
Soll ich des höheren Glücks, des wärmeren Lebens gedenken,
Das mir die Freundschaft in dir, das mir die Liebe beschied?
Geht, Neugierige, geht, fragt meine Reime, sie haben,
Schwach zwar, aber getreu, jene Gefühle bewahrt! —
Ach, was tauschen wir doch, wenn in der ruhigen Seele
Kein verwegener Wunsch, keine Begierde sich regt,
Sagt, was tauschen wir Städte mit Städten, Länder mit Ländern?
Bleibe Jeglicher doch, wo es ihm wohl ist und leicht!

---

*) Griechenlands.

**) Lycäus, Berg in Arkadien.

***) Mincius, jetzt Mincio, Abfluß des Garda-Sees, fließt in den Po.

†) Dryade. Waldnymphe, Schutzgöttin der Bäume.

††) Salmois, Fluß in Griechenland.

Wie das zarte Gewächs nicht in jeder Zone gedeihet,
Also kränkelt, verpflanzt, mehr noch der zartere Mensch,
Oder vergißt, entartend, der eignen Natur und verleugnet,
Was er auf fremder Flur Liebes und Schönes empfing.
„Ich, vergessen mich selbst und den Traum der glücklichen Jugend?“
Näher heran an mein Herz, näher, du holde Gestalt!
Zwar ein Wölkchen von Gram drückt immer dein freundliches Auge,
Aber du wärest mir nicht, ohne das Wölkchen, so lieb.

J. K. Friedrich Manso.

Der Verbannte.

Tiefer Schmerz und banges Sehnen
Treibt mich an des Meeres Strand!
Meine Wünsche, meine Thränen
Gelten dir, o Heimathland!
Möchte gern die alten Linden
Meines Dörfchens wieder sehn;
Wüßte gern, ob in den Rinden
Noch die alten Namen stehn?
Ob der Ulmenbaum geblieben,
Den der Epheu sanft umzieht?
Auf den Gräbern meiner Lieben
Noch die weiße Rose blüht?
Dorten zwischen Leichensteinen,
Wo die Trauerweiden wehn,
Möcht' ich beten, möcht' ich weinen,
Wann die Stern' am Himmel stehn.
Fühlt' ich dann der Mutter Nähe,
Sagte mir mein ahnend Herz,

Daß sie freundlich auf mich sähe:
So vergäß' ich meinen Schmerz!
Aber ach! des Meeres Wogen
Trennen mich vom Heimathland;
Um mein Lebensglück betrogen,
Leb' ich einsam und verbannt!

Stübing.

An die Wolken.

Schneegeflockte Nebelwolken, licht und goldverbrämt am Rande,
Ziehen über meinem Haupte hin zum theuren Vaterlande.
Tragt mich auf den weißen Schwingen, dunstgeformte Luftgebilde,
Fort aus diesem fremden Lande in die heimischen Gefilde!
Grüßet mir die Vatererde, auch die Hütten meiner Lieben,
Meldet, daß in weiter Ferne Allen treu mein Herz geblieben!
Küßt die Wipfel deutscher Eichen auf dem Fluge durch die Lüfte,
Gießet tausend Himmelsthränen auf der theuren Eltern Grüfte!
Ach, sie fliehn! — entfliehen eilig, bis sie ganz wie Dunst verwehen,
Florgewebte Silberwölkchen, in des Äthers reinen Höhen.

G. Solling.

Meine Berge.

Seh' ich euch dort in nebelgrauer Ferne
Emporgethürmt in's blaue Himmelszelt,
Und, nun vom Mond im milden Glanz der Sterne,
Nun von dem Glutenhauch der Sonn' erhellt
Mir winken: — o, wie zög' ich da so gerne
Zu euch! Das Herz pocht auf, die Thräne fällt;
Ergriffen senkt der Geist die regen Schwingen,
Und heiß vor Sehnsucht will das Herz zerspringen.
Oft wandelt' ich in euern Wolkenräumen
Im jugendlichen Herzensmuthe hin;

Was Sterbliche sich sonst vom Glücke träumen,
Ward dann mir stets zum sicheren Gewinn;
Bei jedem Gräschen, sah ich es entkeimen,
Und hob's an meine Brust mit frohem Sinn:
Entrückt der Ebne qualmbeladnen Triften,
Fühlt' ich mich frei in euern freiern Lüften!
So schwand mir dort der Abend, so der Morgen
In eurer schönsten Stunden goldnem Schein;
Vor jedem herben Lebenszwang geborgen
Jauchzt' ich laut auf, — die ganze Welt war mein!
Nun kommt die Nacht mit ihren Graun und Sorgen;
Der Pilger steht auf öder Wüst' allein:
Dem harten Schicksal muß er, trauernd, weichen,
Und fern von euch sein dunkles Ziel erreichen!

Johann Ladislav Pyrker.

Schweizer-Heimweh.

Herz, mein Herz, warum so traurig,
Und was soll das Ach und Weh?
'S ist so schön im fremden Lande!
Herz, mein Herz, was fehlt dir mehr?
Was mir fehlt? es fehlt mir Alles,
Bin so ganz verlassen hie;
Ist's auch schön im fremden Lande,
Dennoch wird's zur Heimath nie.
In die Heimath möcht' ich wieder,
Aber bald, ach ja, recht bald!
Möcht' zum Vater, möcht' zur Mutter,
Möcht' zu Berg und Thal und Wald!
Möcht' die Berge wieder sehen
Und die schönen Gletscher dran,

Wie die flinken Gemsen springen
Und kein Jäger vorwärts kann!
Möcht' die Glocken wieder hören,
Wenn der Hirt zu Berge treibt,
Und die Rinder freudig springen,
Und kein Lamm im Thale bleibt!
Keiner hat uns lieb da draußen,
Keiner drückt so warm die Hand,
Und kein Kind will mir da lachen,
Wie daheim im Vaterland.
In die Heimath führ' mich wieder,
Wo ich sonst so glücklich, hin,
Ach, mir fehlen Lust und Frieden,
Bis in meinem Dorf ich bin!
Herz, mein Herz, o laß das Trauern,
'S ist ein Schicksal, gib dich drein:
Will es Gott, so kann er helfen,
Daß wir bald zu Hause sein!

Rudolph Wyß, der Aeltere.

Aus der Fremde.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schooß des Ewigen verbluten!
Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken!
Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet

Und auf dem Fittig blüthenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget!
Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!
Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget! —
Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume stillen Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken!
Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen!
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen!

Georg Herwegh.

Letzter Abend in Rom.

Was wir verstehn, es wird uns Besitz! Ich hab' es empfunden,
Als mit dem letztesten Blick von des Janikulus Höhn —
Wo fünfstromig hervor aus der Pracht der marmornen Bogen
Stürzet der Paola Flut nieder in's Becken mit Macht —
Scheidend mein schwimmendes Auge die ewige Roma beschaute,
Während mit flammendem Kuß sinkend sie Helios umfing.
Tausende standen hier schon, vor mir, der scheidenden Waller,
Tausende werden, nach mir, scheidender Pilger noch stehn.
Aber mir war's, als fühlt' ich allein die Schmerzen des Todes,
Welchen der Abschied von Rom jenen wie diesen erpreßt.
Denn dieß Alles, was jetzt mein Blick im letzten Umfassen
Grüßte, war — ach es war! Monden wie viele schon mein!

Einen Schmerz, so sagt man, den höchsten gibt's: nur ein König
Fühlt ihn, muß er hinabsteigen vom Throne der Macht.
König fühlt' ich in dir mich, mein Rom! des Janikulus Stufen
Niedersteigend empfand ich dem entthronten mich gleich!

Adolph Stahr.

Heim!

Regt sich in dir, du alternd Herz,
Der Sehnsucht grüner Keim?
Ein Wörtlein drängt mich fort und fort,
Das kleine Wörtlein „heim!"
Ein tiefes, heiliges Gefühl
Liegt in dem Wörtlein drin,
Es klingt dem Herzen so vertraut,
So unnennbar dem Sinn.
O edle deutsche Sprache du,
Wie bist du schön und hold;
Es klingen deine Worte rein,
Wie edles, reines Gold!
Das Wörtlein „heim" bezaubert mich
An Leib und Seel' zumal.
Frisch auf, du alter Wanderbursch,
Heim über Berg und Thal!

Carl Schultes.

Des Fremdlings Abendlied.

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämm'rung liegt auf Wald und Meer;
Ich schaue nach dem Abendstern,
Die Heimath ist so fern, so fern!
Es spannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,

Die Welt so voll, und ich allein,
Die Welt so groß und ich so klein!
Sie wohnen unten Haus bei Haus,
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch, ach! des Fremdlings Wanderstab
Geht landhinauf und landhinab.
Es scheint in manches liebe Thal
Der Morgen= und der Abendstrahl,
Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?
Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie reden, tauber Schall;
Ich bin ein Fremdling überall!
Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn?
Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht,
Und Alles hat, was mir gebricht?
Ich übersinne Zeit und Raum,
Ich frage leise Blum' und Baum;
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht bist, ist das Glück!"

Schmidt von Lübeck.

Sommergang in die Heimath.

Wie traurig blicken Au'n und Matten!
Die Sonne brennt, die Luft ist schwül,
Kein flüchtig Wölkchen bringt uns Schatten,
Kein Bäumchen säuselt sanft und kühl.

Wer aber trägt nicht gern ein Leid
In solcher heißen Sommerzeit!
Ist auch der Tag so drückend schwül,
Der Abend wird ja labend kühl,
Wenn man, wie wir, zur Heimath zieht,
Und all die Lieben wiedersieht!
Und Abend wird's, die Sonne sinket,
Thau träuft herab auf Au und Feld,
Und aus dem nahen Walde blinket
Ein Thurm vom Abendroth erhellt.
Ein Stündlein noch, dann sind wir da!
Dann ist das Herz dem Herzen nah,
Und Mutterlieb im Vaterhaus
Gießt ihre Sonnenstrahlen aus,
Und was auf Blumen Thau hier war
Ist Freudenthrän' im Augenpaar.

Hoffmann von Fallersleben.

Das schöne Wunderbild.

Im Kreis der Kameraden, zur Feierabendzeit,
Erhob sich oft ein heißer, doch edler Wanderstreit.
Ein Jeder gab zum Besten, was wandernd er gesehn,
Und nannte tausend Orte, wo Wunderwerke stehn.
Des Südens reiche Länder, des Nordens ew'gen Schnee,
Des Rheinstroms grüne Ufer, die sturmbewegte See;
Die Burgen und Ruinen auf schroffer Felsenwand,
Die Tempel und Paläste in Rom und Wällischland;
Die eh'rnen Monumente, die Dome altergrau,
Die Brücken, Viaducte, der Tunnels Riesenbau;
Und hundert andre Wunder, phantastisch ausgeschmückt,
Erzählten sich die Bursche, erinnerungsbeglückt.
Da fühlte ich ein Sehnen, ein Drängen in der Brust,
In meiner jungen Seele erwachte Wanderlust.

Und als die erste Lerche vom Frühling Kunde gab,
Ergriff ich, heimathmüde, den frühen Wanderstab.
Ich sah des Südens Länder, des Nordens ew'gen Schnee,
Des Rheinstroms grüne Ufer, die sturmbewegte See;
Die Burgen und Ruinen auf schroffer Felsenwand,
Die Tempel und Paläste in Rom und Wällischland;
Die ehr'nen Monumente, die Dome altergrau,
Die Brücken, Viaducte, der Tunnels Riesenbau;
Doch was ich auch gesehen auf Reisen weit und breit,
An Wundern längstvergangner, an Werken neuer Zeit,
An Ländern — reichgesegnet, an zaubrischem Gefild,
Verdunkelt ward doch Alles von Einem Wunderbild.
Ein fast zerfallnes Häuschen erblickte ich im Thal,
Doch Gold bedeckt die Lehmwand — der Abendsonnenstrahl.
Ich sah's und mußte weinen, wie seit dem Abschied nie,
Die Freude macht mich zittern, und Ehrfurcht beugt mein Knie.
Ich sah, nach später Heimkehr, vom Bergesgipfel aus
Mein kleines, armes, altes — mein theures Vaterhaus!

Hermann Hillisch.

Der Eilende.

Wie schläft am kühlen Waldessaum
Der breite Schatten dort!
Doch lockt er mich umsonst zum Traum,
Die Straße zieh' ich fort —
Vorüber!
Wie raucht das Dörflein abendlich!
Sie ziehen heim durch's Gras,
Sie sammeln vor den Thüren sich,
Und plaudern dieß und das —
Vorüber!

Wie spielt so zart der liebe Mond
Im Bach, am Felsennest!
Wie feiert er im Waldesgrund
Ein heimlich Geisterfest —
Vorüber!
Des Hofes Bauer hat noch Licht,
Durch's Fenster seh' ich zu,
Ich seh' da helle manch Gesicht,
Sie beten sich zur Ruh' —
Vorüber!
Und jetzt am Ziele — steh' ich bang!
Ach wenn mein Herz nur wüßt':
Mit welchem Auge der Empfang
Und welche Stimme grüßt'?
Ich ging' fast lieber
Nur still vorüber!

Carl Schmidlin.

Ankunft in der Heimath.

Hoch über mir in blauer Luft
Die Lerchen singend schweben,
Und ob der Ernte süßem Duft
Die Bienen schaffend weben.
Und hinter Hügeln blitzet hell
Die See im Abendgolde:
Ich steh' an meiner Heimath Schwell',
O Heimath liebe, holde!
Die Thürme licht im Abendroth,
Im goldnen Farbenspiele!
Doch ach! die ich liebte, die liegen todt
Tief unten in Grabeskühle.

Wie gastlich nimmt mich auf das Thor!
Noch wehn die Linden am Walle;
Noch tönt hernieder der fromme Chor
Vom Thurm mit ernstem Schalle.
Und vor den Thüren plaudern lieb
Die Jungen und die Alten;
Schwer wird mein Herz, mein Auge trüb,
Kann kaum die Thränen halten.
Einst schlug in Freuden hundertfach
Mir manches Herz entgegen;
Heut' muß ich unter fremdem Dach
Mein Haupt zur Ruhe legen.

Carl Fröhlich.

Der Wirthshaustisch.

Im Weinhaus steht ein Eichentisch,
Steht spiegelhell, gebohnt und frisch,
Steht schon so manche liebe Zeit,
Für jeden Gast gedeckt, bereit.
Der Tisch ist alt und schmal und klein,
Doch trug er oft den besten Wein,
Es saß manch wackrer Mann dabei
Und trank von Alltagsnoth sich frei.
Und ob sein Eckchen noch so trüb,
Gar Vielen ward es doch schon lieb,
Sie dehnten sich behaglich drin,
Und dachten her und sannen hin!
Ich war ein Bube noch und sah
Schon meinen Vater sitzen da,
Im Freundeskreis, bei vollem Glas —
Die alte gute Zeit war das! —

Der Bube wuchs, der Kreis nahm ab,
Der Jüngling griff zum Wanderstab —
Ach, als er wieder rückgekehrt,
Da war der volle Tisch geleert! —
Bald saßen Andre drum und dran,
Und ich stand ganz ein fremder Mann
In der gar frohen Zecherschaar,
Wo nur der Tisch derselbe war.
Es gingen wieder Jahre hin,
Und nüchtern ward der trunkne Sinn,
Und stiller floß das heiße Blut,
Da ward den Zechern ich erst gut.
Jetzt klang ein Ruf hell vor dem Haus,
Der rief sie Alle, All' hinaus,
Und Keiner wollte trinken mehr —
Sie flogen fort, der Tisch blieb leer.
Er blieb es lange, lange Zeit,
Ein andrer war gedeckt so weit,
Da saßen hundert Tausend dran,
Und stießen hoch für Deutschland an!
Sie stießen an und tranken aus,
Musik dazu war Schlachtgebraus,
Der Wein wie Blut so dunkelroth,
Die Zech' ein Grab, der Wirth — der Tod!
Doch als der Schmaus zu Ende nun,
Da sah die meisten Gäst' ich ruhn,
Sie ruhten tief, und mich trieb's fort
Nach dem verlassnen Heimathort.
Hier fand ich noch so blank und frisch
Wie einstens den gewohnten Tisch,
Nur saß ich, ach! allein, allein,
Und trank mit Thränen meinen Wein.

Ich saß im Eckchen, mir so lieb,
Wo Alles unverändert blieb,
Nur Eines nicht — ich saß allein
Und schlief im Eckchen träumend ein.

Ludwig Halirsch.

Die Trennung.

Es kam der Trennung bittre Stunde,
Leb' wohl, mein Freund! zum letzten Mal
Drück' ich dich an dieß Herz voll Qual,
O weine nicht, sprach ich mit bleichem Munde,
Indem schon meine eignen Thränen flossen,
Doch so hat das Geschick es über uns beschlossen.
Leb' wohl, es weh' mit Zephyrs Schwingen
Der Friedensengel dir voran!
Schon zeigt sich mir die ganze Bahn,
Wo Ruhm und Ehre bald mit Kränzen dich umschlingen;
Doch nichts verändert dein Gemüth, vollenden
Wirst du, wie du begannst, und stets du selber sein,
Das weiß ich, Freund, es wird dich nie verblenden
Der Truggebilde falscher Heuchelschein.
Treu folgst du stets der Pflicht und des Gewissens Stimme;
Wenn List und Haß, wenn Stolz und Niedrigkeit
Um eitle Ehre sich im feigen Grimme
Bekämpfen, denkst du seufzend an die Zeit,
Wo uns beschützt des Friedens sichre Stille,
Wo uns das Leben schien nicht eine schwere Last,
Doch ein Geschenk der Lust, wo uns in ihrer Hülle
Von Sorg' und Kummer frei die Einsamkeit umfaßt,
Wo wir umweht von linder Morgenkühle
Entgegenwandelten Aurorens Pracht,
Wo uns in Stunden heißer Mittagsschwüle
Umschattete der Grotte stille Nacht;

Wie oft die Nachtigall in heitrer Abendschöne
In unsre Herzen goß die Zauber ihrer Töne.
Ach! oft bedeckte sich des Himmels Bläue,
Doch in des heitern Muthes Kraft gehüllt
Belauschten wir den Sturm; des Augenblickes Weihe
Hielt unser Auge wach, der Blitze Flammenbild
Durchbrach mit Donnerton der Wolken schwarze Nächte;
Wir lächelten, wie bei des Vaters Nahn.
Es segnete uns seiner Allmacht Rechte,
Und unser Hymnus klang entzückt zu ihm hinan;
Es schwang sich unser Geist auf reiner Andacht Schwingen
Empor; du denkest jener hehren Zeit,
Aus deinen Augen heiße Thränen dringen!
O Theurer! den die Freundschaft mir geweiht
Zum ew'gen Bund, wird sie nicht wiederkehren,
Die schöne Zeit — es seufzt die bange Brust.
Der Frühling wird die Welt im bunten Schmuck verklären,
Der Lerche Morgenlied erfüllt den Hain mit Lust:
Ach! dich find' ich nicht mehr, der Blume Keime sprossen,
Der Freuden Blüthe bleibt dieß Herz verschlossen.
Leb' wohl! Dein Schutzgeist führe dich die Bahn
Des Glücks; wer still und mild sich selbst genügen kann,
Den lächeln Lieb' und Glück auf allen Wegen an. —
Leb' wohl! Dein Freund wird deiner würdig sterben,
Der Wahrheit treu und seiner Seelenruh';
Nie sucht er eitle Ehre zu erwerben,
Nie schmeichelnd wendet er sich feilen Sclaven zu.
Nur vor dem Schöpfer beugt er seine Kniee nieder,
Verdienste nur hält er der Achtung werth,
Und fürchtet nur sich selbst, liebt Gott und seine Brüder,
Und dich, dem ewig treu sein ganzes Herz gehört.

Apollonius von Maltitz.

Wiedersehen.

Rings öde Fläche, und der Horizont
Durch nichts begrenzt! Kein Ort, kein Wald,
Auf dem der müde Blick vermöcht' zu ruhn! —
Die sand'gen Hügel, die der Wind gehäuft,
Vom Grase spärlich überwachsen, dehnen sich
Wie eines Friedhofs alte Gräber aus,
Unübersehbar, als ob d'rüberhin
Der Pest graunvoller Todeshauch geweht,
Und die das Land bewohnt, sie lägen nun
Gestorben und verwest in seinem Schooß,
Gewürgt bis auf den Letzten! — Trüber Anblick! —
So liegst du, Frist der Trennung, vor mir da,
Wie diese Haide, leblos, wüst und leer:
Und nichts, o Zeit, beschleunigt deinen Gang,
Und es beschwingt der Athem meiner Sehnsucht
Dein träges Segel nicht durch's todte Meer
Einsamer Bangniß, thränenvollen Harms! —
Dort glänzt ein Sonnenstrahl, ein einzelner,
Und spielet golden auf dem Plätzchen Raum,
Das er beleuchtet! — Wie es hellgrün lacht,
Indeß der Nebel rings die Öde deckt! —
O traute Hoffnung, schönes Wiedersehn!
Ich grüße dich mit süßem Kuß der Sehnsucht,
Mit aller Wehmuth, die mein Herz erfüllt!
Sei mir gesegnet, wie du fern auch liegst!

J. Ch. Freiherr von Zedlitz.

Lebensloos.

Der Pflanze gleich' ich, die ein Fels begraben
In früher Jugend schon mit schwerer Last,
Dran sich die Stengel vorgedrungen haben,
Und deren Wurzel kennet keine Rast.

Sehnsüchtig schmachtend unter seinem Drucke,
Treibt Blüthen aus — ihr qualbeängstigt Herz,
Die zieren noch den Stein mit heitrem Schmucke,
Der sie darniederhält in stummem Schmerz.
Hinaus zum Felsen will sie Samen streuen,
Damit er aufgeh' in dem Boden frei;
Sie möchte junger Keime sich erfreuen,
Von ihr gezeugt in ihrer Sclaverei.
Wohl kommen Viele, die die Blüthen loben,
Doch nach dem Stamme fragen sie nicht viel:
Noch Keiner hat den Felsen weggehoben,
Sie zu befrein in treuem Mitgefühl.
Wohl hört betrübt sie Manchen freudig sagen:
„Ein Wunder! sehet unter diesem Stein.
Sogar noch Früchte kann sie endlich tragen,
Und doch ist sie gedrückt von harter Pein!"
„„Ja, wäre sie, verpflanzt, in bessrer Erden!""
Spricht wieder vornehm eines Andern Mund;
Doch Keiner denkt, was sie noch könnte werden,
Vom Drucke frei in ihrem eignen Grund.

Niclas Müller.

Entmuthigung.

Wer kennt ihn nicht, den gifterfüllten Pfeil —
Der in die Menschenbrust sich tödtlich senkt —
Vernichtend trifft des Menschen bestes Theil:
Das frohe Streben, das den Willen lenkt?
Wer kennt ihn nicht, den pesterfüllten Hauch,
Der Blüthen, Keime schonungslos zerknickt —
Versengend wie ein heißer schwarzer Rauch
Des Geistes stille Saat mit Macht erstickt?

Wer kennt sie nicht, die ätzende Essenz,
Die das Mimosenblatt des Strebens krümmt —
Und auf des Geistes frischgesproßtem Lenz
Der Lava gleich aus Höllenschlünden glimmt?
Wohl dem, dem dieser Hyder Todesblick
Nie leuchtete zu dem Verderbensrand,
Wo, an sich selbst verzweifelnd, sein Geschick
Der Mensch verflucht, — weil ihm der Muth entschwand!
Dem nie sie aussog Herzblut, Mark und Hirn —
Der niemals ihres Odems Wehn empfand —
Den nie, o nie! ihr unheilvoll Gestirn
Aus seinem Innern, aus sich selbst verbannt!
Du böser Feind — zermalmender Tyrann,
Der niederdrückt des Geistes freien Schwung,
Mit jedem Fluch, den je ein Kopf ersann,
Verfluch', verfluch' ich dich: Entmuthigung!

Anna Löhn.

Das Herz.

Zwei Kammern hat das Herz,
Drin wohnen
Die Freude und der Schmerz.
Wacht Freude in der einen,
So schlummert
Der Schmerz still in der seinen.
O Freude habe Acht!
Sprich leise,
Daß nicht der Schmerz erwacht!

Hermann Neumann.

Das Zwillingspaar.

Zwei Zwillingskinder schliefen,
Die Wiege ist mein Herz;
Das Eine war die Liebe,
Das Andre war der Schmerz.
Zuerst erwacht' die Liebe,
Da weckte sie den Schmerz,
Sie konnten sich nicht trennen,
Sie lagen Herz an Herz.
Die Lieb' drängt' nach dem Lichte,
Doch fesselt' sie der Schmerz,
Und unter ihrem Ringen
Zerbrach das arme Herz.
Und aus der Wunde treibet
Die Liebe himmelwärts,
Das ist der Baum des Lebens,
Die Wurzel ist der Schmerz.
Da lehnt sich an die Wiege
Der Sarg im Menschenherz,
Denn Alles lebt in Liebe,
Und Alles stirbt in Schmerz.
Und endlich wird zum Tempel
Das scheinbar kleine Herz,
Denn Gott wohnt in der Liebe,
Und Gott wohnt in dem Schmerz.
Trifft dann ein Strahl von Oben
In's offne Menschenherz,
So brennt der Baum des Lebens,
Zum Opfer wird der Schmerz.

Ludovike von Desbordes, geborene
Brentano de la Roche.

Der Quell der Lieder.

„Hörst du das Lied der Vögelein
Die Waldnacht hell durchdringen?
Wie froh muß ihr Gemüth doch sein,
Daß sie so lieblich singen!"
Vielleicht! doch lieblich auch und hell
Singt oft ein Herz voll Wunden;
Schmerz ist der reichste Liederquell
Der Waldesnacht hier unten.

Henriette Ottenheimer.

Warum so früh?

Warum so früh trat auf des Lebens Wegen
Der ernste Schmerz begrüßend mir entgegen,
Und reichte mir schon in des Morgens Glanz
Für's junge Herz den scharfen Dornenkranz?
Warum so früh?
Warum so früh schwand meiner Jugend Blüthe,
Der Freude Strahl, der mir im Auge glühte,
Der sanfte Schlaf mit seinem Zauberstab,
Der oft im Traum erfüllte Wünsche gab?
Warum so früh?
Warum so früh, eh' ich euch recht umfangen,
Seid scheidend ihr von meinem Pfad gegangen,
O Liebe du, mit deinem Engelsblick,
Du Hoffnung auch, und du, verheißend Glück?
Warum so früh?
Warum so früh', lang' eh' der Lenz gekommen,
Hat schon die Zeit den Blumenschmuck genommen,
Und von der Frucht, eh' sie noch nicht gereift,
Den frischen Duft des Lebens abgestreift,
Warum so früh?

Mathilde von Stamble.

Des armen Pilgers Lied.

Keine Blüthe, keine
In dem Dasein mehr;
Dornen nur und Steine
Seh' ich rings umher!
Alles abgestorben,
Was mir werth und lieb,
Schwer ich mir erworben —
Nichts mir übrig blieb!
Eine Thräne, eine
Blieb mir nur zurück,
Und mit ihr beweine
Ich dieß letzte Glück!

Julie von Großmann.

Ich gehe hin, zu weinen.

Ich gehe hin, zu weinen
So einsam und allein,
Und wenn ich geh', zu weinen,
So muß es einsam sein.
Denn einsam gehn und weinen
Ist Weinen erst allein,
Und gehn und einsam weinen,
Das heißt erst einsam sein.

Louise von Bornstedt.

Einsam.

Die Wolke wandelt traurig und alleine,
Und einsam ist der Sturmwind in der Wüste,
Der Palmenbaum im Wellenschlag der Küste,
Das Heilgenbild im stillen Altarschreine,
Des Herbstes letztes Blatt im Eichenhaine,
Die Mondesstrahlen auf des Todten Büste,

Der schwarze Sarg auf dunklem Prunkgerüste,
Der tiefe Schlummer unter'm Leichensteine,
Der Sterbende auf seinem blut'gen Schilde,
Die Muschel auf des Meeres ödem Grunde,
Und einsam ist der Aar im Schneegefilde,
Der Krank' in stiller Kammer und der Schmerz,
Und einsam ist die mitternächt'ge Stunde:
Doch ist das Einsamste — ein Menschenherz.

L. von Arentsschildt.

Stille.

Wenn ein Kranker schlummernd liegt,
Mild von Traumesarm gewiegt,
Schweigen Alle im Gemache,
Daß der Arme nicht erwache.
Leis' ihr Hauch und stumm ihr Mund,
Kaum berührt ihr Fuß den Grund —
Und der Kranke schlummert weiter,
Ruhbeseligt, traumesheiter.
Innig fleh' ich jetzt zu dir:
Halte du es so mit mir,
Mit dem tieferschöpften Herzen,
Das entschlummert ist voll Schmerzen!
Halb verblutet schläft es fort;
Weck' es nicht mit deinem Wort!
Trage schonendes Erbarmen
Mit dem kranken, müden, armen!
Willst du's wecken, sei's zum Glück;
Kannst du dieß nicht, tritt zurück!
Gieße Gift nicht in die Neige
Meines Lebens! schweige! schweige!

Betty Paoli.

Sehnsucht nach Schmerz.

Kehret wieder, Schmerzensfreuden,
Kehre wieder, Lust der Qual,
Bittre Tropfen herber Leiden
Kehret wieder allzumal!
Kehre wieder, tiefer Kummer,
Blute wieder, armes Herz,
Und entführe mir den Schlummer,
Wühlend heißer Thränenschmerz!
Alles will ich wieder tragen,
All' das Weh und all' die Lust;
Aber mir nicht selber sagen:
Daß verödet meine Brust!

Jeanne Marie von Gayette.

Vergessen.

Vergessen, lindes Nebelwallen,
Du Dämm'rung, sanft und schmerzlich süß,
Laß alle deine Schleier fallen
Um meiner Träume Paradies!
Der seligsten Gewährung Stunde,
Und der Enttäuschung größten Schmerz
Verweht ein Kuß von deinem Munde,
Und wieder ruhig schlägt das Herz.

Paul Renn.

Der Alte.

„Zertritt mir meine Zirkel nicht
Und laß mich, wie ich bin!
Wie jeder Stern sein eignes Licht,
Hat Jeder seinen Sinn.

Und magst du meinen Pfad nicht gehn,
Geh' deinen nur allein;
Und kannst du nicht mein Sein verstehn,
So laß es eben sein!
Nur had're nicht und streite viel;
Was nützen Haß und Strauß?
Viel tausend Pfade und Ein Ziel,
Viel Miether und Ein Haus!
Grau ist mein Haupt, dahin die Kraft
Und abgenutzt mein Stab,
Und müde such' ich und erschlafft
Nun meinen Pfad zum Grab.
Drum gehe deinen Weg und Schritt
Und brauche nur dein Licht;
Doch laß mir selbst mich und zertritt
Mir meine Zirkel nicht!

Carl Georgi.

Der Bettler.

Die Lerche fliegt noch einmal auf
Und singt den letzten Abendpsalm,
Und steigt herab und legt ihr Haupt
Zur Ruh' im Nestlein unter'm Halm.
Wie lieblich ruhest du im Nest,
Wie trägst du Halm so schwere Frucht,
Wie stattlich schreitet dort nach Haus
Der Rinder und der Schafe Zucht!
Mir reift kein Korn, mir färbt sich nicht
Die Traub' am Stock, die Frucht am Ast,
Mir raucht kein Herd, mir deckt kein Dach
Allnächtlich meines Bettes Rast!

In frommer Leute milde Hand
Ist all mein Hab' und Gut gelegt;
Wo sich ein Herz erbarmt, da ist
Der Acker, der mir Früchte trägt!
Und find' ich auch kein Haus, in dem
Mein müder Leib sich niederstreckt,
Herr Gott, dein Himmel stehet fest,
Der sie und mich und Alles deckt!
Und deine Sonne wandelt heut
Und wandelt morgen, die mich wärmt,
Bis du in deinen Himmel nimmst
Die Seele, die sich ausgehärmt!
Da klopfen, wie die Bettler hier,
Verzagend einst die Reichen an,
Und selten wird den Reichen dort
Und oft den Armen aufgethan

Wilhelm Wackernagel.

Pilgerweise.

Ich bin ein Waller auf der Erde
Und gehe still von Haus zu Haus,
O, reicht mit freundlicher Geberde
Der Liebe Gaben mir heraus!
Mit offnen theilnahmsvollen Blicken,
Mit einem warmen Händedruck
Könnt ihr dieß arme Herz erquicken,
Und es befrein von langem Druck.
Doch rechnet nicht, daß ich's euch lohnen
Mit Gegendienst vergelten soll;
Ich streue nur mit Blumenkronen,
Mit blauen, eure Schwelle voll;

Und sing' ein stilles Lied zur Zither,
Das stammelnd mit dem Seufzer ringt,
Das euch wohl gar wie leichte Flitter,
Wie überflüss'ges Spielwerk klingt. —
Mir klingt es süß, ich kann's nicht missen,
Und jedem Pilger ist es werth;
Doch freilich ihr — ihr könnt nicht wissen,
Was Den beseligt, der entbehrt.
Vom Überfluß seid ihr erfreuet,
Und findet tausendfach Ersatz;
Ein Tag dem andern angereihet
Vergrößert euern Liebesschatz.
Doch mir — so wie ich weiterstrebe
An meinem harten Wanderstab,
Reißt in des Glückes Luftgewebe
Ein Faden nach dem andern ab.
Drum kann ich nur von Gaben leben,
Von Augenblick zu Augenblick,
O, wollet vorwurfslos sie geben!
Zu eurer Lust — zu meinem Glück.
Ich bin ein Waller auf der Erde,
Und gehe still von Haus zu Haus,
O, reicht mit freundlicher Geberde
Der Liebe Gaben mir heraus!

Franz von Schober.

Vor den Thüren.

Ich habe geklopft an des Reichthums Haus:
Man reicht mir 'nen Pfennig zum Fenster heraus.
Ich habe geklopft an der Liebe Thür:
Da standen schon fünfzehn Andre dafür.

Ich klopfte leis' an der Ehre Schloß:
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß!"
Ich habe gesucht der Arbeit Dach:
Da hört' ich drinnen nur Weh und Ach!
Ich suchte das Haus der Zufriedenheit:
Es kannt' es Niemand weit und breit.
Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will.
Zwar wohnte darin schon mancher Gast,
Doch ist für Viele im Grab noch Rast.

Friedrich Rückert.

An Marco Saracini.

Sympathie zwar einiget uns und läßt uns
Hand in Hand gehn; aber es zweit der Pfad sich;
Denn zu sehr durch eigene Loose schied uns
Beide das Schicksal.

Dir verlieh's jedweden Besitz des Reichthums:
Stets für dich streu'n Säer die Saat, den Wein dir
Keltern rings, auspressen die Frucht des Ölbaums
Sorgliche Pächter.

Manches Landhaus bietet im Lenz Genuß dir,
Dir im Herbst Jagdübungen manches Bergschloß,
Wo sich schroff absenken des Apennins Höhn
Gegen das Meer zu.

Stolz im Schmuck hochzinnigen Daches nimmt dich
Dein Palast auf, während des heißen Sommers,
Alter Kunst Denkmale verschließen hundert
Luftige Säle.

Nichts besitzt dein Freund, o geliebter Jüngling!
Ja, er wünscht auch keinen Besitz, als den er
Leicht mit sich trägt. Irdische Habe wäre
Drückende Last mir!

Selten ruht mein pilgernder Stab, ich setz' ihn
Sanft nur auf, nicht Wurzel und Zweige schlägt er;
Auf das Grab einst lege mir ihn der Fremdling,
Freunden ein Erbtheil.

August Graf von Platen.

Einem Verkannten.

Wenn Lärm und Marktgewühl auf lauten Gassen
Verklungen vor des Abends bleichem Schein,
Da wandelst du durch menschenleere Straßen
Im Dämmerlichte schweigend und allein.
In vollen Zügen scheinst du da zu trinken
Der Abendlüfte duftig-kühles Wehn;
Um die Gestalt, die gramgebeugte, blinken
Der Sonne Strahlen vor dem Untergehn.
Du bist so ernst, dein Antlitz steingehauen,
Und doch ein lebend, fleischgewordnes Weh,
Dein heißes Auge unter dunklen Brauen
Flammt tief und mystisch wie ein Alpensee.
Dein Haupt, umspült von dunklen Lockenwogen,
Ein Tempel ist's, verwittert und zerstört,
Drin Gläubige des Nachts, vom Sturm umflogen,
Verstohlen nur die Messe angehört.
Du hast daheim in deiner engen Kammer
Für Menschenwohl gebetet und gewacht,
Hast kühn geschwungen des Gedankens Hammer
Und suchst nun Abends Stärkung für die Nacht.
Seh' ich dich so im Abendroth, im fahlen,
Wie dir der Lichtschein durch die Locken bricht,
Da dünkt's mich fast, dich kränzen Sonnenstrahlen,
Weil dir die Mitwelt keine Kränze flicht.

Eduard Mautner.

Töne.

Ein Waldhorn in der Ferne,
Ein blühnder Rosenstrauch
Verklärt vom Abendsterne,
Und frischer Wiesenhauch;
Das Flüstern einer Quelle,
Des Heimchens leises Ach, —
Wer sinnt da nicht der Helle
Entschwundnen Glückes nach?

Sophie George.

Musik.

Wer einsam steht im bunten Lebenskreise
Und was das Leben theuer macht verlor,
Wie bebt sein Herz, trifft eine liebe Weise
Aus ferner Jugendzeit sein horchend Ohr.
Willkommne Töne! eures Hauches Fächeln
Weckt eine schlummernde Gedankenwelt;
Verweinte Augen lernen wieder lächeln,
Die düstre Stirn ist plötzlich aufgehellt.
Der Zephyr, der in reichen Blüthendüften
Des Orients sich hin und her gewiegt,
Verbreitet Balsamhauch noch in den Lüften,
Wenn schon die Blume welk am Boden liegt.
So lebt, ist auch der süße Traum verschwunden,
Erinnerung im Hauche der Musik.
Ein kleines Lied aus jenen bessern Stunden
Bringt uns die alte Seligkeit zurück.
Musik! du Mächtige! vor dir verschwindet
Der armen Sprache ausdruckvollstes Wort;
Warum auch sagen, was das Herz empfindet,
Tönt doch in dir die ganze Seele fort.

Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Beredsamkeit;
Musik allein hat nie ein Herz betrogen
Und viele Herzen hocherfreut.

Helene, Herzogin von Orleans

Erinnerung.

1.

Durch sanftes Abenddunkel rauschet
Der Quell mit seiner Melodieen Klang,
Man sieht ihn nicht, doch freundlich lauschet
Den Tönen man am grünen Rasenhang.
So die Erinnerung. Sie wehet
Uns Töne zu aus ferner, schöner Zeit;
Man sieht sie nicht, doch man verstehet
Verwandte Seelen bis in Ewigkeit.

Theodor Hell.

2.

Schon weht am fernen Haine
Die stille Dämmerung:
Ich bin allein; erscheine
Du Engel der Erinnerung!
Vom Geist verstummter Lieder
Weckst du den Wiederklang,
Und Kränze blühen wieder,
Womit mich Freundes Hand umschlang.
Für dich ist nichts entschwunden,
Für dich kann nichts verblühn:
Auf dunkle Scheidestunden
Wirfst du der Hoffnung Immergrün.

Du schwebst mit leisem Flügel
Des Geistes, und bewegst
Den starren Todtenhügel,
Wo du die Trauerblume pflegst.
Wer mag, wie du, erstatten,
Was Liebes ich verlor?
Du rufst geliebte Schatten
Aus der Vergangenheit empor.
Euch sei der Gruß entboten,
Den diese Thrän' umfließt,
Seid mit mir, theure Todten,
Bis mich das stille Grab umschließt!

Elise von der Recke.

3.

Erinnrung ist die stumme Taucherglocke,
Durch die mein Herz, wenn noch so krank und wund,
Sich in vergangner Zeiten Meeresgrund
Versenkt, wie auch die Gegenwart es locke.
All seine Schätze, wie sie immer hießen,
Dort unten ruhn sie, Träume sonder Zahl,
Aus Gold gesponnen, die nun nackt und kahl,
Da sie das Meer verschlang, das Leben ließen.
Die ganze Flotte seiner stolzen Pläne,
Dort unten ruht sie, von der Stürme Wuth
Hinabgeschleudert in den Schooß der Flut,
Und nun beweint von mancher stillen Thräne.
Das Schloß, in dem so oft es wonnetrunken
Jedwede Lebenslust voraus genoß,
Der frohen Hoffnung himmelragend Schloß,
Dort unten ruht es, tief, ja tief versunken.

Drum auf den Meeresgrund vergangner Zeiten,
Wo mir das Herz wird wieder frisch und jung,
Am Taucherglockenseil Erinnerung
Lass' ich so gern es sanft hinuntergleiten.

Max Moltke.

Der Engel der Jugend.

Vor meiner Seele steht ein leuchtend Bild
Mit blauen Augen, blonden Ringellocken,
Es schaut mich lächelnd an und grüßt mich mild
Und seine Stimme klingt wie Festesglocken.
Es spricht von einem dunklen Mährchenland,
Erzählt mir alle halbverklung'ne Sagen!
Es ist mir fremd und dennoch wohlbekannt,
Gleich wie ein Freund aus längstvergangnen Tagen.
Und wie es reicher quillt von seinem Mund,
Ein klares Bächlein zwischen Blumenborden,
Und einen Namen nennt, da ist mir kund
Alsbald des Fremdlings Heimathland geworden.
Nun denk' ich alles dessen, was mich lind,
Was ernst und liebelächelnd mich umfangen,
Der treuen Mutter, die dem einz'gen Kind
Gestreichelt einst die unschuldblüh'nden Wangen.
Wir waren arm und waren doch beglückt,
Und schlangen uns um's Haupt die schönsten Rosen,
Wir klagten uns, war unsre Brust bedrückt,
Und aller Schmerz versank in trautem Kosen.
Und ob die Noth auch oftmals eingekehrt
Und sich ein Lager schlug in unsrer Hütte,
Saß doch Zufriedenheit an unserm Herd
Und blieb als treuer Gast in unsrer Mitte.
O weile noch, du bunter Mährchentraum,
Schling' in des Lebens Ernst mir Blumenkränze,

O blühe, blühe, holder Wunderbaum,
Umhauche mich mit deinem Blumenlenze!
Umsonst! Das Leben ruft mit strengem Blick,
Der süße Traum entweicht dem regen Tage,
Der Engel scheidet in die Nacht zurück
Und lächelt schmerzlich nur bei meiner Klage!

Ludwig Köhler.

Aus der Ferne.

Wie schön, wenn aus vergangnen Zeiten
Ein Jugendhauch den Geist bewegt,
Und leis' an längstverklungne Saiten
Des vielbewegten Herzens schlägt!
Ist es ein Traum aus frühen Tagen?
Ist es der Kindheit Sonnenblick?
Ich fühl' es tief und kann's nicht sagen,
Ich fühle erster Tage Glück.
Was mir dazwischen hingeflossen,
Vergessen ist es wie das Heut;
Was mich umgibt, wird übergossen
Vom Zauber der Vergangenheit.

Wolfgang von Goethe, der Enkel

Jugenderinnerungen.

Umrausche mich noch einmal, alter Wald,
Tragt mich noch einmal, Trümmer von Basalt,
Du altes Schloß, das ich so oft erklettert:
Ein kecker Bursche war ich hier zu schaun,
Mit Stolz gebietend über Land und Gau'n,
Ein Herr der Trümmer, die der Sturm zerwettert!
Mir folgten Tausende bewährten Arms,
Als Wappen wehte und Panier des Schwarms

In meiner Faust mit frischem Grün die Tanne;
So saß ich träumend hoch auf meinem Roß,
Dem alten Leun, der grimmig vor dem Schloß
Den moos'gen Schild hielt, an des Thores Banne.
Und wenn der Tag des Herrn, der sonn'ge Tag,
Nun wieder da mit seiner Lerchen Schlag,
Die jubelnd schwirrten aus den Ährenfeldern,
Wenn selbst die lindenduftende Allee
Wie festlich wies, daß sie den Tag begeh',
Die Sonne lichter lag auf allen Wäldern:
Dann rief die alte Waldkapelle mich,
Dann durch die Wipfel tönten feierlich
Vom Klosterthurm die freundlich hellen Glocken:
In blauer Schärpe stand ich dienend da
Vor dem Altar und sprach die Symbola,
Des Priesters Hand lag segnend auf den Locken.
Wo ich gedient, laßt mich noch einmal knien,
Noch einmal mich die Weihrauchwolken ziehn,
Die ew'ge Lampe schüren, die ermattet:
Daß, wie des Kindes gläubiges Gebet,
Ihr Flackern licht ob meinem Haupte steht,
Daß mich des Kindes Frieden überschattet.
Er naht sich nicht! — Mit innerlichem Graun
Muß ich der Bögen düstre Wölbung schaun,
Die hohl gespenstisch nachhallt meinen Schritten;
Das sind die Stufen, wo ich einst gekniet,
Die Stelle ist es, doch der Frieden zieht
Nicht durch die Brust, wie einst, wenn sie gelitten.
Verlassen Alles! Epheu wuchert dicht
Um den Altar und strebt hinaus nach Licht,
Und rankt durch's Fenster mit befreitem Laube;
Als ob, um fessellos davon zu ziehn,

Sie neuverjüngte Schwingen sich geliehn,
Schwand vom Gewölb des heil'gen Geistes Taube.
Hinaus, hinaus — ha unter Waldes Dach,
Hier rauscht mir's alte Gottesandacht wach,
Durch grüner Tannen Wipfel hör' ich's wehen:
Ihr auch kommt wieder, die ihr einst geschaart
Um das Panier des kecken Knaben war't,
Ihr stolze, weithinfliegende Ideen!
Wie Weihrauch zieht um uns der Linde Duft,
Den Frieden Gottes athmet rings die Luft,
Die Eiche winkt mit dem verheißnen Laube:
In diesem Tempel endet mir der Streit,
Und, wie aus Phönixflammenglut erneut,
Schwebt über mir die flücht'ge Geistestaube!

Levin Schücking.

Das Hirtenleben.

Euch grüß' ich, meiner Kindheit Auen,
Von grünen Hügeln will ich hier
Auf Dorf und Gärten niederschauen,
Den Kirchthurm dort, die Kirchhofthür,
So düster sie dem Grund entragen,
Um Lust der vor'gen Zeit befragen.
Wandl' ich des Kirchhofs stille Gasse,
Tritt aus dem Dorfe halb hervor
Ein Tag, den ich mit Freuden fasse;
Und wie in eines Schlosses Thor
Ein Knabe lauscht nach Glanz und Schätzen,
Schau' ich von ferne mein Ergötzen.
Zweimal ward uns die kleine Heerde
Vom Hof, wenn sie gebadet war,
Zur Schur, daß sie nicht staubig werde
Im Drang der allgemeinen Schaar,

Zweimal im Jahr zum Hirtenleben
Uns frohen Brüdern übergeben.
Den Stecken hoch, die Schul' im Rücken,
So trieben wir von Hof und Haus,
Und trieben, ohne umzublicken,
Durch's enge Dorf in's Frei' hinaus;
Da lag — o Übermaaß von Wonne! —
Nun vor uns Himmel, Erd' und Sonne.
Von lichten, goldnen Wolken schmiegte
Der Lerche Lied sich schmeichelnd an;
Auf Blumen und auf Halmen wiegte
Der laue West sich froh heran,
Und wallend kam auf tausend Wogen
Die Freiheit durch das Feld gezogen.
Ein Engel sah aus goldnen Lauben,
Zum Himmel streckten wir die Hand,
Auf flattert eine Schaar von Tauben,
Als wär' zum Gruß sie ausgesandt;
Die Freude zückt durch alle Glieder,
Laut jauchzend warfen wir uns nieder.
Dann lauschten wir, in Traum versunken:
Die Biene summt am Ohr vorbei;
Vorüber taumelt wonnetrunken
Der Schmetterling; — beglückt und frei
Schien Alles uns im weiten Reiche,
Der Kuckuck, wie die Unk' im Teiche.
Doch mußten wir der Heerde wehren,
Die naschend gern zum Korn sich stahl;
Fort winkt uns, wie zu bessern Sphären,
Der Hügel hier, wo Thal an Thal
Nicht mehr so engen Zwang gebietet,
Ein Blick vom Throne schon sie hütet.

Nun führten wir, der Ruh' ergeben,
Auf grünen Rasen hingestreckt,
Erst recht das wahre Schäferleben:
Sahn, wie ein Vogel, halb versteckt,
Hier auf ein Flöckchen Wolle lauert,
Dort in ein Buschwerk niederschauert.
Wohin das Futter zu den Jungen
Ein andrer trägt — wir forschen's aus;
Ist wo des Sängers Lied verklungen,
Wir folgen ihm bis in sein Haus,
Und staunen, wie, der Welt entronnen,
Er hier so zärtlich sich umsponnen.
Noch mehr Geheimes zu entdecken,
Durchwühlen wir ein Steingeklüft,
Bis wildaufrasselnd — welch ein Schrecken!
Schnell eine Schlange auf uns trifft,
Die sicherlich, gestört vom Platze,
Hier Wächter war von einem Schatze.
Wir fliehen fern — in stiller Öde
Thun wir einander Mährchen kund.
Die Erde dröhnt; es stockt die Rede:
Die Heerde lief, ganz ohne Grund;
Uns dünkt, die Zwerge drohn im Hügel
Hervor, und rütteln schon am Riegel.
Scheu legen wir die Kränze nieder,
Womit wir Brust und Stirn' geschmückt,
Und schaun zum lauten Leben wieder,
In's Feld, das uns zuvor entzückt,
Ob hier nicht wo ein Sämann schreitet,
Ein Glöckchen schlägt, ein Kirchthurm läutet.
Am Hunger spüren wir die Stunde
Noch mehr, als an der Sonne Stand;

Gleich wird der Ältst' aus unserm Bunde
In's stille Dorf hinabgesandt
Mit Gruß und Auftrag, was zur Labe
Ein Jeder hier am liebsten habe.
Ein Nachruf schallt, nichts zu vergessen
Und Blick und Winke folgen ihm,
Wie er, den Weg zurück zu messen,
Bald langsam, bald mit Ungestüm
Den Pfad durch's grüne Feld sich windet,
Dann in die Kirchhofthür verschwindet.
Hier weilet nun des Blick's Erwarten; —
Sie öffnet sich — er tritt hervor,
Und bringt — wenn's Herbst ist — aus dem Garten
Obst, Trauben — hebt sie hoch empor,
Eilt dann durch's Feld mit Windesflügel,
Wir aber tanzen auf dem Hügel.
Komm', lass' das Tüchlein sich entfalten,
Hier dieser Platz sei unser Tisch! —
Da ward ein Göttermahl gehalten,
Wie köstlich Alles! wie so frisch!
Wohl gab's ein Messen und ein Zählen,
Doch der es brachte, durfte wählen.
Wie floh die Zeit! Ihn deckt die Erde; —
Schau' ich nun so vom Hügel hier
Auf Dorf und Au', ist mir's, als werde
Er wieder durch die Kirchhofthür,
Er wieder durch das Feld sich wenden,
Die goldne Traub' in seinen Händen.

Stephan Schütze.

Die Stelle am Fliederbaume.

Dieß ist der wohlvertraute Flieder,
Hier saß ich oft — ein frohes Kind,
Und stammelte die frühsten Lieder,
Gewiegt von Träumen hell und lind.

Das Glück, auf ungestümer Welle
Entfloh'n mir in des Sturms Gebraus,
Such' ich an der geliebten Stelle —
Ach! Alles sieht viel anders aus.

Die kleine Bank ist weggenommen,
Hochauf wuchs das Gebüsch umher,
Und mag ich selbst auch wiederkommen,
Doch kommt das frohe Kind nicht mehr.

Friedrich de la Motte Fouque.

Um Mitternacht.

Um Mitternacht, in ernster Stunde,
Tönt oft ein wundersamer Klang:
'S ist wie aus liebem Muttermunde
Ein freundlich tröstender Gesang.

In süßen, unbelauschten Thränen
Löst er des Herzens bange Pein,
Und alles unmuthvolle Sehnen
Und allen Kummer wiegt er ein.

Als käm' der Mai des Lebens wieder,
Regt sich's im Herzen wunderbar:
Da quillen Töne, keimen Lieder,
Da wird die Seele jung und klar.

So tönet oft das stille Läuten,
Doch ich versteh' die Weise nie:
Und nur mitunter möcht' ich's deuten,
Als wär's der Kindheit Melodie.

R. E. Prutz.

Nachts.

Umsonst, ich kann nicht ruhen! — Kein Gebet
Senkt das gedankenmüde Haupt in Schlummer,
Und Bild um Bild vergangner Tage geht
An mir vorbei, und weckt entschlafnen Kummer.
Die Todten steigen auf vor meinem Geist,
Weil sie das Herz so gern willkommen heißt.

O meine Mutter! rührende Gestalt,
Mit deinem sanften, blassen Angesichte!
Und du, — die hohe Stirn vom Kranz umwallt,
Hier schon verklärt von einem höhern Lichte,
Und du — und du — gleich süßem Wiederhall
Verklungner Melodieen kommt ihr all'!

Ja, grüße wieder mich, geliebte Schaar,
Die selbst im Traum sich oft vor mir versammelt,
Denn meine Seele lebt mit dem, was war,
Obgleich der Mund noch andre Worte stammelt;
Der Erde noch gehör' ich an, der Welt,
Gleich einer Pilgerin, die Rasttag hält.

Doch diesen Staub, ich schüttle bald ihn ab,
Und meines schlummerlosen Hauptes Kissen
Wird dann das harte, räthselhafte Grab!
Sei seine Decke leicht und schnell zerrissen!
Sei dann auch mir vergönnt, — mit euch vereint —
Ein Herz zu grüßen, das mich einst beweint!

Adelheid von Stolterfoth.

Vergangen.

Meiner Heimath Lerchensang,
Süßer Kindheit Friedensklang,
Ist zum Himmel aufgedrungen
Und für diese Welt verklungen.

Dort auf Wiesen, bunt gestickt,
Hab' ich Engel einst erblickt,
Pflückt' ich Blumen mir zu Kränzen,
Sah' ich sie aus Kelchen glänzen.
Klare Tropfen glänzten rein
Um sie her im Frühlingsschein;
Säh' ich jetzt dort Blumen wieder,
Fielen Thränen wohl drauf nieder.

Hedwig Hülle.

Dämmerstunden.

O stille Dämmerstunden,
Mit sich allein das Herz,
Mit sich und seinen Wunden,
Mit dem geliebten Schmerz!
Die Blumen am Fenster blühen,
Der Vogel singt leis' und süß,
Durch die Seele mir Bilder ziehen
Vom verlorenen Paradies!

Luise von K.

Entsagung.

Mein Herz, entsage!
Der Abend schreitet stumm durch öde Hallen,
Der Himmel graut, die todten Blätter fallen;
O Herz, das ist des Lebens stille Sprache,
Mein Herz, entsage!
Nach einem Sterne,
Der mild auf meiner Träume Wellen glänzte,
Deß Zauberlicht manch düstern Tag umkränzte,
Seh' hoffend ich empor in weite Ferne,
Nach einem Sterne.

O thöricht Hoffen!
Fort zog der Stern, die Strahlen sind versunken,
Im kalten Strom des Lebens mir ertrunken,
Am Ufer rauscht's, am klippenvollen, schroffen:
O thöricht Hoffen!
Mein Herz, entsage!
Du hörst die Freuden dir vorüberhallen,
Du siehst im Mai die welken Blätter fallen,
Kein warmer Frühling ging durch deine Tage;
Drum, Herz, entsage!

Lotichius.

Fahrwohl der Hoffnung.

In holder Jugendzeit,
Wo ritterlich mein Muth,
Wo sprudelfrisch mein Blut,
Warst du mein Panzerkleid.
Wie trotztest du dem Hiebe
Traulicher Heuchelliebe,
Wie barg vor gift'ger Täuschung Schmerz
Dein blanker Stahl mein reines Herz,
O Hoffnung!
In meiner Jugend Blüthe
Da sangest du als Nachtigall
Mit lieblich süßem Flötenschall
Heimlich mir im Gemüthe.
Und schlug der Tag mein Herze wund,
Nachts tröstete dein süßer Mund;
Und schreckten Träume mich die Nacht,
Erklang dein Lied, wenn ich erwacht,
O Hoffnung!
In holden Jugendtagen
Warst du mein Roß, das fort und fort

Von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort
Mich sicher hat getragen.
Wenn Gram mich quält' und Herzeleid,
Wenn mich verfolgte Haß und Neid:
Wie da dein Fuß so flink mich trug,
Wie da dein Huf die Fratzen schlug!
Du flogst im Sturm durch Raum und Zeit
Mit mir hinweg so weit, so weit —
Bis zu des Paradieses Rand,
Bis zu des Ruhmes fernem Strand,
Bis in dein schönes Heimathland,
O Hoffnung! —
Der Panzer glänzt in fremder Hall',
Nach Süden zog die Nachtigall,
Das Roß warf seinen Reiter ab,
Er legt sich stumm in's kühle Grab.
O falsche Hoffnung!

Hermann Püttmann.

Der Erntekranz.

Wenn der liebe, freundliche Sommer weicht
Und der Herbstwind über die Fluren streicht,
Da macht sich die junge Schnitterin auf
Und sammelt Ähren und Blumen zu Hauf,
Und windet, zum fröhlichen Erntetanz,
Mit Sang und Scherz einen blühenden Kranz.
Sie windet ihn sorgsam und flicht in die Mitte
Blumen und flatternde Bänder hinein,
Denn zieren soll er die freundliche Hütte,
Soll freudigen Dankes ein Denkmal sein!
Kommt dann der Winter und fallen die Blätter,
Sterben die Blumen und scheidet das Jahr,

So nehmen wir fröhlich, bei stürmendem Wetter,
Des lieben verwelkten Kranzes wahr,
Und Erinnrung besucht uns an schönere Zeiten,
Wo Feld und Hain in der Blüthe stand
Und des Wiederkommens entflohener Freuden
Sind ein theures Unterpfand
Denn Säen und Ernten kommt immer wieder!
Und Blühen und Welken ist wechselndes Loos!
Die Wolke träuft ihren Segen nieder,
Ein milder Hauch weht über die Flur,
Da erwacht aus dem Schlummer die Mutter Natur,
In entzückender Schönheit wieder zu glänzen,
Und aus der Erd' erstorbnem Schooß
Winden sich wieder, zu neuen Kränzen,
Blüthen und Blumen und Ähren los.
Drum, wie auch Scheiden und Lassen uns reut,
Und wie sich auch wandelt die wechselnde Zeit:
Bewahrt man daheim einen duftenden Kranz
Aus schönen Blumen vergangener Stunden,
Mit dankbarem Herzen zusammengewunden,
So gibt das Muth, die Sorgen schwinden
Und Hoffnung zeigt ein frohes Wiederfinden.

August Mahlmann.

Zwei Wölkchen.

Der Himmel ist schon eingetaucht
In nachtverlornes Grau.
Zwei Wölkchen, rosig angehaucht,
Schwimmen noch dort durch's Blau.
Wo wollt ihr, holde Kinder, hin?
Habt ihr den Weg verloren
Zu des Himmels goldnen Thoren?

Es geht mir immer durch den Sinn,
Als wärt ihr süße Gedanken,
Die noch durch's Herze schwanken
Aus alter lieber Zeit,
Die liegt schon weit, ach weit!
Ich möcht' euch helfen gar zu gern
Das goldne Thor zu finden. —
Doch ach! schon lange seh' ich's fern
Und immer ferner schwinden.

C. Reinhold.

Die Brüder.

Ich ging einmal in späten Tagen,
Aus meiner lieben alten Zeit
Die trauten Brüder zu erfragen,
Die ich gekannt in Lust und Leid.
Und lange mußt' ich gehn und fragen:
Wie ist die Welt so weit und breit!
So war es nicht in jenen Tagen,
Als wir zusammen uns gefreut.
Der Blonde, der an Feiertagen,
Wenn wir gejubelt und gelacht,
In dunkeln Wald sein Herz getragen,
Und an sein fernes Lieb gedacht;
Der saß so warm mit seinem Liebchen
In einem trauten Kämmerlein,
Und wiegte sich ein feines Bübchen,
Und um ihn stand manch voller Schrein.
Den Stillen, der manch ernste Nächte,
Ein Seher, sprach von Treu' und Ehr'
Von Heimath und vom alten Rechte,
Den weiß und kennet Niemand mehr.

Den Sänger, der um unsre Reben
Am kühlen Neckar Rosen wand,
Traf ich auf blauen Bergen eben,
Die alte Zither in der Hand.
Ich fragt' ihn um den stillen Schauer:
Er wußte noch des Freundes Ort,
Eng, unter dunkler Kirchhofsmauer,
Kein Malstein, kein Gedächtnißwort.
Ein bleiches Mönchlein kömmt geschritten,
Und knieet leise auf der Statt;
Der Vierte ist's aus unsrer Mitte,
Der für den Freund gebetet hat.
War das dein Lied von lust'gen Schlachten?
Von Roß und Schwert dein stolzer Traum?
Nun hat dein Werben und dein Trachten
In einer Klosterzelle Raum?
Und Alle habt ihr es getroffen,
Eu'r Lieben und ein stilles Haus;
Und mich treibt ohne Rast mein Hoffen
So weit und weiter nur hinaus!

Dietrich Wilhelm Landfermann

Zufriedenheit.

O Lebensmittag, der du so wonnereich
Im Traum erschienst mir, als ich ein Knabe war,
Du rückst heran, ja, bist gekommen!
Eh' ich es ahnete, schlug die Glocke.
Ein bunter Festsaal, prangend in Kerzenschein,
Thut auf sich glanzvoll; tropische Blumenpracht
Umstrahlt mit Frühlingsgrün die heitern
Gäste, versammelt an langer Tafel.

Das Mahl beginnt, schon funkelt im Goldpokal
Der lichte Rhein; still schweigt die Musik und bloß
Von jenem Ast tönt noch ein helles
Stimmchen kanarischer Sängerkehle.
„Hoch, hoch der Hausherr!" ruft es von Aller Mund.
Da wich — der Traum; Festtafel und Zecherchor
Zerrann in Luft; ein liebend Weib nur
Bleibt, an der Seite den Sohn, zurück mir,
Einsam im einsam traulichen Zimmer. Doch
Mehr wünscht' ich niemals! — Wenn es verronnen ist,
Dann prüf', o Mensch, dein Leben; war es
Glücklich, so findest du — Müh' und Arbeit!

Johannes Minckwitz.

Eins wird sich erfüllen.

Einmal, eh' sie scheiden,
Färben sich die Blätter roth;
Einmal noch in Freuden
Singt der Schwan vor seinem Tod.
Und an edlen Bäumen,
Wenn der Winter vor dem Thor,
Bricht in irrem Träumen
Oft ein Frühlingsreis hervor.
Stirbt der Lampe Schimmer
In des Dochts verkohltem Lauf,
Zuckt mit hellem Flimmer
Einmal noch die Flamme auf.
Und so wird gelingen,
Eh' mein Stundensand verrollt,
Mir von guten Dingen
Eines noch, was ich gewollt.

Eins wird sich erfüllen,
Eine Freude wird, wie Wein,
Schäumen, überquillen —
Mag es dann geschieden sein!

Carl Gutzkow.

Endlich!

Endlich bleibt nicht ewig aus,
Endlich wird der Trost erscheinen,
Endlich grünt der Hoffnungsstrauß,
Endlich hört man auf zu weinen,
Endlich bricht der Thränenkrug,
Endlich spricht der Tod: „Genug!"
Endlich blüht die Aloe,
Endlich trägt der Palmbaum Früchte,
Endlich schwindet Furcht und Weh,
Endlich wird der Schmerz zu nichte,
Endlich winkt das Freudenthal,
Endlich, Endlich kommt einmal!

Johann Christian Günther.

Mein Postillon.

„Fahr' zu, fahr' zu, o Postillon,
Dein Liebchen harrt auf der Station!" —
„„Kein Liebchen mich gefesselt hält,
Frei eil' ich durch die ganze Welt,
Seh' auf Vergangnes nie zurück,
Halt' nur die Zukunft fest im Blick,
Darf nimmer zögern, rasten, ruhn,
Muß allzeit frische Arbeit thun,

Schaff' manchen Tag nun schon so fort,
Bring' Jeden treu an seinen Ort;
Sei ruhig drum! kommst zur Station! —
Tod ist ein sichrer — Postillon!""

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Am Gestade.

Ich wandle her, ich wandle hin,
Am Pilgerstab,
Wohl ohne Ruh' und Lust,
Mit trübem Blick, mit trübem Sinn —
Bergauf, bergab,
Ach! mit beklommner Brust.

Erlöscht ist schon des Tages Strahl;
Die Gegend graut
In schwarzem Dämm'rungsflor —
Und rings, wohin durch Berg und Thal
Mein Auge schaut,
Steigt Finsterniß empor.

Und immer hohler wird der Klang,
Bei'm dumpfen Tritt,
Am hallenden Gestad' —
Und immer bebender sein Gang
Mit bangem Schritt
Auf immer engerm Pfad.

Und dennoch muß ich weiter fort;
Stets weiter fort;
Es kann nicht anders sein —
Mein Weg geht durch das Dickicht dort
Zum düstern Ort;
Und ach! ich muß hinein.

Jens Baggesen.

Das Wort des Engels.

Kommt einst die Stunde herben Scheidens,
Dann rauscht um uns ein Friedensgeist,
Der auch die letzte Spur des Leidens
In's Irdische zurückeweist.

Dann tönet in der Menschen Ohren
Ein Wort, das nur ein Engel spricht,
Das Jenen, die vom Staub geboren,
Erklingt, so lang sie athmen, nicht.

Das Wort, es ist des Todes Lösung,
Es ist die Kraft, die Alles eint,
Die selbst durch Werden und Verwesung
Ein unvergänglich Band erscheint.

Es ruhet tief im Menschenherzen,
Wir ahnen nur, erkennen's nicht,
Wenn oft auch durch die Nacht der Schmerzen
Es tröstend aus dem Innern spricht.

Es ist, als hätten's wir vernommen
In einer heitern, schönern Zeit,
Die uns das Leben weggenommen
Mit seiner herben Wirklichkeit.

Was es bedeutet, ist verschwunden,
Allein sein Klang tönt immer fort,
Und löst nach Erdenschmerz und Wunden
Sich in den herrlichsten Accord.

Georg Döring.

Gewisse Worte.

O Worte gibt's, die nie verhallen!
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen schwarz und tief,
Und die von Kant' zu Kante springen

Und stets von Neuem aufwärts klingen,
Wenn scheinbar längst ihr Ton entschlief.
Es sind die Worte, die sich senken
In unsers Herzens tiefen Schacht:
Aus der Vergessenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.
Ich kehrte heim nach langen Jahren;
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang umfangen.
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen, traurig-mild:
„O Gott, wie blaß sind deine Wangen!"
„„O Gott, wie blaß sind deine Wangen!"" —
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.
Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
„„O Gott, wie blaß sind deine Wangen!""
Und sitz' ich Nachts allein und schaue
Mit falt'ger Stirne, düstrer Braue,
Tief zu des Bechers goldnem Grunde,
Ist mir, als ob aus treuem Munde
Heraus die Klageworte klangen:
„„O Gott, wie blaß sind deine Wangen!""
Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,

Wo mich kein Menschenlaut mag stören —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
„‚O Gott, wie blaß sind deine Wangen!‘“

Moritz Hartmann.

Der Ritt am Kirchhofe.

Ich reite mit verhängtem Zügel
Am stillen Kirchhof wild vorbei;
Es saust um mich des Sturmes Flügel
Mit seiner grellen Melodei.

Wie rasch ich auch vorübersprenge,
Doch trifft den Blick mit Blitzesmacht
Der Leichensteine dicht Gedränge
In hoher Bäume düstrer Nacht.

Da rauscht es, dünkt mich, in den Tannen
Und in dem Sturm ein Ton erschallt:
„O reite du nur still von dannen,
Bald liegst du bei uns still und kalt!“ —

Friedrich Ruperti.

Der Kirchhof.

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Lebensfeste,
Was bleibt dir unvergällt?
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt;
Wer haßt, ist zu bedauern,
Und mehr noch fast, wer liebt.

Es trübt den eignen Frieden
Mit seiner Glut das Herz,

Das Kind ist nicht zufrieden,
Dem Mann bleibt nur der Schmerz.
Du hoffst umsonst vom Meere,
Vom Weltgetümmel Ruh';
Selbst Lorbeer, Ruhm und Ehre
Heilt keine Wunden zu.
Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beschwerde
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt.
Ein Plätzchen ach! so theuer,
Wie mich noch keins entzückt,
Wo Lieb' und liebend Feuer
Mein Herz einst nicht mehr drückt;
Wo's ruht, sein selbst entbunden,
Dem Sturme nicht mehr bloß,
Von Keinem aufgefunden,
Ja frei und schicksallos.
Die Brüder selbst, sie stören
Hier meine Ruhe nicht,
Nur selten, daß sie hören,
Wie mir ein Ach entbricht;
Sie schlafen hier geschieden
Von aller Welt, allein; —
Ich wär' es wohl zufrieden,
Der ihrige zu sein.

Wilhelm Waiblinger.

Seliger Tod.

„Wanderer, preise mein Loos! denn wiss', in dem Herzen die Sehnsucht
Harrt' ich des Todes, der nichts Bitteres hatte für mich.
Ja, süß stirbt es sich nur, wenn voranging, was dir das Liebste
War, und im Tode nun mischt Liebe der Liebenden Staub."

Friedrich Wilhelm Rogge.

Grabschrift eines Jünglings.

„Pflanzet Blumen umher! Zwar schließet der Winter die Blumen,
Aber mit thauender Hand öffnet sie wieder der Lenz.
Weinet mit lächelndem Blick! ich ruh' im Schooße der Erde,
Er, der die Blumen erweckt, wecket zum Leben auch mich!"

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg

Auf einem Friedhof in der Fremde.

Über fremde Gräber und Leichensteine
Schreit' ich allein im Abendscheine.
Hab' ich die Schläfer drunten gestört?
Haben sie mein fragend Wort gehört?
Mir ist, als könnt' ich in süßem Grauen
Durch Schollen und Särge hinunterschauen,
Mitten hinein in die stille Stadt,
Wo alles Reisen ein Ende hat.
Wie vieles Leid, wie viele Trauer
Innerhalb jener engen Mauer!
Hinter der eisernen Gitterthür'
Wie manche Gebete, Gelübd' und Schwür'!
Ach! der menschlichen Liebe ist nirgends so viele,
Als hier am letzten Wanderziele;
Ihre Rosen und Dornen streuet sie mild
Über das thränenreiche Gefild.

Nur nicht ohne Liebe allein verderben,
Nur nicht in der Fremde siechen und sterben,
Von Miethlingshand gehegt und gepflegt,
Mit offenem Aug' in den Sarg gelegt!
Und sollt' ich sie lebend nicht wiedersehen,
Die Heimath, so möcht' ich drin sterben gehen
Und ruhen bei meinem Mütterlein, —
Nur nicht in der Fremde, nur nicht allein!

Franz Dingelstedt.

Der Friedhof im Walde.

O wer hier ruhte, wer hier schliefe,
Kein feindlich Auge dränge nach,
Kein Schlag der wilden Sehnsucht riefe
Ihm Leid und Liebe pochend wach!
Kein hast'ger Ton der Welt verwirrte
Die Ruh', die Rast, den Friedenstraum;
Kaum daß ein müder Wandrer irrte
Wegab in diesen stillen Raum.
Nur aus dem Waldesdunkel bebte
Ein tiefer Nachtigallenlaut,
Und in den Eichenwipfeln webte
Ein ahnend Rauschen gar vertraut.
Ja, wer hier ruhte, wer hier schliefe,
Beschattet so von Kreuz und Stein:
Kein Schmerz der Sehnsucht pocht' und riefe
In seinen Schlummer wild hinein.
O Waldesduft, o Friedhofsegen,
Was weht in deinem Hauch mir zu?
Schon muß das Herz sich leiser regen —
O nimm mich auf, o gib mir Ruh'!

Bis über Gräber, Kreuz und Steine
Ein wunderheller Morgen bricht,
Der Himmel quillt von goldnem Scheine,
Die Erde trinkt lebend'ges Licht;
Der Wald in nie gefühltem Schauer
Rauscht himmelwärts mit frohem Drang,
Der Nachtigall geheime Trauer
Schmilzt selig in dem hellen Klang.
Es weht, es weckt, es bebt, es blühet
Hinunter in den stillen Raum;
O Licht, o Klang, es zuckt, es ziehet
Allmächtig durch den Grabesraum!

H. Klette.

Der Todtenkopf im Walde.

Du kahler Schädel, welcher zersplittert hier
Auf öder Haid' am Strahle der Sonne bleicht,
Den Menschen unwerth und den Manen,
Aber dem Wandrer ein böses Zeichen;
Wer bist du, daß vergessen, ein leichtes Spiel
Der Winterstürm', und ohne Beerdigung
Du hier am Hügel rollst? Welch Schicksal
Warf dich in diese verlass'ne Wildniß?
Erwürgte hier ein lauernder Feind vielleicht
In schwarzer Nacht den säumenden Wanderer,
Und nahm durch Meuchelmord auf ewig
Ihm den erwarteten Tag der Heimkehr?
Bestraften hier die rächenden Furien
Geheimen Frevel? Oder bewaffnete
Des Elends Wuth dem langen Dulder
Gegen den Busen die eigne Rechte?

Du schweigst. Des Schicksals richtender Augenblick
Ist längst vorüber; aber noch liegest du,
Ein später Zeuge stummer Unthat,
Unter dem Himmel in Thau und Wettern.
Noch keine Hand bestreute mit Erde dich,
Kein frommes Zeichen ehrt der Gebeine Platz,
Und unbekümmert streift der Jäger
Heute wie morgen an dir vorüber!

Ludwig Neuffer.

Lied eines Einsamen.

Wie flüsternd sich in stiller Luft
Der Weidenbaum bewegt,
Wie schaurig sich aus jeder Gruft
Geheimes Lispeln regt!
Ein Singen, ein Klingen, das dunkelklar
Die stille Seele vernimmt,
Derweil der Mond so wunderbar
Um die Leichensteine flimmt.

August Schulte.

An die Vergessene.

Das Grab hat dich verschlungen,
Da modert dein Gebein;
Das Sterblied ist verklungen,
Wer denkt noch fürder dein?
Ach! Alle sind verschwunden,
Die einst geweint mit mir;
Ich hab' allein gefunden
Den stillen Weg zu dir.

Ich kann es nimmer fassen,
Daß noch der Frühling glüht,
Daß nicht die Blumen blassen,
Seitdem du ausgeblüht;
Daß nicht ein schmerzlich Bangen
Durch jeden Jubel geht,
Seitdem du heimgegangen
Sanft, wie ein Nachtgebet.

Unendlich war dein Lieben,
Groß wie die Welt dein Herz;
Dieß bleibet tief geschrieben
In meines Schmerzes Erz.
Laß dich getrost vergessen —
Wenn jedes Band zerbricht,
Wenn Alle dich vergessen,
Mein Herz vergißt dich nicht.

Ein Lied, das, kaum geboren,
Auf leisem Hauch entschwebt,
Und doch so unverloren
In treuem Busen lebt —
So lebst du mir im Herzen;
Bist ein verklungnes Lied,
Das durch der Seele Schmerzen
Mit ew'gem Singen zieht!

Ludwig Pfau.

Die frühen Gräber.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.
Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

F. G. Klopstock.

Ein unberastes Grab.

Ein Anblick ist's, dem Herzen weh:
Ein unberastes Grab;
Mir blutet es, wenn ich nur seh'
Ein unberastes Grab.
Bedecke wenigstens doch Schnee
Ein unberastes Grab!
Mir ist, wie offne Wunde steh'
Ein unberastes Grab!

A. L. Schurz.

Schmerz.

(Aus dem Ungarischen des Koloman Lißnyai)

Eine Trauerweide, thränenthauig,
Ich im Friedhof seh',
Und sie trauert und sie sinnt, als hätte
Sie ein Herz voll Weh.
Gib ein Zweiglein mir zu einer Flöte,
Arme Trauerweid',
Daß ich blase drauf, wie klingen möge
Allergrößtes Leid!

C. M. Kertbeny.

Todtenopfer.

Über den Kirchhof ging ich und pflückte von jedem der Gräber
Eine Blume mir ab, endlich ward er ein Strauß.
„Aber was soll er mir doch?" so rief ich, plötzlich erschaudernd,
„Borgt das Leben sich denn Zier und Zeichen vom Tod?" —
Doch, da traf ich ein Grab, verwildert liegend und einsam,
Welchem jeglicher Kranz fehlte, der welke sogar.
„Nimm sie" sprach ich, und streute die Blumen, „die schlummernden Nachbarn
Senden das Opfer durch mich, das die Liebe versäumt!"

Friedrich Hebbel.

Bekränzte Ruine.

Im sanften Abendschimmer steht
Das alte Ritterhaus;
Frei durch die offnen Fenster weht
Der Zugwind ein und aus.
Um die verfallnen Mauern strickt
Ein Rebengitter sich,
Und von des Thurmes Trümmer nickt
Das Immergrün auf mich.
Da fühlt das wehmuthvolle Herz
Erquickt sich wunderbar,
Wie von den Kränzen, die der Schmerz
Verstorbnen schlang in's Haar.

Adolph Bube.

Das Schiff des Lebens.

Es treibt des Lebens kleines Schiff
Vorbei an manchem Felsenriff,
Und mancher Sturm und manche Nacht
Wird durchgerudert und vollbracht.

Oft ist auch klar das Wellenspiel,
Es gibt der Lust und Freuden viel,
Und tausend Kränze frisch und rein,
Sie fallen in das Schiff hinein.
An Sternen es geschrieben steht,
Wohin des Schiffleins Reise geht,
Und darum nimmt es seinen Lauf
Nur zu dem Himmel selbst hinauf.
Fällt endlich einst der Anker aus:
Dann naht das Schiff dem Sternenhaus,
Durch eine weite Sonnenau
Zieht sich der Hafen licht und blau.
Ein Kreuz blüht hell am Uferrand
Und Engel wohnen in dem Land.
Das Schiff zerfällt, der Schiffer nicht,
Die Engel heben ihn zum Licht.

Ludwig Würkert.

Die Vereinigung.

Nun weiß ich einen sichern Ort,
Da find' ich meine Lieben.
Ziehn sie dahin und sind sie fort:
Gewiß, ich find' sie wieder dort,
Dort sind sie mir geblieben!
Im Herzen Gottes find' ich sie,
Da sind sie wohl geborgen.
Ich tauch' im Geist hinein, und sieh:
Da stehen sie, da blühen sie
Vor mir im lichten Morgen!
Tauch' dich, mein Herz, in Gottes Treu',
Dann wird dein Schmerz zerrinnen!

Riß sie die Zeit dahin, vorbei —
Hier kommen sie, hier sind sie neu,
Hier wirst du sie gewinnen.
O juble nur, du krankes Herz,
In Gott sind dein die Deinen,
Er zieht durch allen Trennungsschmerz
Die Seinen läuternd himmelwärts,
Sie ewig zu vereinen!

Johann P. Lange.

Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.
Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.
„Oft,“ sagt er staunend, „tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, auf dem Kirchhof spielend,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten.

L. H. C. Hölty.

Diese Anthologie übertrifft alle bis jetzt erschienenen an Reichhaltigkeit. In ihr sind einerseits über sechshundert, und zumeist weniger bekannte Dichter der neuern Zeit mit mehr als tausend ihrer nach Inhalt und Form vollendetsten Leistungen vorgeführt; andererseits aber ist Alles — das Zartgefühl Verletzende, die Welt Vergötternde und die Religion Verhöhnende aus ihr strengstens ausgeschieden; so daß man bei der Lesung dieses Buches einen stets rein poetischen, und darum Geist und Herz wahrhaft erhebenden und erquickenden Genuß zu erwarten hat. In nur classischer Poesie wandelt der sittliche Ernst und das anmuthig Gefällige Hand in Hand durch diesen prachtvollen, blüthen- und duftreichen Dichter-Frühling.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.